UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Schillers Wallenstein.

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

---

17. 18.

Wallenstein.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

LG
334
Ydu

Schillers

Wallenstein.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Fünfte, neu durchgesehene Auflage.

34535
10/8/94

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

1890.

Der, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

I. Entstehung.

Der nach dreijähriger Anstrengung endlich im Herbste 1785 vollendete Don Karlos ward, statt des Dichters Hoffnungen zu erfüllen, ihm mit Unlust belohnt, wie er von Weimar aus an Körner schrieb. Erschöpft von der langen Arbeit, unmuthig über den Mangel äußern Erfolges, mußte er zunächst auf Arbeiten bedacht sein, die ihm den nöthigen Erwerb und die Aussicht auf eine zukünftige Versorgung boten. So verband er sich denn mit Wieland zur Förderung von dessen deutschem Merkur und hielt sich an die schon begonnene Geschichte des Abfalls der Niederlande, die er rascher und mit geringerer Anstrengung als dichterische Werke fördern konnte. Doch bald bedrängte ihn der Widerstreit dieser Arbeit mit seiner auf den Schwingen der Einbildungskraft sich mächtig erhebenden Natur, ohne zu ahnen, wie diese Abhängigkeit von einem festen, nicht willkürlich zu gestaltenden Stoffe, den ihm die freilich im einzelnen sich vielfach widersprechende Ueberlieferung bot, eine nothwendige Vorstufe zu dem höhern Drama sei, das ihm den unverwelklichen Kranz gewinnen sollte. „Ich ringe mit einem mir heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoff", schrieb er an Körner anfangs 1788, „dem ich Leben und Blüte geben

soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin, und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen. . . . Mit der Hälfte des Werthes, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. . . . Ist nicht das Gründliche der Maßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? das Unterrichtende, nämlich das, welches sich dafür ausgibt, von weit höherm Range als das bloß Schöne oder Unterhaltende? So urtheilt der Pöbel — und so urtheilen die Weisen." Als gleich darauf seine Einleitung des Abfalls im Januarhefte des Merkur erschienen war, äußerte er, mit jedem Tage sehe er, daß er für das Geschäft, welches er jetzt treibe, so ziemlich tauge, doch könne er nicht lange im Maschinengange eines soliden Geschäfts verharren. „Wie weit mich diese Art von Geschäftsthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir schwant, daß, wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publizisten näher bin als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles — und dabei danke ich mit jedem Schritte dem Himmel für jede poetische Zeile, die ich mich zu machen nicht habe verdrießen lassen." Das Gefühl seiner dramatischen Kraft beseelte ihn noch so lebhaft, daß er im Eifer des Gespräches sich gegen Wieland anheischig machte, jede einzelne Szene aus jedem französischen Tragiker wahrer als diese zu dichten. Und als derselbe auf die in dieser Beziehung im Karlos begangenen Fehler hinwies, meinte er, aus diesen dreißig Bogen würde man gewiß sieben

von reiner Natur herausbringen, was bei irgend einem französischen Drama unmöglich wäre; Wieland möge ihm den Marquis Posa mit König Philipp in einer Szene so weit kommen lassen, ohne seinen Weg einzuschlagen, oder auch die dreizehn Blätter starke Szene zwischen Karlos und der Eboli in französischem Geschmack schreiben lassen und sehn, wer sie aushalte. Die ungeheure Arbeit des Materialiensammelns machte ihm doch Freude und die darauf verwandte Zeit hielt er nicht für verloren. Auf Körners Bemerkung, in der Einleitung des Abfalls habe er, was freilich dieser wohl zu vergeben sei, zu viel Schmuck verwandt, erwiderte er: es habe ihm hier schwer gehalten, sich von der Dichtersprache zu entwöhnen, doch hoffe er, die Geschichte selbst werde davon ganz rein bleiben. Neben dieser geschichtlichen Arbeit setzte er den Geisterseher fort und schrieb einige Beurtheilungen für die Literaturzeitung, doch gedieh damals auch eine seiner vollsten lyrischen Blüten zu rascher Entfaltung — er dichtete die Götter Griechenlands.

Nach der Mitte Mai wählte er zur Sommerfrische das Dorf Volkstädt bei Rudolstadt, wo er sich, wie später zu Rudolstadt selbst, des innigsten Zusammenlebens mit der lengefeldschen Familie erfreute. Hier wollte er neben der Vollendung des Abfalls und ein paar Aufsätzen auch ein Theaterstück schreiben; ob den Menschenfeind oder ein anderes Stück, das er an der Kunkel habe, ohne Zweifel die feindlichen Brüder, ließ er noch dahin gestellt: doch fehlten ihm zu lebhafter Ergreifung eines dramatischen Werkes Zeit und Ruhe.

Seiner Schulden sich durch Schreiben möglichst rasch zu entledigen, lag ihm vor allem am Herzen. „Gottlob, ich habe Muth", äußert er am 12. Juni gegen Körner, „und das wird

mir denn auch Succeß verleihen. Jetzt dank' ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Lache mich aus, so viel du willst, ich arbeite ihn ins Weite, und unter dreißig Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann mir ihn gut bezahlen. Den Menschenfeind hab' ich auch wieder in den Vordergrund gerückt, und hoffe ihn auf den Oktober geendigt zu haben. Ich will mich nicht so sehr um Details bekümmern. Endlich kommt doch wohl eine Zeit, wo ich etwas ganz ohne Nebenrücksicht schreiben kann; für die nächsten Jahre genug, wenn ich nur nicht zurückgehe bei dem Publikum. Aber vorwärts muß es ja immer." Die Beendigung des ersten Theiles des Abfalls war ihm so sauer geworden, daß er eine kleine Pause machen mußte, in welcher er am Geisterseher fortfuhr und für den Merkur die Briefe über den Don Karlos begann, die den Charakter des Posa und den Einheitspunkt des Stückes behandelten. Der Mangel an Einheit im Karlos komme daher, schrieb er Körner, daß er sich zu lange mit dem Stoffe getragen, und zwar zu einer Zeit, wo eine bedeutende Entwicklung in ihm vorgegangen sei; ein dramatisches Werk könne oder solle nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Die Schuld, daß es mit dem Menschenfeind nicht recht vorwärts gehe, schob er auf seine ihn zu sehr auseinanderziehenden Journalarbeiten. Um ihn vorzunehmen, dürfe er kein Nebengeschäft haben; deshalb lasse er ihn wieder liegen. Einige kleine Schritte habe er darin vorwärts gethan; wenn er noch einmal daran gehe und ihn dreimal wieder weglege, so werde er wohl endlich zu einer gewissen Vollkommenheit gelangen. Eher wolle er keine Zeile an der Ausführung schreiben, bis er

mit dem Plane aufs genaueste in Ordnung sei und dieser Plan alle seine Forderungen erfülle. Schon seit einem halben Jahre, vertraute er dem Freunde, habe er ein anderes Sujet im Kopfe, das weit einfacher sei und durch eine feine Behandlung äußerst viel gewinnen könne. Daran wolle er sich jetzt machen, aber es erst einige Monate bei sich kochen lassen; der Stoff sei einer griechischen Manier fähig, und er werde ihn in keiner andern ausführen. Auch später gedenkt er seines schon in Rudolstadt „ausgeheckten" (erfundenen) Schauspiels. Zur griechischen Einfachheit zog es ihn jetzt gegenüber dem frühern rhetorischen Pathos. In den beiden nächsten Jahren wollte er sich an die Alten allein halten; diese gäben ihm jetzt allein wahren Genuß; auch bedürfe er ihrer im höchsten Grade, um seinen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Einfachheit zu entfernen angefangen habe. Gleich darauf versuchte er sich an einer metrischen Uebersetzung der Iphigenie in Aulis von Euripides. Die Arbeit, schrieb er, übe seine dramatische Feder, führe ihn in den Geist der Griechen hinein und werde, wie er hoffe, ihm unvermerkt ihre Manier geben. Ein episches Gedicht von Friedrich dem Großen, das ihm Körner vorgeschlagen hatte, sei für ihn noch sechs bis acht Jahre zu früh; vorerst müsse er durch einige vollendete poetische Werke und ein paar gute historische Versuche die Erwartung des ganzen deutschen Publikums von sich genug erhöht und verbessert haben, um von seiner Seite etwas Großes zur Beförderung einer solchen Nationalangelegenheit hoffen zu können. Doch im Grunde mochte der große Preußenkönig ihn nicht begeistern. Ein höchst bedeutendes lyrisches Gedicht, die Künstler, hatte er noch zu Rudolstadt begonnen.

Der November führte ihn nach Weimar zurück, wo er nach Vollendung der Iphigenie die Phönizierinnen desselben Euripides übersetzte; von diesen wollte er zum Agamemnon des Aeschylus, „einem rechten Leckerbissen", sich wenden und diesen mit größerm Fleiß ausarbeiten.

Unerwartet schnell, noch vor dem Ende des Jahres, entschied sich seine Anstellung als Professor in Jena, wobei ihm selbst sehr übel zu Muthe war, doch sollte diese Stelle ihm die Aussicht zu einer künftigen bessern Versorgung eröffnen. Mit Recht meinte er, die Nothwendigkeit, sich jetzt ernstlich auf die Geschichte zu werfen, bringe ihn schneller zu einem gewissen Vorrath von Begriffen, werde ihm auch später geschichtliche Arbeiten erleichtern. Besonders wollte er die deutsche Geschichte aus den Quellen genau studiren. Rasch mußte er den Geisterseher eben in dem Augenblicke abzuschließen suchen, wo er ihm lieb zu werden anfing, und sich der Geschichte widmen, als er die größte Versuchung zu einem Schauspiel fühlte. Am 2. Februar 1789 klagt er: „Jetzt quält es mich schon fast den ganzen Winter, daß ich mich nicht an das Schauspiel machen kann, das ich in Rudolstadt ausheckte. Es würde mich glücklich machen — und das, was mich jetzt beschäftigen soll, vielleicht Jahre lang beschäftigen muß, ist von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit entlegen. Daß ich über dieses Hinderniß siegen werde, glaube ich wohl, aber ob mir auch wohl dabei sein wird, ist eine andere Frage. Das ist indessen richtig, daß diese Diversion, besonders wenn sie einige Jahre dauert, einen sehr merklichen Einfluß auf meine erste dramatische Arbeit haben wird, und, wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich

ein Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließend der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in andern Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen." Die lyrische Dichtung, auf die ihn Körner hinwies, erklärte er damals für die kleinlichste und auch undankbarste von allen; die Zeit und Mühe, welche ihm seine Künstler gekostet, schrecke ihn auf viele Jahre davon ab. Im Dramatischen dagegen wolle er es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Freilich mit Goethe könne er sich nicht messen, wenn dieser einmal seine ganze Kraft anwenden wolle, da er weit mehr Genie und Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit, und dazu einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn habe, der ihm ganz abgehe. Er selbst habe sich ein eigenes Drama nach seinem Talente gebildet, welches ihm eben durch seine Eigenthümlichkeit einen gewissen Vorzug gebe; wolle er in das natürliche Drama einlenken, so fühle er sehr lebhaft, wie weit er hinter Goethe und vielen andern frühern Dichtern zurückstehe. „Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit

bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. . . . Mein nächstes Stück, das schwerlich in den folgenden zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarassirt, weil die Komposition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten. Einen solchen [die feindlichen Brüder] habe ich in petto, und damit werde ich auch debütiren. Der Menschenfeind ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich die neue Manier daran zuerst versuchen könnte; aber vielleicht gründet der Menschenfeind einmal meinen ganzen Kredit."

Die nächste Zeit, die Uebersiedelung nach Jena und die seiner Seele einen ganz neuen Halt bietende Verheiratung, war für seine Dichtung, da er sich fast ausschließlich den geschichtlichen Vorlesungen widmen mußte, ohne unmittelbare Bedeutung, doch auch unter dieser ihm widerstrebenden Beschäftigung drängte sich das Bewußtsein seines dichterischen Berufes immer wieder hervor, ja um so lebendiger, je mehr er sich gerade von dieser Thätigkeit ausgeschlossen sah. Kurz vor seiner Vermählung (anfangs 1790) hören wir ihn Körner vertrauen: „Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal; ich könnte mich, auch wenn ich noch

so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren." Was er zunächst zu betreiben hatte, die Vorlesungen, die Beiträge zu seiner wieder in Gang gebrachten Zeitschrift Thalia und die Sorge für seine Sammlung übersetzter Memoiren, alles dies gab seinem Geiste keine volle Befriedigung. „Es wird mir nicht eher wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann", äußerte er Ende März 1790. „Das epische Gedicht will mir nicht aus dem Kopfe; ich muß einmal dazu Beruf in mir haben. Vor einiger Zeit konnte ich der Versuchung nicht widerstehn, mich in achtzeiligen Stanzen zu versuchen. Ich übersetzte etwas aus der Aeneis, fertig ist aber noch nichts; denn es ist eine verteufelt schwere Aufgabe, diesem Dichter wiederzugeben, was er nothwendig verlieren muß." Die Fortsetzung des Abfalls der Niederlande hatte er aufgegeben, weil der erste Theil ihm selbst nicht mehr genügte. Nicht allein widerstand ihm das Zusammentragen des Materials aus den Quellen, es quälte ihn auch das Gefühl, daß er seine eigenen Ideen zu sehr hineingetragen, der Dichter den Geschichtschreiber überflügelt habe. Einen für seine Darstellung glücklichern Stoff bot ihm der dreißigjährige Krieg, dessen Geschichte er auf den Wunsch des Buchhändlers Göschen zum nächsten historischen Kalender für Damen begann. Dieser Krieg hatte ihm schon im Frühjahr 1786, wo er Rambachs Uebersetzung von Hyacint Bougeants Schilderung desselben in die Hände bekommen, den Kopf warm gemacht, da diese Zeit des höchsten nationalen Elends ihm auch die glänzendste menschlicher Kraft schien. Wahrscheinlich hatte ihn auch die vom Uebersetzer in der Vorrede versuchte Charakteristik und Lebensskizze Wallensteins angezogen, wohl noch mehr die „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn oder Szenen aus dem

dreißigjährigen Kriege". In diesem von Benedikte Naubert namenlos 1788 herausgegebenen geschichtlichen Roman waren die Hauptpersonen des Krieges so glücklich geschildert, daß die „allgemeine Literaturzeitung", an welcher Schiller selbst mitarbeitete, im Juniheft desselben Jahres eine Geschichte des ganzen Krieges in dieser Manier wünschte.*) In dieser Darstellung des großen deutschen Krieges zeigte Schiller bereits eine ruhigere Betrachtung der Dinge, wenn er diesen auch irrig als bloßen Religionskrieg faßte. Leider mußte er sehr rasch arbeiten und das Streben nach lebhafter Darstellung und dramatischer Wirkung schädigte oft die Wahrheit. Die Neigung zur Dichtung,

*) Die selbst in das Konversationslexikon unter Naubert übergegangene Behauptung, Schiller habe im Wallenstein manches, sogar wörtlich, aus diesem Roman benutzt, muß ich nach genauer Prüfung als haltlos bezeichnen. Schiller stimmt nur in den Punkten damit überein, welche beide aus der Geschichte genommen haben. Bloß eines könnte, wenn auch unbewußt, aus der Darstellung der Naubert ihm vorgeschwebt haben. Die amazonenhafte Thekla kommt nach Pilsen zu Wallenstein, von wo sie durch einen jungen Grafen von Eggenberg, dem sie einmal das Leben gerettet hat, zu ihrem Vater nach Eger gebracht wird, wohin später auch Wallenstein kommt. Es entspinnt sich ein Liebesverhältniß. Theklas Vater gibt endlich die Einwilligung zu der Verbindung mit dem jungen Grafen; dieser aber wird von seinem Oheim, dem Fürsten von Eggenberg, der ihn von Wallenstein trennen will, nach Wien gefordert und dort zurückgehalten. Dieses könnte zur Dichtung des Verhältnisses zwischen Thekla und Max eine entfernte Veranlassung gegeben haben: aber man sollte glauben, in solchem Falle würde Schiller, um eine Erinnerung an den vielgelesenen historischen Roman der Naubert zu vermeiden, gerade den Namen Thekla vermieden haben. Auch der Gedanke, daß der junge Graf Wallensteins Gattin in Wien förderlich sein könnte, erinnert an die ähnliche Aeußerung der Herzogin bei Schiller (Wallensteins Tod III, 23), aber ohne daß deshalb an eine Entlehnung zu denken wäre. Zur Darstellung der Sitten und des Lebens der Zeit hat Schiller nichts von der Naubert genommen, noch weniger irgend eine Stelle derselben wörtlich verwandt.

insonderheit zum Drama, trieb ihn, neben seiner Hauptvorlesung über Universalgeschichte, zu einer öffentlichen über die Tragödie, wobei er, da er ganz selbstständig verfuhr, zu seinen mancherlei Erfahrungen und den Beobachtungen, welche ihm die tragischen Meisterwerke boten, allgemeine philosophische Regeln, ja vielleicht ein Grundgesetz zu finden suchte. Anfangs September beendigte er den ersten Theil des dreißigjährigen Krieges, worin ihn besonders die Persönlichkeiten Gustav Adolfs und Wallensteins angezogen. Die Vollendung des Menschenfeindes gab er im Herbste ganz auf, und so erschien das Vollendete als Bruchstück in der Thalia. „Für die tragische Behandlung ist diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch", schrieb er den 26. November an Körner. „Ich würde einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben, und bei aller Anstrengung doch verunglücken. Komme ich je wieder in die tragische Laufbahn, so will ich mich nicht wieder aussetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden, und [wie im Karlos] meine beste Kraft in einem vergeblichen und mir nie gedankten Streit mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verschwenden. Ueberhaupt, wenn ich mich mit einem alten oder neuen Tragiker jemals messen soll, so müssen die Umstände gleich sein, und nichts muß der tragischen Kunst entgegenarbeiten, wie es mir bisher immer begegnete. Das Arbeiten im dramatischen Fache dürfte überhaupt noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunkeln Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein. Außerdem muß ich doch die historische Wirksamkeit so weit treiben,

als ich kann, wärs auch nur deswegen, um meine Existenz bestmöglichst zu verbessern. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden kann; und dem ersten müssen sich doch auf jeden Fall Aussichten eröffnen."

Aber wie anders sollte und mußte es kommen! Schiller hatte den Plan zu einem deutschen Plutarch, einer Reihe von Lebensbeschreibungen, gefaßt, von der er jährlich zwei Bändchen mit der gehörigen Muße ausarbeiten wollte; von dieser Arbeit, die alle seine Fähigkeiten beschäftigen werde, hoffte er einen großen Erfolg. Sehr begierig war er auf das, was der Koadjutor Karl von Dalberg in Erfurt, von welchem er eine würdige Versorgung für die Zukunft hoffte, dazu sagen werde; freilich wolle dieser ihn nicht von der Poesie, besonders nicht von der dramatischen, verschlagen wissen, doch werde sich beides wohl vereinigen lassen. Gleich darauf besuchte Schiller diesen zu Erfurt, wo er leider von einem heftigen Katarrhfieber befallen wurde, von dessen Folgen er nie ganz genesen sollte. Hier scheint ihm nach mancherlei vertrauten Gesprächen mit Dalberg endlich der Gedanke aufgegangen zu sein, den Wallenstein, der ihm durch seinen dreißigjährigen Krieg so nahe getreten war, zum Helden seines nächsten Dramas zu machen. Den 12. Januar 1791 (Tags vorher war er nach Jena zurückgekehrt) schrieb er an Körner: „Es ist mir jetzt wieder noch einmal so wohl; denn seit meiner erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre; endlich hat sich eins gefunden, und zwar ein historisches." Dieser

Gegenstand war, abgesehen von ein paar politisch-dramatischen Versuchen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges selbst, schon 1783 in einem zu Gotha erschienenen Trauerspiele behandelt worden, und vier Jahre später hatte G. A. von Halem ein sich sehr zersplitterndes prosaisches Schauspiel geliefert, das mit dem Versuche begann, Wallenstein von neuem zur Uebernahme des Oberbefehls zu bestimmen.*) Aber diese Vorgänger dürften ihn weniger zu seinem Plane bestimmt haben, als J. Chr. Herchenhahns neuer geschichtlicher Versuch in der „Geschichte Albrechts von Wallenstein des Friedländers", die in zwei Bänden zu Altenburg 1790 und 1792 erschien. Leider kehrte bald darauf Schillers Uebel in heftigster Weise zurück, von dessen Folgen er sich nur langsam erholte. Allen öffentlichen Vorlesungen mußte er entsagen, doch hoffte er im nächsten Winter auf seinem Zimmer vor wenigen Zuhörern über Aesthetik lesen zu können. Die Nebenstunden wollte er zu derartigen Ausarbeitungen für die Thalia bestimmen, wie über die Theorie der Tragödie, und, um sich ein rechtes Fest zu machen, dem Plan zu seinem neuen Trauerspiel nachdenken, der ihn, wie er am 22. Februar schrieb, seit einiger Zeit sehr beschäftigte. Der Koadjutor nahm an diesem lebhaften Antheil, mahnte ihn aber, vorab seine Kräfte sehr zu schonen. „Der Tod Walsteins ist ein großes Thema für ein Trauerspiel. Die Umständen (so!) damaliger Zeit, die Schillers Geist in einem Brennpunkt zusammenziehen werden, interessiren jeden Deutschen. Unbändige Leidenschaften mit eiserner, kolossaler Charaktergröße machen Walstein zu einer

*) Vgl. über dieses Drama, von welchem das deutsche Museum bereits 1785 (I, 369—417) die ersten vier Szenen gebracht hatte, F. W. Wex im Weimarischen Jahrbuch V, 67 ff.

höchst dramatischen Figur. Professor Dominikus [Dalbergs täglicher Tischgenosse]*) sucht alles auf, was auf Wallstein Beziehung hat, und wird ehestens schreiben." Davon, daß Schiller durch Dominikus auf besondere Quellen hingewiesen worden, wissen wir nichts. Bei seiner gebrochenen Gesundheit konnte der Dichter im Laufe des Jahres nur weniges zu Stande bringen; er vollendete die Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneis, führte auch die des vierten aus. Als er im Oktober, um sich den griechischen Stil anzueignen, an den Agamemnon des Aeschylus gehn wollte, meinte Körner, er könne auf kürzerm Wege zu dem gelangen, was eigentlich den Werth des griechischen Stils ausmache. Nach den vortrefflichen Stanzen seiner Uebersetzung sollte er jetzt ein großes episches Gedicht unternehmen, wozu er ihm die Erziehung des Menschengeschlechts, eine Art Philosophie der Geschichte, vorschlug. Schiller nahm sich wirklich vor, einen Versuch im Epos zu machen, sobald die Wiederkehr seiner Gesundheit es gestatte, da er alles dazu Nöthige besitze, Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung; nur fehle es ihm an Kenntnissen, die ein homerisirender Dichter nothwendig brauche, um ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen. Als epischer Held stand Gustav Adolf, den er in seinem dreißigjährigen Kriege so hoch gefeiert hatte, ihm allen voran; bei diesem gatte sich noch am meisten poetisches Interesse mit nationalem und politischem, und er könne sich dabei seiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen. Gleich darauf begann er für die Thalia den Aufsatz

*) Von ihm war auch wohl die Angabe, welche die erfurter Zeitung im Jahre 1792 brachte: „Von Herrn Hofrath Schiller haben wir ein neues Schauspiel zu erwarten."

über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, auf den die kantischen Ideen sehr bedeutenden Einfluß übten; denn Kant hatte er sich jetzt fast ausschließend zugewandt, ja er wollte seine Philosophie, sollte ihm dies auch drei Jahre kosten, nicht eher verlassen, bis er sie ganz ergründet habe. Da erlitt er einen neuen heftigen Krankheitsanfall. Als er sich davon zu erholen begann, ging er an den zweiten Theil des dreißigjährigen Krieges, der ihm jetzt seines Wallenstein wegen noch bedeutender geworden war. Daneben bereitete er sich mit besonderm Eifer zu den ästhetischen Briefen für den Prinzen von Augustenburg vor, an welchem er einen so großmüthigen Gönner gewonnen hatte. Ueber beides besprach er sich mit seinem Freunde Körner, den er im April 1792 besuchte. Einige Zeit nach seiner Rückkunft, am 25. Mai, schreibt er diesem: „Der dreißigjährige Krieg ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anspannung zu kosten. . . . An die ästhetischen Briefe habe ich, wie du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können, aber ich lese in dieser Absicht Kants Urtheilskraft wieder. . . . Baumgarten [dessen von Kant zu Grunde gelegte Aesthetik] will ich auch noch vorher lesen.“ Aber die philosophischen Betrachtungen vermochten ihn nicht ganz zu fesseln, der dichterische Drang forderte sein Recht. „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen; besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie; die Kritik

muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgebildeten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken. . . . Mich kann oft eine einzige, und nicht immer eine wichtige, Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So wars beim Karlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehn; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke." Unmöglich konnte er Körners wohlgemeinten Rath befolgen, gleich, um sich Muth zur Arbeit zu machen, eine Szene des Stückes auszuführen, da die geschichtliche Arbeit fast seine ganze, durch häufiges Unwohlsein unterbrochene Zeit in Anspruch nahm. Als er damit zu Ende gekommen, schrieb er (den 21. September) an Körner: „Jetzt bin ich frei und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen andern Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung." Mit Wallensteins Tod hatte seine Lust an der Arbeit aufgehört, und er darum den weitern Verlauf des Krieges kurz abgethan. Die Musen, welche er durch diese geschichtliche Arbeit gröblich beleidigt zu haben glaubte, wünschte er jetzt

durch ein Gedicht zu versöhnen, da er sich noch vor einem größern Ganzen fürchtete: doch dazu kam er nicht. Er entwarf den Plan zu einem großen Journal, das ihm und Körner ohne übergroße Mühe eine sehr beträchtliche Einnahme verschaffen sollte, besonders aber zog ihn die Aesthetik an, über welche er im Winter zu lesen gedachte. „Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft", schreibt er Mitte Oktober. „Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe, und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können." Die ästhetische Vorlesung nahm ihn bald ganz in Anspruch, ja er fand dazu kaum die nöthige Zeit, da er seiner schlaflosen Nächte wegen Vormittags schlafen mußte. Schon am 21. Dezember theilte er Körner seine Absicht mit, Ostern 1793 mit einem Gespräch Kallias oder über die Schönheit hervorzutreten, das, da er die meisten Meinungen über den objektiven Begriff des Schönen besprechen und seine eigenen Sätze an einzelnen Fällen veranschaulichen wolle, ein ordentliches Buch werden würde; das Kunstmäßige der Form erhöhe seinen Antheil an der Behandlung. „Zu etwas Poetischem", fügte er hinzu, „fehlt es mir diesen Winter mehr an Zeit, als es mir vielleicht an Begeisterung fehlen würde, wiewohl ich gestehn muß, daß der noch so zweifelhafte Zustand meiner Gesundheit mein Gemüth zwar nicht niederdrückt, aber doch auch nicht unbefangen genug sein läßt. Nur diesen Winter laß mich überstehn, so wird auch für meinen Geist viel gewonnen sein."

Die Untersuchungen über das Schöne führten ihn das nächste Jahr in ein weites Feld. Seine Ergebnisse über das Wesen der Schönheit theilte er brieflich Körner mit, der ihn durch sein verständiges Eingehen sehr förderte. Daneben hatte sich jetzt in ihm der Plan zu einer lyrischen Theodicee und einem andern Gedichte gleichfalls philosophischen Inhalts gebildet; beide wollte er der zunächst beabsichtigten Sammlung seiner Gedichte einverleiben. Trotz seiner elenden Gesundheit, die durch ein paar neue Anfälle gestört wurde, hielt er sich an seine Schönheitslehre, worin er immer neue wichtige Aufschlüsse gewann. Schon im April zog er in seinen Garten, wo er zunächst seine Gedichte einer strengen Durchsicht unterwarf und den bedeutenden Aufsatz über Anmuth und Würde für die Thalia schrieb. Als er diesen am 20. Juni Körner übersandte, wollte er seine Zergliederung des Schönen in Briefe an den Prinzen von Augustenburg einkleiden, mit dem er darüber schon in Verbindung stand. Zunächst begann er seine Ansicht über das Schöne der Kunst Körner ausführlich mitzutheilen. Die beabsichtigte Zusammenkunft mit diesem einzig vertrauten Freunde sollte leider nicht zu Stande kommen.

Im August begab er sich mit seiner Gattin, über deren leidenden Zustand er endlich beruhigt war, in seine schwäbische Heimat, wo ihn seine traurige Gesundheit zunächst wenig arbeiten ließ. „Nie war ich reifer an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten", schrieb er den 4. Oktober an Körner, „und nie konnte ich wegen des elendsten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren. An größere Kompositionen darf ich gar nicht mehr denken, und ich bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann." Unter seinen

Plänen befand sich auch ein neues Drama, die Malteser, wozu ihm Vertots Histoire des chevaliers de Malte (1726), die er zum Karlos noch nicht benutzt hatte, den Stoff bot. 1791 hatte er seinem Verleger Crusius eine Uebersetzung Vertots verschafft, zu deren erstem Bande er im April 1792 eine Vorrede schrieb. Auf den Wunsch seines Freundes Haug, dem Buchhändler Cotta ein Werk in Verlag zu geben, erwiderte er am 30. Oktober: wenn seine Tragödie die Johanniter zu Stande komme, so würde er ihm diese überlassen können, doch nicht unter 30 Carolin, da eine Tragödie ihm drei- und viermal so viel Arbeit koste, als die beste historische und philosophische Schrift. So war Wallenstein, von dem unterdessen (1792) eine neue dramatische Darstellung in dem Trauerspiel „Waldstein Herzog Friedland“ von J. N. Komareck (auch in dessen 1793 erschienenen Schauspielen) versucht worden war, hinter den neuen Plan zurückgetreten: aber nur auf kurze Zeit. Sein zunächst begonnener Aufsatz über den ästhetischen Umgang machte dem Dichter oft große Freude; einen andern über das Naive hatte er für die Thalia im Sinne: doch von beiden zogen ihn bald wieder seine ästhetischen Briefe ab. Anfangs Februar 1794 war er darin bis zu der von aller Theorie unabhängigen Erzeugung des Originalschönen durch das Genie gekommen. Dann aber trieb es ihn zur Ausarbeitung des Plans von Wallenstein. „Nach und nach reift dieser doch zu seiner Vollendung heran“, vertraut er Körner am 17. März von Stuttgart aus, wohin er eben von Ludwigsburg gezogen war, „und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen (Monaten?) ausgeführt sein wird.“ Sein Freund von Hoven will schon in Ludwigsburg „verschiedene eben fertig

gewordene Szenen" des Stückes in Prosa gelesen haben, was wohl auf getrübter Erinnerung beruht. Der Plan gerieth bald ins Stocken, da den leidenden Dichter so manches abzog.

Am 15. Mai kehrte Schiller nach Jena zurück, wo ihn der vertrauteste Umgang mit Wilhelm von Humboldt erfreute. Zunächst nahm ihn neben den Verhandlungen mit dem ihm so freundlich entgegengekommenen Cotta wegen der Horen das Studium Kants in Anspruch, über den er endlich einmal ins Reine kommen wollte, um seinen Weg in der Spekulation nicht immer mit unsichern Schritten fortzusetzen. Noch am 20. Juli war dieser das einzige, was er anhaltend trieb. Tags darauf besuchte ihn Goethe infolge seiner Einladung zu den Horen, wo sie denn in einem höchst bedeutendem Gespräche sich ihre in der Hauptsache übereinstimmenden Ansichten über Kunst mittheilten. Bei Schillers kurzer Zusammenkunft mit Körner in Weißenfels Ende August muß auch Wallensteins gedacht worden sein. Nach seiner Rückkunft kam es zwischen den beiden Dichtern zu den lebhaftesten und anziehendsten ästhetischen Bekenntnissen. Schiller legte die letzte Hand an seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und ging an den Aufsatz über Natur und Naivheit; aber auch an den Plan seines Wallenstein wollte er, wahrscheinlich auf Körners Antrieb, wieder denken. „Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange", bekennt er Körner am 4. September; „denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr

zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Karlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Doch Körner meinte, es sei nur eine nordische Sünde, wenn er seine Phantasie durch Streben nach philosophischem Gehalt störe. Deshalb möge er sich nicht absichtlich mit Wallenstein beschäftigen, sondern es dem Zufalle überlassen, ob die Phantasie ihm von selbst genug dichterischen Stoff zuführe, dann würde schon die Liebe zum Gegenstande die Ausführung bewirken. Dagegen glaubte Schiller, der Plan könne nicht streng genug mit dem Verstande berechnet werden, ausführen müsse ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung; doch fürchte er gerade, daß die Einbildungskraft, wenn ihr Reich komme, ihn verlassen werde. Der Freund erwiderte, sein Genius lasse der Phantasie nicht Zeit, ihr Geschäft zu vollenden, es fehle ihm an Ruhe. „Eben deswegen sollst du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, die deiner Phantasie vorschweben, alles Abstrakte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ists Zeit an die Anordnung des Ganzen zu denken. Also noch einmal: ergib dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art, laß deine Phantasie ungestört Schätze sammeln, und es wird sich ein Vorrath ansammeln, der deine Forderungen gewiß befriedigt."

Unterdessen hatte der Dichter sich nach Weimar auf Goethes Einladung begeben, in dessen Hause er vierzehn Tage in innigstem Austausche verlebte. Auch seine Pläne zu Tragödien theilte Schiller dem neugewonnenen Freunde mit. Diesen zogen besonders die Malteser an, zu deren rascher Vollendung er ihn zu bestimmen suchte, damit das Stück am 30. Januar zum Geburtstage der Herzogin aufgeführt werden könne. Den 2. Oktober äußerte dieser gegen Cotta: „Mein Schauspiel, hoffe ich, soll auch vor Ostern fertig sein und ein ganzes Monatstück der Horen einnehmen." Wallenstein war ganz zurückgelegt, aber auch die Malteser ruhten. Auf Goethes Mahnung vom 19., diesen manchmal seine Gedanken zuzuwenden, erwiderte er erst am 28.: gewiß werde er daran gehn, sobald er seine ästhetischen Briefe und einen Versuch über das Naive ausgearbeitet habe, was ihm den Rest des Jahres wegnehme; könne er das Stück demnach auch nicht auf den Geburtstag der Herzogin liefern, so denke er doch am Ende des Winters damit fertig zu sein. So war der dramatische Trieb augenblicklich geschwunden, das Stück blieb über den ästhetischen Arbeiten liegen. Zu seiner Freude bemerkte er, daß sein ästhetisches System sich einer Reife und innern Konsistenz nähere, die ihm Festigkeit und Dauer verheiße, zur Ausführung größere Leichtigkeit gebe.

Auch während der ersten Hälfte des Jahres 1795 nahmen ästhetische Arbeiten und sonstige prosaische Beiträge für die Horen seine durch häufiges Unwohlsein gestörte Zeit in Anspruch. Dann kam die Sorge für den neben den Horen übernommenen Musenalmanach, der ihn nach so langer Zeit wieder zur lyrischen Dichtung brachte. „Närrisch genug komme ich mir damit vor", schrieb er den 4. Juli an Körner. Leider

hinderten ihn seine bösen Krämpfe die gute poetische Stimmung zu benutzen. „Indeß ist doch etwas geschehen, was fürs künftige Vertrauen gibt", berichtet er am 3. August. „Ich habe mich zwar, da meine Zeit für diese Arbeit zu strenge bestimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern bin am Ufer der Philosophie herumgefahren; doch ist dadurch wenigstens der Uebergang zu einer freiern Erfindung gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibe ich den Rest dieses Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter, im poetischen Felde." Als Cotta ihn am 29. Juli bat, den Anfang des Wallenstein in die Horen zu geben, meinte Schiller, dadurch würde er dem Stücke großen Schaden thun, ohne sich weiter weder über diesen noch über die Malteser zu erklären. Von seinen Beiträgen zum Musenalmanach machte ihm besonders der Spaziergang große Freude, da er diesen unter allen seinen Gedichten für dasjenige hielt, worin sich die meiste poetische Bewegung bei strenger Zweckmäßigkeit finde. Darauf begann er den Aufsatz über das Naive. Doch auch die Malteser zogen ihn zuweilen an, da er diese durch den lyrischen Chor zu heben gedachte. „Wenn ich meinen Vorsatz mit dem Trauerspiele ausführe, wozu es jetzt das Anscheinen hat", heißt es am 5. Oktober in einem Briefe an Körner, „so habe ich Gelegenheit, in den Chören, die dazu kommen, die Macht dieser [der griechischen] Silbenmaße zu versuchen. Kannst du mir vielleicht einige gute Schriften über diesen Gegenstand zuweisen? Ich denke in der Tragödie die Ritter von Malta einen Gebrauch von dem Chor zu machen, der die Idee des Trauerspiels erweitern kann." Den 30. meldete er Cotta, in kurzer Zeit werde er an sein Schauspiel gehn, wobei dieser gegen Schillers Meinung zunächst an Wallenstein denken

mußte, von welchem zuletzt die Rede gewesen war. Sein ungeduldiges Verlangen nach den Malteſern ſprach er auch in einem Briefe an Humboldt aus. Zuweilen traue er ſich doch im Trauerſpiele etwas zu, und beſonders die Malteſer dürften ihm am wenigſten mißlingen, da ſie eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche Charaktere, und zwar lauter männliche, enthielten, und eine erhabene Idee, wie er ſie liebe, darſtellten; auch knüpften die Chöre, womit ſie verbunden ſeien, ſchon eher an ſeine jetzige lyriſche Stimmung an. Der Freund, der ſich ausführlich über Schillers dichteriſche Begabung erklärte, verhieß ihm den ſchönſten, ſeiner würdigſten Kranz in der dramatiſchen Poeſie, doch nur innerhalb gewiſſer Grenzen, vorzüglich in der einfach heroiſchen Gattung. Die Malteſer hielt er für eine ſehr glückliche Wahl, beſonders augenblicklich; denn ſonſt ſei der Wallenſtein an ſich bei weitem größer und tragiſcher, auch gewiß in dem Schiller beſtimmten Kreiſe. Dieſen aber nahmen vorab noch längere Zeit die äſthetiſchen Arbeiten für die Horen in Anſpruch. Im November wies Goethe bei längerm Aufenthalt zu Jena ihn beſonders auf griechiſche Literatur und Kunſt wirkſam hin; auch ſuchte er ihn zu den Malteſern aufzumuntern.

Als Schiller anfangs Januar 1796 ſeine äſthetiſchen Arbeiten für die Horen vollendet hatte, ſcheute er noch vor einem Drama zurück. Am 7. Januar äußerte er gegen Körner: „Zu einem Schauſpiel kann ich nicht eher kommen, als bis ich ſechs ganz freie Monate für mich vorausſehe, welches in dieſem Jahre, auch ſchon des neuen Muſenalmanachs wegen, nicht wohl zu hoffen iſt.“ In wie viel kürzerer Zeit hatte er früher den Wallenſtein, ſpäter die Malteſer ausführen zu können ge-

glaubt! Von Cotta am 14. an die Gesammtausgabe seiner Schauspiele gemahnt, antwortete Schiller, dieses Jahr werde er wohl nicht an die Redaktion des ersten Bandes kommen, dem er durch ein ganz neues Stück (man sieht, er wußte noch nicht bestimmt, welches) einen größern Werth geben möchte; da er vor dem Winter keine Zeit dazu habe, verschob er das Erscheinen des ersten Bandes auf Ostern 1797. Doch bald zog ihn das Drama wieder an. Lange schwankte er zwischen den Maltesern und Wallenstein. Den 18. März meldete er Goethe, er habe an seinen Wallenstein gedacht, sonst nichts gearbeitet. „Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüth in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst am Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, ebenso wie in der menschlichen Struktur, auch in dieser dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werke gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee." Am 21. vertraute er Körner, daß er sich für Wallenstein bestimmt habe. „Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt, und ich gehe mit großer Freude und ziemlich vielem Muthe an diese neue Art von Leben. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen, aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. So viel weiß ich, ich bin auf gutem Wege,

und erreiche ich auch das lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr, als ich in diesem Fache sonst geleistet habe." Eingehender äußerte er sich gleichzeitig gegen Humboldt: „Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernste bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidieren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und echtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. . . . Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des einzelnen, jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichtum im einzelnen mit eben so vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen und das einzelne recht vordringen zu lassen. . . . Vordem habe ich, wie im Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probiren, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) zu entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realismus den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun fordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht und sie verunglückt physisch. Er ist im einzelnen nie groß, und im ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er

will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. . . . Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt." Bei Humboldts Ankunft im August hoffte er mit dem Plan ziemlich zu Stande zu sein; damit sei die eigentliche poetische Arbeit vollendet. Am 23. ging er auf einige Wochen nach Weimar, wo Ifflands Gastspiel und die auf Goethes Wunsch unternommene Bühnenbearbeitung seines Egmont der eigenen dramatischen Muse eine gute Vorbereitung boten. Damals lieh er von der herzoglichen Bibliothek die Schrift Le soldat Suédois (1633) und die zu den Ortsangaben viel benutzte Topographia Bohemiae von Merian (1650). Den 22. April kam Körner auf ein paar Wochen nach Jena; mit ihm und dem sechs Tage später eintreffenden Goethe ward viel über Wallenstein verhandelt. Am 25. bat er den auf der leipziger Messe verweilenden Cotta, für ihn mehrere Karten zu kaufen, unter andern die Insel Malta, den pilsener Kreis in Böhmen und das Gebiet von Eger, die er zu den Maltesern und dem Wallenstein brauchte. Aber von allen dramatischen Planen zogen der Musenalmanach und Goethes Wilhelm Meister, dessen ernstliche Aneignung und Beurtheilung er sich zum Geschäft machte, ihn längere Zeit ab. Erst den 17. Oktober hatte er die Speditionsarbeiten für den Musenalmanach überwunden. Fünf Tage später machte er sich wirklich, wie sein Kalender verzeichnet, an Wallenstein, doch ging er, wie er am 23. Goethe meldete, noch immer darum herum und wartete auf eine mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfe. Das traurige Wetter drückte ihn wie den seit dem 5. nach Weimar zurückgekehrten Freund. Schon am 25. forderte Schiller seinen Verleger auf, sich nach Papier für den Wallenstein umzusehn, an den er jetzt mit

größter Lust gegangen sei; nächsten Sommer werde er ihn gewiß erhalten. Den 28. schrieb er an Körner: „Der Wallenstein beschäftigt mich jetzt ernstlich und ausschließend. Noch sehe ich zwar nicht auf den Boden, hoffe aber doch in höchstens drei Monaten des Ganzen ziemlich Herr zu sein, so daß ich an die Ausführung gehn kann. Diese ist alsdann die Arbeit von wenigen Monaten. Mir ist bei dieser neuen [dramatischen] Beschäftigung recht wohl, und ich glaube, daß ich lange dabei bleiben werde." Als der Freund verwundert war, daß er nach dem, was er über den Wallenstein schon gedacht, noch drei Monate zu brauchen glaube, ehe er zur Ausführung schreiten könne, antwortete Schiller: „Die Lektüre der Quellen zu meinem Wallenstein beschäftigt mich jetzt ausschließend; ich kann diesem Gegenstand schlechterdings nicht anders beikommen als durch das genaue Studium der Zeitgeschichte. Was ich sonst darüber gedacht und daran gebildet, hilft mir nicht sonderlich viel; ich bin erst jetzt mit den Anforderungen an diesen Stoff und mit den Schwierigkeiten dabei recht bekannt worden, doch hoffe ich sie glücklich zu überwinden." Einen genauern Einblick in Schillers Ringen mit dem ungefügen Stoffe eröffnet uns seine Aeußerung vom 28. November: „Ich brüte noch immer ernstlich über dem Wallenstein, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte: nein, ich bin blos deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letztern strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber

ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft leicht machen könnte. Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaktion, und hat in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares, abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Poeten) viel zu kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. [Vgl. oben S. 26.] Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee; mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann: ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und eben so wenig das, wodurch er fällt; das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, wodurch er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit einem Worte, es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden, und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu

einer schönen Tragödie machen. Du wirst dieser Schilderung nach fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sei, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sei aber unbesorgt! meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und ebenso wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzug; denn ich traktire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt*), behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers; und ich verspreche dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objektiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Lokal und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Klassen

*) Thekla und Max waren demnach schon damals in den Plan aufgenommen.

hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlungen bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre. Auf dem Weg, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehn, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloß vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht, wie ehemals, vor dem der Trunkenheit zu fürchten. Aus dem, was ich hier hingeworfen, kannst du dir wohl erklären, warum meine Vorarbeiten an dem Wallenstein für nicht viel zu rechnen sind, obgleich sie allein mich bestimmt hatten, dem Stoffe getreu zu bleiben. Sonst aber mußte ich die Arbeit als eine ganz neue traktiren, und du begreifst, warum ich keine schnelle Schritte machen kann. Dennoch hoffe ich in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß mich nichts an der Ausführung hindert. Freilich verspreche ich mir den Trost der Vollendung vor dem August des künftigen Jahres nicht. Bei euch also [er wollte im Sommer Dresden besuchen] werde ich auch des vollendeten Wallensteins, wie des Karlos, zuerst mich freuen, und ehe es dahin kommt, werde ich dir noch manche Aufmunterung dabei zu danken haben. Laß uns aber nun den Vertrag miteinander aufrichten, daß du es nie annehmen willst, wenn ich dich theilweise mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leicht

könnte mir einmal der Autorendrang kommen, und da hätte ich den wichtigsten Theil deines Urtheils mir geraubt, welches sich nur auf die klare Ansicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenso mit Goethe und Humboldt halten, und mir auf diese Art in eurem dreifachen Urtheile einen Schatz aufheben. Sollte dir irgend etwa ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt, militärische und politische, in einer anschaulichern Form näher bringen könnte, wie z. B. gewisse Memoires, so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muß die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen, und finde beinahe doch nichts. Humboldt meint, ich solle den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa mache. Durch die ersten würde er mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten; da ich ihn aber im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser gethan sein, Humboldten hierin zu folgen." Körner, der Schillers Wunsch nicht ganz richtig faßte, konnte ihm kein brauchbares Buch angeben; Büchertitel werde er in Menge in Gallettis Geschichte des dreißigjährigen Krieges (dem 1791 erschienenen Theile seiner Geschichte Deutschlands) finden. Besonders möge er geistvolle Geschichtschreiber studiren, die aus eigener Erfahrung einen Blick in das Innere der menschlichen Natur eröffneten, von welcher Art er nur zwei, Tacitus und Retz, kenne. Die Jamben würde er doch ungern entbehren.

Auch von Goethe war er zum Wallenstein getrieben worden. Schiller hatte gemeldet, daß er beim Studiren der Quellen in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, aber je mehr er seine Ideen über die Form

des Stückes rektifizire, um so ungeheurer erscheine ihm die zu beherrschende Masse, und er würde ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst nicht fortfahren können. Goethe freute sich innig der Beharrlichkeit des Freundes am Wallenstein und seines Glaubens an die Möglichkeit seiner Vollendung; denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müßten sie sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln. Noch am 18. November, zehn Tage vor dem ausführlichen Brief an Körner, hatte Schiller gemeldet: „Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragischen Fabel von Wallenstein nur erst so weit zu kommen, daß ich ihrer Qualifikation zur Tragödie vollkommen gewiß bin: denn wenn ich es anders fände, so würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich immer schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen, aber ich würde doch die Malteser noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualifizirt sind." Am 28. bemerkte er dem weimarischen Freunde auf dessen großes Verlangen, seine Fortschritte im Wallenstein zu erfahren, nach einer ganz ähnlichen Ausführung, wie die oben mitgetheilte Erklärung an Körner: „Was die dramatische Handlung als die Hauptsache anbetrifft, so will mir der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz parieren; es sind noch Lücken im Gange, und manches will sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödienökonomie hereinbegeben. Auch ist das *πρῶτον ψεῦδος* [der Grundfehler] in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwicklung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche

Schicksal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet hier aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zu Grunde geht." Mit Cotta, der sich „königlich" auf den Wallenstein freute, verhandelte er über die würdige äußere Ausstattung im Drucke; als Vignette sollte eine Nemesis gestochen werden, die auf die göttliche Rache deutete. Den Umfang des Stückes hatte er auf 17 Bogen großen Formats im Drucke von Goethes Großkophta, aber 24 Zeilen auf die Seite (zu 32 Buchstaben) berechnet.

Trotz der schlaflosen Nächte und des häufigen Unwohlseins ging die Beschäftigung mit Wallenstein stetig fort; die Erfindung gelang in allen Hauptpunkten. Den 13. und 14. Dezember ist er sehr emsig daran, ja er fühlt sich schon, obgleich der Plan im einzelnen noch nicht ganz vollendet ist, zur Ausführung getrieben, wie er bereits am 16. Goethe meldet, dem er es noch zwei Tage vorher verschwiegen hatte, weil er sich nicht recht traute. „Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter", schrieb er. „Es ist mir nicht möglich gewesen, so lange, wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die festen Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen sichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehn lassen, und so wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Absicht hatte, viele Szenen im ersten Akt gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger, und eins bringt das andere herbei. Gegen den Dreikönigstag, denke ich soll der erste Akt, der auch bei weitem der längste wird [die jetzigen beiden ersten der Piccolomini], so weit fertig sein, daß Sie ihn lesen können. Denn ehe ich

mich weiter hinein wage, möchte ich gern wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet; ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es gibt so viele Stufen zwischen beiden." So war er also von dem Vorsatze, nur das vollendete Stück den Freunden vorzulegen, zurückgekommen, da er fühlte, daß er eines beifälligen Wortes zur Ermuthigung bedürfe. Nach reifer Ueberlegung war er „bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoffe auch viel mehr zusagt". Am 27. meldete er auch Körner, gegen den er, weil er zu tief in die Arbeit versunken war, einen Monat ganz geschwiegen hatte: er habe sich zur Ausführung gewandt, da der Plan selbst bis auf einen gewissen Punkt nur durch diese reif werden könne, das Stück, sollte es nicht kalt, trocken und steif werden, aus dem Leben selbst entspringen müsse. Mit dem ersten Akte, welcher der größte und wegen Anlage der Charaktere auch der schwierigste sei, werde er in einigen Wochen wohl fertig werden. „Mit Ende des zweiten Akts [der bis zum Ende des jetzigen vierten der Piccolomini reichen sollte] ist die ganze Exposition gegeben, und alle Charaktere, die bedeutendern ohnehin, eingeführt, so daß nach Beendigung dieser zwei ersten Akte die drei übrigen [jetzt das ganze zweite Stück mit dem fünften Akte des ersten] nur als die organische Entwicklung aus diesem stamen anzusehn sind. Ich bin mit dem bisher Geleisteten wohl zufrieden, und habe guten Muth wegen des Folgenden." Aber während der nächsten trüben und düstern Wintertage, wo er auch des theilnehmenden Zuspruchs des nach Leipzig gereisten Goethe entbehren mußte, wollte es nicht recht fort.

Mitte Januar 1797 besprach er mit dem auf einige Stunden ihn besuchenden Freunde das ihm auf dem Herzen liegende Stück sehr lebhaft, was seinen Muth wieder belebte. „Benutzen

Sie ja die besten Stunden, um die Tragödie weiter zu bringen", ermunterte ihn dieser am 18., „damit wir [bei dem bevorstehenden längern Besuche in Jena] anfangen können, uns zusammen darüber zu unterhalten." Den 23. meldet Schiller an Freund Körner, es gehe, obgleich kein Stillstand eingetreten, doch langsam, weil es des Stoffes gar zu viel gebe; sein Muth aber sei eher gewachsen als vermindert, da ihm schon so vieles gelungen und der Plan ihn noch immer mehr erwarten lasse. Daß es ein Ganzes werde, dafür stehe er, und auch in seinen einzelnen Theilen solle es leben. Tags darauf vertraute er Goethe, daß er gerade in der schwersten Krise sei*); jetzt sehe er klar, daß er ihm von der Arbeit nichts zeigen dürfe, bis er über alles mit sich selbst im Reinen sei und er, wenn auch nicht sein ganzes Stück, doch seine ganze Idee davon ihm vorlegen könne. „Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Objekt übereinstimmend zu machen." Vor dem September glaubte er mit Wallenstein und dem daneben zu besorgenden Musenalmanache nicht fertig zu werden. Ein in seinem Hause herumgehendes Halsleiden störte ihn darauf länger als eine Woche. Dem Himmel werde er danken, äußerte er, wenn dieser Wallenstein einmal von seinem Tische verschwunden sei, den er bei ununterbrochener Gesundheit in zehn Wochen fertig machen wollte.

Den 1. Februar theilte er Cotta seinen Wunsch mit, daß Wallenstein in Jena gedruckt werde. „Wäre ich auch schon im Julius damit fertig, so liegt mir alles daran, ihn eine Zeit

*) Beim dritten Akte, dem fünften der Piccolomini, stieß er auf Schwierigkeiten, die einige Aenderungen im Plane der beiden ersten ergaben und zur Entscheidung über die Entwicklung der beiden letzten drängten.

lang liegen zu lassen und dann erst die letzte Hand daran zu legen. Diese letzte Durchsicht, wenn das Ganze schon fertig da liegt, ist an einem solchen Werke die wichtigste und die entscheidende Operation, und es kommt mir auf jeden Tag an, den ich dafür gewinne; alle andere bloß typographische Rücksichten müssen dieser nachstehn." Aus demselben Briefe ersehen wir auch, daß schon damals ein Vorspiel im Plane lag, was 2, das Ganze 15 Bogen gerade füllen werde. Die Auflage wünschte Schiller auf 2500 bestimmt und für den Bogen, wie beim ersten Jahrgange der Horen, 6 alte Louisdor; dafür solle Cotta aber auch etwas Gutes bekommen. Der Gedanke mit der Vignette der Nemesis war aufgegeben. Bei Goethes Anwesenheit zu Jena am 12. und 13. Februar muß auch des Wallenstein gedacht worden sein. Am letztern Tage berichtete Schiller an Körner, daß er jetzt sehr langsam arbeite; er sehne sich nach einer freiern Existenz und nach dem Einfluß der milden Jahreszeit, da das ununterbrochene Gefängnißleben in seinen vier Wänden ihm unerträglich sei. Aehnlich äußerte er am 17. gegen Goethe, mit seiner Arbeit komme er nicht recht vorwärts, bis er im Garten wohne; es sei ihm, als könne er in diesen verwünschten vier Wänden gar nichts hervorbringen.

Vom 20. Februar bis zum 31. März weilte Goethe zu Jena, wo er Hermann und Dorothea fast vollendete. Nach Goethes Tagebuch erzählte Schiller ihm am Nachmittage des 22. den ausführlichen Plan der drei ersten Akte. Den 1. März meldete er dem durch eine Erkältung zu Hause gehaltenen Freunde: seit gestern sei er nicht weit avanzirt, weil sein Schlaf wieder sehr in Unordnung gewesen, doch hoffe er „die zwei Piccolominis heute noch eine Strecke vorwärts zu bringen". Dieser wünschte ihm dazu

Glück. „Leben Sie wohl," schloß er, „und führen Sie nur auch, wachend oder träumend, Ihre Piccolominis auf dem guten Wege weiter." Den 9. März schrieb Schiller an Körner: seit vierzehn Tagen habe er viele Unterbrechungen in seinem Stücke gehabt, ja ganze Tage verloren, doch könne ihn jetzt nicht leicht etwas aus der Stimmung dazu bringen. Dabei bittet er um Angabe astrologischer Bücher, da er einiger Kenntniß derselben zum Wallenstein bedürfe. Körner entsprach seiner Bitte, belehrte ihn auch, worauf es beim Horoskop ankomme. Am 7. April muß er diesen berichten, daß er durch Goethes sechswöchentliche Anwesenheit und viele weibliche Familienbesuche in Wallenstein und in allem, was mit der Feder geschehen müsse, zurückgekommen sei. Indessen blieb diese Zeit nicht ohne bedeutende Einwirkung auf seine dramatische Arbeit, da Goethes episches Gedicht und die Besprechung desselben alle seine Ideen über epische und dramatische Dichtkunst in Bewegung setzten und er in Folge derselben und der gleichzeitigen Beschäftigung mit Sophokles und Shakespeare tiefere Blicke in das Wesen der Kunst that, wonach er denn manches in der ersten Anlage des Stückes umändern mußte, doch ohne daß durch diese wichtige Krise der eigentliche Grund erschüttert worden wäre. Die große Einsamkeit, in welche ihn der Anfang des April versetzt hatte, ließ ihn seine tragisch-dramatischen Pflichten ruhig überdenken. Daneben entwarf er, wie er am 4. schreibt, ein genaues Szenarium des ganzen Stückes, um sich „die Uebersicht der Momente und des Zusammenhanges auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern". Seine Beobachtung der griechischen Tragödien hatte ihm gezeigt, daß der Angelpunkt der Kunst in der Erfindung einer poetischen Fabel liege. „Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich

mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt." Die Charaktere der griechischen Tragödien seien keine Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken, womit man viel besser auskomme, da sie sich geschwinder aussprächen und ihre Züge fester seien, ohne daß die Wahrheit darunter leide. Körners astrologische Mittheilungen waren ihm sehr zu Statten gekommen, da er selbst auch einige kabbalistisch-alchymistische Werke eingesehen hatte. Wahrscheinlich hatte er jetzt die astrologischen Szenen entworfen; aber auch das Reiterlied war in dieser Zeit entstanden, da er es am 7. April Körner zur Komposition übersandte. Die griechischen Tragiker und Shakespeare las er mit großem Eifer zu höchster Förderung seiner Anschauung von dramatischer Kunst, die durch den Genuß von Goethes reiner Dichternatur gehoben worden war. Auch brieflich verhandelten die Freunde über die Gesetze der dramatischen Dichtkunst, wobei Goethe auf die Vortheile hinwies, welche der Dramatiker von der bildenden Kunst haben könne. „Es kommt im ganzen und im einzelnen alles darauf an", bemerkte dieser, „daß alles voneinander abgesondert, daß kein Moment dem andern gleich sei, so wie bei den Charakteren, daß sie zwar bedeutend voneinander abstehen, aber doch immer unter ein Geschlecht gehören," Schiller wurde wieder durch häusliche Störungen und Zerstreuungen gehemmt. Am 18. hoffte er in vier Tagen seinen Garten zu beziehen. Dort wollte er zuerst „die poetische Fabel seines Wallenstein mit völliger Ausführlichkeit niederschreiben", da er sich nur so versichern könne, daß es ein stetiges Ganzes,

alles durchgängig bestimmt sei. Goethe sollte diese ausführliche Erzählung bei seinem nächsten Besuche in Jena sehn. Aber der Umzug konnte erst am 2. Mai erfolgen, und im Garten gerieth Schiller in das Studium der von Goethe ihm geliehenen Uebersetzung der Poetik des Aristoteles, mit welchem er sehr zufrieden war, da er auch nach Lesung dieses „nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers“ seinen innern Frieden nicht verlor; besonders, meinte er, habe dieser darin den Nagel auf den Kopf getroffen, daß er bei der Tragödie das Hauptgewicht auf die Verknüpfung der Begebenheiten lege. Den unvertilgbaren Unterschied der neuen Tragödie von der alten abgerechnet, glaubte er in seinem Wallenstein in allen wesentlichen Forderungen diesem Genüge geleistet zu haben und leisten zu werden. Den 20. kam Goethe wieder auf einige Zeit nach Jena, wo er Hermann und Dorothea vollendete, auch einige lyrische Gedichte schrieb. Ueber des Aristoteles Poetik und das Wesen der Tragödie unterhielten sich die Freunde lebhaft. Schiller vollendete das Vorspiel zu Wallenstein, damals als Prolog bezeichnet. Dieser, dessen Schiller schon am 1. Februar gedenkt, hatte sich aus ein paar einleitenden Szenen zu Anfang des Stückes entwickelt, welche zu einer weitern Ausführung reizten; da die an sich schon zu lange Exposition des Stückes diese nicht zuließ, so löste er sich selbständig von dem Stücke los. Schiller las am Abend des 27. Mai dem Freunde, wie es in Goethes Tagebuch heißt, einen Theil des Prologs zum Wallenstein vor. Goethe bat sich die Handschrift aus, bei deren Zurücksendung er am 28. schrieb: „Der Eindruck von dem wiederholten Lesen des Prologs ist mir sehr gut und gehörig geblieben, allein der Aufwand wäre für ein einziges Drama zu groß. Da Sie einmal durch einen sonderbaren Zu-

sammenfluß von Umständen diese Zeitepoche historisch und dichterisch bearbeitet haben, so liegt Ihnen individuell in der Hand, wonach man sich im allgemeinen so weit umsieht: ein eigener Cyclus, in den Sie, wenn Sie Lust haben, auch Privatgegenstände hineinwerfen und sich für Ihre ganze dichterische Laufbahn alle Exposition ersparen können. Sie äußerten neulich schon eine solche Idee, und sie dringt sich mir jetzt erst recht auf." Seinem Freunde dem Maler Heinrich Meyer in Italien berichtet Goethe den 6. Juni: „Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig; er hat zu seinem Wallenstein größere Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, die Wallensteiner, als Prolog voranschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Dienstes verändert. Es ist in einer viel pesantern, und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez."

Nach Vollendung des Prologs mußte Schiller sich der lyrischen Dichtung wieder zuwenden, um einiges für den neuen Musenalmanach zu Stande zu bringen. So dichtete er denn seine ersten Balladen in Wetteifer mit Goethe, der ganz unerwartet am Abend des 16. Juni nach Weimar zurückkehren mußte.

Den 18. sandte Schiller den Prolog an Körner, der sich davon freudig überrascht fühlte. Der Gedanke, das Trauerspiel dadurch einzuführen, scheine paradox, äußerte dieser, aber bei genauerer Prüfung erkenne man den Vortheil, durch ein allmähliches Steigen des Tons, das hier besonders gelungen sei, diejenige Stimmung hervorzubringen, welche die Wirkung des Kunstwerkes erhöhen müsse. Ueberraschend war ihm besonders das Goethesche der Behandlung und die anschauliche Wahrheit. Schiller, der sich jetzt wie von einem Alp befreit fühlte, antwortete: „Nun, ich bin froh, daß mein erster dramatischer Auftritt nach vollen zehn Jahren deinen Beifall hat. Wenn mir meine Gesundheit nur leidlich günstig ist, so will ich ihn durch das, was nachfolgt, noch besser zu verdienen suchen. Es ist schon viel gewonnen, daß ich nur aus meinen alten Unarten großentheils glücklich heraus bin, und daß ich bei dieser Krise doch noch das Gute aus der alten Epoche gerettet habe. Aber der Stoff, an dem ich meine neu aufgelebten dramatischen Kräfte versucht habe, ist in der That abschreckend, und mit einer sauern Arbeit muß ich den Leichtsinn büßen, der mich bei der Wahl geleitet hat. Du glaubst nicht, was es einem armen Schelm von Poeten, in meiner abgeschiedenen, von allem Weltlauf getrennten Lage, kostet, eine solche fremdartige und wilde Masse zu bewegen und eine so dürre Staatsaktion in eine menschliche Handlung umzuschaffen. Vor einem Jahr kann der Wallenstein nicht fertig sein.“ Von der weimarischen Bibliothek hatte er sich kurz vorher, am 2. Juli, vier Werke für sein Stück geliehen, die drei ersten einschlagenden Bände des Theatrum Europaeum, den zweiten Theil „des königlich schwedischen in Deutschland geführten Krieges“ von Chemnitz, den „weimarischen Feldzug“ von Engelsüß und Pelzes „Geschichte von Böhmen“.

Vom 11. Juli an lebte Schiller acht Tage in Goethes Hause, wo beide sich über die innersten Geheimnisse der Kunstdichtung gegenseitig aufklärten. Gleich nach seiner Rückkehr schrieb er dem Freunde, Wallenstein, und was er künftig von Bedeutung hervorbringe, solle, wie er hoffe, das ganze System desjenigen, was von ihren Unterhaltungen in seine Natur habe übergehn können, in concreto zeigen und enthalten. Das Verlangen nach dieser Arbeit rege sich wieder stark in ihm; denn es sei hier schon ein bestimmteres Objekt, was den Kräften ihre Thätigkeit anweise, und jeder Schritt sei schon bedeutender, statt daß er bei neuen rohen Stoffen so oft leer greifen müsse. Im September, wo er mit den Arbeiten zum Almanach fertig sein werde, gedenke er zur Tragödie zurückzukehren. Am 21. sandte er den Prolog an Cotta, der ihn aber nicht aus der Hand geben möge. Dieser, der ihn mit unendlichem Vergnügen las, wünschte nur, bald das Ganze lesen zu können.

Während Goethes am 30. Juli angetretener Reise nach der Schweiz fehlte es nicht an brieflicher Mittheilung. Auf eine Anfrage Cottas erwiderte Schiller am 30. August: er könne den Wallenstein nicht vor nächstem Juni versprechen; eine bestimmte Zusage ängstige ihn; auf einen nahen Termin vermöge er nichts zuzusagen, da er bei seiner kränklichen Disposition so vielen Unterbrechungen ausgesetzt sei. Ende Mai denke er fertig zu sein; dann werde er das Stück einen Monat liegen lassen, es darauf zum letztenmal durchsehn, und so solle Cotta es anfangs Juli erhalten. Erst, als er am 25. September den Gang nach dem Eisenhammer vollendet hatte, konnte er sich dem Wallenstein wieder zuwenden. Noch am 2. Oktober äußerte er gegen Körner, daß er wohl einige Zeit brauche, um sich wieder

mit diesem zu familiarisiren, da seine Krankheit und der Almanach ihm eine große Diversion gemacht. Ausführlicher berichtet er denselben Tag an Goethe: „Indem ich die fertig gemachten Szenen wieder ansehe, bin ich im ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entstand aus einer gewissen Furcht, in meine ehemalige rhetorische Manier zu fallen, und aus einem zu ängstlichen Streben, dem Objekte recht nahe zu bleiben. Nun ist aber das Objekt schon an sich selbst etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eines der poetischen Liberalität; es ist daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Prosaische und Rhetorische, gleich sorgfältig vermieden werden sollen, eine recht reine poetische Stimmung zu erwarten. Ich sehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber so viel weiß ich, daß es keine faux-frais sein werden; denn das Ganze ist poetisch organisirt, und ich darf wohl sagen, der Stoff ist in eine reine tragische Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß alles, was zur Vollständigkeit derselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten ist es geöffnet. Zugleich gelang es mir die Handlung gleich vom Anfang in eine solche Präzipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände eigentlich alles zur Krise, und dies wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen.

Erst am 3. Oktober*) konnte er am Wallenstein weiter

*) Diesen Tag, nicht den 4., gibt die Eintragung in Schillers Kalender an.

dichten, aber wie eifrig er auch arbeitete, so ging es doch langsam, wie er den 30. gegen Goethe klagte, weil ihm „der viele und ungestaltbare Stoff so gar viel zu thun gab“. Bisher war er, obgleich das Vorspiel in gereimten Versen geschrieben war, im Stücke selbst bei der Prosa geblieben: aber jetzt leuchtete ihm die Unzulänglichkeit derselben so deutlich ein, daß er es am 4. November, gleich dem Karlos, in Jamben zu schreiben begann, wie er im Kalender anmerkt. „Am Wallenstein bin ich jetzt recht fleißig, und arbeite mit Lust und Glück“, meldete er den 14. an Cotta, „obgleich es wegen der gar häufigen Unterbrechungen, die meine Gesundheit macht, langsam geht. Ich habe mich doch noch entschlossen, ihn in Jamben zu bearbeiten, um auch die letzte Forderung zu erfüllen, die an eine vollkommene Tragödie gemacht wird.“*) Cotta fürchtete, diese neue Arbeit, die er sich auflege, werde seiner Gesundheit schaden. Den 20. äußerte Schiller gegen Körner, es sei nun entschieden, daß er den Wallenstein in Jamben mache, und er begreife kaum, wie er es je anders habe machen können, da es unmöglich sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. „Alles, was ich schon gemacht, muß anders werden, und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen, und ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen.“ An demselben Tage weilte Goethe auf der Rückreise einige Stunden bei Schiller, an dessen glücklicher Umgestaltung des Wallenstein er innigen Antheil nahm. Dieser schreibt ihm am 24: „Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seit-

*) Vgl. Schillers Aeußerung in der Einleitung zum Karlos, im ersten Hefte der Thalia, auch unsere Erläuterungen zu diesem Stücke S. 50 ff.

dem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehn schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint: aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich konzipiren; denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. . . . Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Produktion noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in einer Form ausführt, er dadurch den Dichter und seinen Leser nöthiget, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden." Sieben Tage später berichtet er: „Es ist mir fast zu arg, wie der Wallenstein mir anschwillt, besonders jetzt, da die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzen, eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. Sie werden beurtheilen, ob ich kürzer sein sollte und könnte. Mein erster Akt ist so groß, daß ich die

drei ersten Akte Ihrer Iphigenia hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich sind die hintern Akte viel kürzer. Die Exposition verlangt Extensität, so wie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären sein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben. Da mein erster Akt mehr statistisch oder statisch ist, den Zustand, welcher ist, darstellt, aber ihn noch nicht eigentlich verändert, so habe ich diesen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenstand zu machen. So erweitert sich der Geist und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wird, soll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten." Von Meyer wünschte er jetzt wieder die Zeichnung der Nemesis zur interessanten und bedeutenden Verzierung des Titelblattes seines Wallenstein. Goethe, der nach so manchen Wandlungen des Stückes nicht recht an dessen Vollendung glauben konnte, erwiderte Schiller mit freundlicher Zurückhaltung seines Zweifels: „Es wird für uns, sowohl praktisch als theoretisch, von der größten Bedeutung sein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem Wallenstein nimmt. Sollte Sie der Gegenstand am Ende noch gar nöthigen, einen Cyklus von Stücken aufzustellen? Daß der Rhythmus in die Breite lockt, ist ganz natürlich; denn jede poetische Stimmung mag sichs und andern gern bequem und behaglich machen. Mich verlangt sehr etwas davon zu hören." Schiller war leider durch seine Gesundheit genöthigt worden, von

dem Vorsatze abzustehn, den Winter in Weimar zuzubringen, wo er durch den Besuch des Theaters sich für seinen Wallenstein zu stimmen gedacht hatte. Am 5. Dezember klagt er, das Wetter drücke ihn äußerst und mache alle seine Uebel rege, so daß selbst die Arbeit ihn nicht erfreue. „An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten, als ich kann", schreibt er drei Tage später, „aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehn, und im nächsten Herbst tief in meinen Malteſern zu sitzen. Diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Ich habe diesen Umstand im Wallenstein sehr benutzt, und in den Malteſern wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur daß dieser Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Kommunikation mit der übrigen Welt ist durch die Blokade abgeschnitten, er ist bloß auf sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz konzentrirt, und nur die Eigenschaften, die ihn zu dem Orden machen, der er ist, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken. Dieses Stück wird eben so einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein kom-

plizirt ist." Goethe gestand dem Freunde, auch ihm sei es niemals ohne ein pathologisches Interesse gelungen, eine tragische Situation zu bearbeiten, und vielleicht sei auch dies einer von den Vorzügen der Alten, daß das höchste Pathetische bei ihnen nur ästhetisches Spiel gewesen. Am 12. schreibt Schiller, daß er eben mit den Liebesszenen im (damaligen) zweiten Akt beschäftigt sei, und nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stückes denken könne; denn die Einrichtung des Ganzen habe es erfordert, daß sich die Liebe nicht sowohl durch Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zwecke sei, entgegensetze, und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollende. Da sie aber in dieser Eigenschaft nicht theatralisch, wenigstens nicht in dem Sinne sei, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserm Publikum sich ausführen lasse, so müsse er, um die poetische Freiheit zu behalten, während er sie dichte, jeden Gedanken an die Aufführung verbannen. Doch Goethe ermunterte ihn, unbesorgt fortzufahren: die innere Einheit, die sein Wallenstein haben werde, müsse man fühlen, und das Stück habe große Privilegien auf dem Theater. „Ein ideales Ganze imponirt den Menschen, wenn sie es auch im einzelnen nicht zu dechiffriren, noch den Werth der einzelnen Theile zu schätzen wissen." Ein bald vorübergehender Choleraanfall schwächte und verstimmte Schiller die ganze Woche, so daß er, besonders beim Einflusse des bösen Wetters, an nichts Poetisches denken mochte. „Gott gebe nur", äußerte er drei Tage später an Körner, „daß ich wenigstens im nächsten Jahre mit dem Wallenstein fertig werde! Hätte ich drei gesunde Monate,

so sollte er vollendet sein, aber meine Unpäßlichkeit, besonders die Schlaflosigkeiten nehmen mir immer den dritten Tag und rauben meiner Arbeit die Suite, die so höchst nöthig ist, um in einer Gleichförmigkeit der Stimmung zu bleiben. . . . Vielleicht sende ich dir die zwei ersten Akte und etwas von dem dritten, wenn ich damit in Ordnung bin; denn die erste Hälfte, welche fast ganz nur Exposition ist, bildet insofern ein eigenes Ganze; das übrige ist blos die Entwicklung dessen, was hier gegeben ist." Goethe hatte ihm indessen einen Aufsatz über den Unterschied der epischen und dramatischen Dichtung zugesandt, mit dessen Bestimmungen Schiller, wie freundlich er auch auf denselben einging, nicht einverstanden war, vielmehr im Gegensatze dazu als Gesetz des Dramas das intensive und rastlose Fortschreiten und Bewegen aussprach, wie er in Veranlassung einer weitern Bemerkung des Freundes die Meinung äußerte, der neuere Dramatiker müsse durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung die wahre Kunst zu fördern suchen.*) Durch Böttigers Vermittlung hatte auch Schröder vom Wallenstein gehört, den der Dichter gern von ihm in Weimar gespielt gesehen hätte. Böttiger fragte ihn deshalb, ob er wohl vor Ostern das Stück bekommen könne.

Als Schiller die beiden ersten Akte in reinlicher, von fremder Hand gemachter Abschrift hintereinander durchlas, fühlte er wirklich Freude. „Ich finde augenscheinlich", äußerte er am 5. Januar 1798 gegen Goethe, „daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv

*) Vgl. Goethe-Jahrbuch III, 151 f.

mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Grenzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat." Goethe war sehr erfreut über diese unerwartete Zufriedenheit Schillers mit seiner Arbeit, deren Vollendung er „in gar vielen Rücksichten wünschte". „Lassen Sie uns", fügte er hinzu, „sowohl während der Arbeit als auch hinterdrein, die dramatischen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Seien Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut sein, wenn Sie, bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum, nicht alle Jahr ein paar Stücke schreiben wollten: denn das scheint mir offenbar beim dramatischen Dichter nothwendig, daß er oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht hat, immer wieder erneuere, und wenn er das Talent hat, darauf fortbaue." Auch gegen Cotta äußerte Schiller an demselben Tage, er dürfe sich auf den Wallenstein freuen; in seinem Leben sei ihm nichts so gut gelungen. Auf den demnächst erwarteten Besuch des ihm so innig verbündeten Dichters war er sehr gespannt, da er sich des Eindrucks des Gedichteten auf eine so gebildete Natur ganz versichern wollte, obgleich er desselben ziemlich gewiß sein zu dürfen glaubte, da er selbst mit seiner Arbeit so wohl zufrieden war, daß er sich manchmal darüber wunderte. Den 8. äußerte er gegen Körner: „Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen, und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschende Kraft wird auch deinen

Beifall erhalten. Aber freilich ist es keine griechische Tragödie, und kann keine sein; wie überhaupt das Zeitalter, wenn ich auch eine daraus hätte machen können, es mir nicht gedankt hätte. Es ist ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum, und die Exposition hat mich erstaunlich in die Breite getrieben. Obgleich zum zweiten Akt [der bis zum Ende des jetzigen vierten der Piccolomini reichte] noch einige Szenen fehlen, und von den folgenden Akten noch gar nichts in Ordnung gebracht ist, so kann ich Goethe doch viermal so viel, als der Prolog beträgt, vorlesen. Du kannst daraus abnehmen, wie reich mein Stoff ausgefallen; denn an der Schreibart, die sehr konzis ist, liegt es nicht. Doch werden die letzten Akte, besonders der vierte und fünfte, merklich kleiner sein, und die Tragödie, den Prolog abgerechnet, wird nicht über fünfzehn gedruckte Bogen füllen." In der Mitternacht des 15. hatte er sich so in eine Hauptszene (wohl Wallensteins Tod IV, 2) vertieft, daß der Nachtwächter ihn zum Aufhören mahnte. „Es geht noch ganz gut mit der Arbeit", schrieb er Goethe, dem er dies meldete, „und obgleich der Poet sein erstes Konzept nicht gewisser schätzen kann als der Kaufmann seine Güter auf der See, so denke ich doch meine Zeit nicht verloren zu haben." Ende Juli hoffe er mit dem Stücke fertig zu sein. Goethes versprochener Besuch verspätete sich bis zum Februar, was dem Freunde in so fern gut schien, als er wünschte, die Tragödie, ehe er sie Goethe vorlege, bis zu einer gewissen Höhe der Handlung geführt zu haben, wo sie sich von selbst bewege und im Herabrollen sei. Leider fand Schiller sich gegen Ende Januar unwohl. „Seit acht Tagen und länger", schreibt er den 5. Februar an Meyer, „fehlte es mir sowohl an Lust und Laune als an Gesundheit zu meinen Geschäften, und was das

Schlimmste ist, so habe ich mich so gewöhnt, daß ich, wenn ich nicht ganz bei meiner Arbeit bin, gar nicht dabei sein kann." Am folgenden Tage berichtete er Goethe: da er diejenige Szene des Stückes, welche am meisten von der äußern heitern Influenz abhänge [er meinte wohl den Schluß des jetzigen dritten Aktes von Wallensteins Tod, den Abschied von Max], bis auf seinen Gartenaufenthalt habe verschieben müssen, so könne er in etlichen Wochen den dritten Akt geendigt haben; der vierte und der fünfte, die zusammen nicht größer als der erste seien, machten sich beinahe von selbst. Aber noch am 13. hören wir ihn klagen, die Jahreszeit und die unordentliche Witterung hinderten alle seine Fortschritte, seiner lebhaften Neigung und guten Stimmung zum Trotze; um sein Gemüth frisch zu erhalten, dürfe er an seine gegenwärtige Arbeit nicht einmal denken, weshalb er sich mit dem Gedanken beschäftigt habe, wie der Dichter eine Weltumsegelung benutzen könne, wobei ihm der Unterschied zwischen einer epischen und einer dramatischen Behandlung recht lebhaft geworden sei. Mit dem Stoffe war er jetzt so ganz auf dem Reinen, daß er den 14. die von der weimarischen Bibliothek geliehenen Bücher zurückliefern konnte. Den 16. versuchte er am Wallenstein fortzuarbeiten, doch ging es nur langsam; da ihm der Kopf noch nicht frei war, konnte er nicht in die rechte Stimmung kommen. „Wäre ich nur erst fertig!" klagte er. Und schon kamen Nachfragen nach dem Stücke. Direktor Schröder in Hamburg wollte den Wallenstein spielen, ja vielleicht selbst zu Weimar in dieser Rolle auftreten; das berliner Theater erklärte sich zu jedem Honorar bereit, wenn es das Stück vor dem Abdruck erhalte. Ende Februar fand Schiller sich „so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung". Besonders froh war er, eine Situation hinter

sich zu haben [das Gespräch zwischen Buttler und Gordon in Wallensteins Tod IV, 2], wo er das ganz gemeine moralische Urtheil über das wallensteinische Verbrechen aussprechen und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich behandeln mußte, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Mit der Ausführung dieses Auftritts war er zufrieden; obgleich er keine Predigt daraus gemacht, hoffte er „unserm lieben moralischen Publikum“ nicht weniger zu gefallen. Mit Goethes Wunsch, daß er in Zukunft das weimarische Theater besser benutzen möge, war er ganz einverstanden. Den 9. März hatte er das Schwerste hinter sich; drei Viertel des Ganzen waren fertig. Aber gleich darauf störte ihn wieder sein Unwohlsein. Den 16. schrieb er: „Aller Unterbrechungen ungeachtet, welche mir öftere Kränklichkeit in diesem Winter gemacht hat, und neuerdings seit acht Tagen wieder machte, bin ich doch ziemlich vorwärts gerückt, und hoffe am Ende des Junius fertig sein zu können.“ Die drei ersten [bis zum Ende des zweiten Aktes von Wallensteins Tod reichenden] Akte waren bis auf einige Lücken vollendet, zu deren Ausführung er noch keine Stimmung hatte finden können.

Am 20. kam endlich Goethe auf einige Zeit nach Jena. An demselben Abend las ihm Schiller den ersten, am folgenden den zweiten und dritten Akt vor. Den 24. wurden einige Szenen wiederholt. Goethe fand die Ausführung vortrefflich, in einigen Stellen erstaunend; doch werde man, äußerte er gegen Meyer, nur mit einer grausamen Schere das Stück aus seiner jetzigen freien Form auf die Beschränktheit des deutschen Theaters reduziren können. Ueber epische und tragische Stoffe und ihre Behandlung wurde viel verhandelt. Aber mit dem vierten Akte Wallensteins wollte es nicht recht fort. Den 6. April

mußte Goethe unerwartet nach Weimar zurück. Schiller schrieb ihm denselben Tag, er wolle suchen, sich wieder recht in die Arbeit zu werfen, daß er nur erst das Gedankenbild aus sich herausstelle, weil er es dann heller anschauen könne. „Ich freue mich denken zu dürfen, daß Sie mit meinem Wallenstein im ganzen zufrieden sind, und vorzüglich darüber, daß Sie keinen Widerspruch weder mit dem Gegenstande noch mit der Kunstgattung, zu der er gehört, darin rügten; denn über die theatralischen Forderungen denke ich schon noch wegzukommen, wenn die tragisch-dramatischen nur befriedigt sind.“ Goethe erwiderte ihm: „An Ihren Wallenstein denke ich mit Vergnügen zurück, und habe die besten Hoffnungen davon. Die Anlage ist von der Art, daß Sie, wenn das Ganze beisammen ist, die ideale Behandlung mit einem so ganz irdisch beschränkten Gegenstande in eine bewundernswürdige Uebereinstimmung bringen werden.“ Leider mußte Schiller ihm schon am 10. melden, die schnelle Kälte habe ihm einen heftigen Katarrh gebracht und sein altes Uebel erneut, was ihm um so hinderlicher bei seiner langsam fortrückenden Arbeit wurde, als er „gerade an einem Punkt stand, wo die Stimmung alles thun mußte“, womit nur dasselbe gemeint sein kann, was er am 5. damit bezeichnet hatte, daß es von der äußern heitern Influenz abhänge. Es lagen ihm wohl Theklas Auftritte am Schluß des vierten Akts von Wallensteins Tod im Sinne. Ein vierzehn Tage andauerndes Katarrhfieber hinderte ihn auch, Ifflands Gastspiel in Weimar zu genießen, was in theatralischer Hinsicht für ihn so bedeutend gewesen wäre. Die Stimmung für jeden Geistesgenuß fehlte ihm, und noch am 24., wo er selbst zuerst wieder dem weimarischen Freunde von seinem Befinden Nachricht geben konnte, mußte er sich vor jedem Gedanken an

ästhetische Dinge hüten; vor acht Tagen glaubte er nicht an den Wallenstein gehn zu können. Es war das viertemal seit dem Winter, daß er durch Krankheit gestört worden war; die letzten fünf Wochen hatte er, wie er am 27. Körner klagte, für seine Dichtung so gut als ganz verloren, und wenigstens ebenso viel Zeit vorher im Winter. Seine Befürchtung, die Lust zur Arbeit werde vielleicht in vielen Wochen nicht zurückkehren, traf leider ein. Am 1. Mai frug er bei Goethe an, ob Schröder wirklich im Herbste nach Weimar komme, damit er bei sich zu Rath gehn könne, ob das Stück noch bis dahin für das Theater fertig zu machen sei: aber des Freundes anregendes Wort, er solle es nur schreiben, so werde Schröder schon kommen, beängstigte ihn mehr, als daß es ihn ermuntert hätte, ja er wollte zunächst jeden Gedanken an eine Darstellung auf dem Theater fallen lassen, das Drama jetzt nur für den Druck bearbeiten. Sollte Schröder es im September oder anfangs Oktober in Weimar spielen, so müßte er es spätestens Mitte Juli haben; bis dahin könne er zwar zur Noth eine Skizze fertig bringen, die für das Theater hinreiche, aber diese eilfertige und auf einen äußern Zweck gerichtete Art zu arbeiten würde ihm die reine Stimmung zu ruhiger Ausarbeitung verderben. Auch fehle es ja in Weimar, selbst bei Schröders Anwesenheit, an guten Schauspielern für seine beiden Piccolomini und die Gräfin Terzky, die er sich nicht gerne auf der Bühne verderben lassen möchte. So wollte er denn seinen Gang ohne alle Theaterrücksichten fortsetzen, um sich, wo möglich, die Stimmung zu bewahren; sei Wallenstein einmal fertig und gedruckt, so interessire er ihn nicht mehr, und er könne alsdann auf die Rücksichten des Theaters eher eingehn. Goethe mochte ihm, wie leid auch dieser Entschluß ihm that, hierin nicht wider-

sprechen, da er seine dichterische Stimmung nicht gern trübte. Zu Schillers Aerger hatte Schröder, obgleich er sich selbst angeboten, nach Weimar zu kommen, als man darauf einging, sich zurückgezogen. „Wegen des Wallensteins weiß ich Ihnen nicht zu rathen", erwiderte Goethe am 5. Mai, „ob ich gleich selbst glaube, daß, in Betracht Ihrer Art zu arbeiten, des Stücks, so weit ich es kenne, und der äußern Umstände, Ihr Vorsatz, den Sie mir äußern, wohl der beste sein möchte. Niemand kann zwei Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen. Ich habe es bei dieser Gelegenheit [Ifflands Gastspiel] abermals näher kennen gelernt." Hatte er ja außer einer allgemeinen Zufriedenheit nichts Tröstliches von einem besondern Urtheil gehört. Schiller war besonders mit der Art, wie Max fallen solle, lebhaft beschäftigt, ohne daß er zu einer Entscheidung kommen konnte. Bei einem Besuche des Bruders seines Schwagers, Ludwig von Wolzogen, der an dem durch den Frieden von Basel beendigten Kriege Theil genommen, wohl im März, da dieser im Februar nach Weimar kam, hatte er von ihm die Schilderung einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges gewünscht, um die Grundfarben davon zur Erzählung vom Heldentode seines Max zu entnehmen. „Als ich ihm aber mit Karthaunen, Kolubrinen und Bombarden kam", berichtet dieser, „da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: ‚Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Szene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyts Ende berichtet.'

Noch lange sann er hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Projekt dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. ‚Ich hab's!' sagte er. ‚Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufe seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassierregiments des Todes Opfer werden.'" Also gewissermaßen ein ähnlicher Tod wie der Hippolyts in Racines Phädra.

Am 7. Mai bezog Schiller seinen Garten, wo nach und nach wieder Neigung und Stimmung zum Wallenstein erwachte: nur schien ihm die Heiterkeit des Frühlings der düstern Schwere eines fünften Trauerspielaktes nicht eben förderlich, ob sie gleich im ganzen den poetischen Geist, der zu allem gut sei, wecke. Am 20. konnte Goethe endlich wieder auf einige Zeit nach Jena kommen, wo er die Abende meist bei Schiller zubrachte, mit dem auch über das Dramatische vielfach verhandelt wurde. Im höchsten Grade werde er von Glück zu sagen haben, meinte Schiller den 25., wenn er Mitte Oktober mit dem Wallenstein und seinem Beitrag zum Almanach fertig sei. Den 31. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo ihn Schiller am 1. Juni besuchte. Den 4. begann wieder ein längerer Aufenthalt Goethes in Jena. Mit dem fünften Akte wollte es Schiller noch immer nicht recht gelingen. Am 15. Juni äußerte er sehr mißmuthig gegen Körner: „Der Kopf ist mir diesen Monat so warm von dem, was ich noch zu thun und zu leisten habe, daß ich gar zu keiner ordentlichen Folge in meinen Geschäften komme. . . . Zum Almanach geschehen allmählich Vorbereitungen. Goethe hat schon sehr schöne Sachen dazu parat. . . . Was mir dazu wird eingegeben werden,

wissen die Götter. Man sollte sich hüten, auf ein so komplizirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein Wallenstein ist, wo der Dichter seine poetischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemüthlichkeit meiner Existenz, sie heftet mich anstrengend auf einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von andern Eindrücken kommen, weil zugleich auch die Idee eines bestimmten Fertigwerdens drängt. Und gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern; denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht, und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte." Denselben Abend unterhielt er sich mit Goethe über Dichtung überhaupt und über die „Oekonomie" seines fünften Aktes. Der Freund verließ den 21. Jena, wohin er noch einmal am 6. Juli mit den Seinigen auf einige Tage kam. Schiller hatte den Wallenstein wieder zurücklegen müssen, um lyrische Gedichte für den Almanach zu versuchen. Solche gelangen aber nicht, da er mit Baulichkeiten beschäftigt war, und am 12. wurde er gar wieder von seinen Krämpfen befallen. Dennoch schrieb er den 17. an Cotta, er wolle am Ende des Almanachs und in der Literaturzeitung im Namen seiner Buchhandlung das Erscheinen des Wallenstein gleich nach Neujahr anzeigen, wozu er ihm nur die Preisangabe und das, was er sonst darüber dem Publikum mitzutheilen habe, einsenden möge. Mit dem bessern Wetter fand er sich wieder wohler, ja auch in lyrischer Stimmung, welche viel weniger als die dramatische dem Willen gehorche. In den vorigen Wochen habe er, so schrieb er am 20., eher Abneigung als Lust dazu empfunden, und sei deshalb aus Unmuth auf einige

Tage zum Wallenstein zurückgekehrt, der aber jetzt wieder weggelegt werde. Erst am Abend des 1. August kam Goethe, wie wir jetzt aus dem Tagebuch sehen, nach Jena zurück, wo bei Schiller gleich über poetische Angelegenheiten verhandelt wurde. Am Abend seiner Abreise, am 15., las ihm der Dichter die zwei letzten Akte seines Wallenstein, so weit sie vollendet waren. Er hatte dabei, wie er an Körner berichtet, den seltenen Genuß, Goethe sehr lebhaft zu bewegen, was, wie er wohl wußte, nur die Güte der Form möglich machte, da dieser für das Pathetische des Stoffs nicht leicht empfänglich war. Nach Weimar schrieb er diesem am 21., sein Beifall sei für ihn eine wahre Wohlthat und werde ihm den Muth, den er zur Vollendung des Stückes noch so nöthig brauche, geben und erhalten. Dieser antwortete: „Ueber Wallenstein habe ich indessen vieles gedacht und mir die ersten Akte wieder ins Gedächtniß gerufen. Wenn ich wieder zu Ihnen komme, dächt' ich, fingen wir von vorn an, weil ich nun das Ganze weiß, besonders da es Sie an der Ausführung nicht hindert, wenn jemand mitspricht. Ich wünsche, je eher je lieber, eine klare Uebersicht darüber zu haben, noch mehr aber es vollendet zu sehn. Es wird sehr hoch stehn, wenn es fertig ist. Ich wünsche Ihnen zum Nachsommer noch gute Stimmung." Auch meldete er von „neuen Grillen" über das Tragische und Epische, die er bei ihrer nächsten Zusammenkunft mittheilen werde. Schiller wollte sich indessen seiner ihn ganz in Anspruch nehmenden Sorge wegen des Almanachs entledigen, um bei Goethes Ankunft mit Benutzung der in Aussicht gestellten Mittheilungen „den letzten, schwersten Schritt zum Wallenstein thun zu können". „Da Sie einmal Lust haben, in die Oekonomie des Stücks hineinzugehn", fuhr er fort, „so will ich gelegentlich das

Schema davon in Ordnung bringen, das in meinen Papieren zerstreut liegt, indem es Ihnen, eh' das Ganze selbst ausgeführt ist, die Uebersicht erleichtern kann. Ich bin verlangend, Ihre neuen Ideen über das Epische und Tragische zu hören. Mitten in einer tragischen Arbeit fühlt man besonders lebhaft, wie erstaunlich weit die beiden Gattungen auseinander gehen. Ich fand dies auf eine mir selbst überraschende Weise bei der Arbeit an meinem fünften Akte, die mich von allem ruhig Menschlichen völlig isolirte, weil hier ein Augenblick fixirt werden mußte, der nothwendig vorübergehend sein muß. Dieser so starke Absatz, den meine Gemüthsstimmung hier gegen alle übrigen freiern menschlichen Zustände machte, erweckte mir beinahe eine Furcht, mich auf einem zu pathologischen Wege zu befinden, weil ich das meinem Individuum zuschrieb, was die Natur des Geschäfts mit sich brachte. Aber so ist es mir ein Beweis mehr, daß die Tragödie nur einzelne außerordentliche Augenblicke der Menschheit, das Epos dagegen, wobei jene Stimmung nicht wohl vorkommen kann, das beharrliche, ruhig fortbestehende Ganze derselben behandelt, und deswegen auch den Menschen in jeder Gemüthsstimmung anspricht. Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber nichts gesagt, und scheinen es nicht zu tadeln. Ja, Ihr eigener Usus, sowohl im Drama als im Epischen, spricht mir dafür. Es ist zuverlässig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln; auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäßer scheinen: aber das Beispiel der Alten welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles die Gesinnungen und Meinungen nennt, gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein

höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, daß alle poetische Personen symbolische Wesen sind, daß sie, als poetische Gestalten, immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben, und sobald man ferner daran denkt, daß der Dichter, so wie der Künstler überhaupt, auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, daß ers thut, so ist gegen diesen Gebrauch nichts zu sagen. Außerdem würde, däucht mir, eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch, hart und in heftigen Situationen unausstehlich werden, dahingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemüthlichkeit, auch in den gewaltsamsten Zuständen, die man schildert, hervorbringt." Goethe lud ihn zum Besuche nach Weimar ein, um „manches Kapitel mit ihm durchsprechen zu können".

Nachdem Schiller den 7. September seine Beiträge zum Almanach vollendet hatte, ging er am folgenden Tage wieder an den Wallenstein, für den er noch den kleinen Rest der guten Jahreszeit und seines Gartenaufenthalts benutzen wollte, da er die Liebesszenen, zu denen der Winter ihm keine Stimmung geben möchte, fertig in die Stadt bringen müsse. Vom 10. bis zum 15. war er bei Goethe in Weimar. Goethes Tagebuch berichtet unter dem 13. und 14.: „Wallenstein zusammen gelesen und über dessen Aufführung berathen." Schiller entschloß sich den Prolog als selbständiges Stück unter dem Titel Wallensteins Lager zu bearbeiten, mit welchem Goethe am Anfange des folgenden Monates das umgebaute Theater in Weimar er-

öffnen wollte; das höchst bedeutende Trauerspiel selbst theilte er in zwei Stücke*), welche im nächsten Jahre gleichfalls in Weimar zur Aufführung kommen sollten. Böttiger verrieth sogleich die Sache an Schröder in Hamburg, der schon am 19. die Ueberzeugung äußerte, diese Theilung werde der Bühnenwirkung sehr schaden, wogegen die gleichzeitig gemeldete Abfassung in Jamben ihm nicht bedenklich schien. Drei Tage nach seiner Rückkunft meldete Schiller dem Freunde, er habe sogleich sich an den Prolog gemacht und ihn mit Rücksicht darauf, daß er für sich stehn solle, betrachtet. Dabei habe sich eine doppelte Nothwendigkeit herausgestellt. Erstens müsse er als Charakter- und Sittengemälde noch etwas mehr Vollständigkeit und Reichthum erhalten, um auch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen; dadurch werde auch das zweite erreicht, daß es über der Menge der Figuren und einzelner Schilderungen dem Zuschauer unmöglich gemacht werde, einen Faden zu verfolgen, und sich einen Begriff von der Handlung zu machen, die darin vorkomme. Deshalb müsse er noch einige Figuren hineinsetzen, andern mehr Ausführung geben, wobei er die weimarischen Schauspieler immer vor Augen haben werde. Doch seine Hoffnung, das Vorspiel schon drei Tage später senden zu können, ging nicht in Erfüllung, da eine schlaflose Nacht ihm einen ganzen Tag verdarb und der Abschreiber ihn sitzen ließ. Am 21. theilte er die getroffene Anordnung Cotta mit, wonach die früher eingeschickte buchhändlerische Anzeige eine Aenderung erleiden mußte; zugleich übersandte er die Ankündigung, welche er auch im Almanach abdrucken lassen

*) Irrig ist es, wenn W. Fielitz in seiner sehr anregenden Schrift „Studien zu Schillers Dramen" S. 101 f. behauptet, erst während Goethes folgender Anwesenheit in Jena sei der Entschluß zur Theilung gefaßt worden.

wolle.*) Dort gab er sie wirklich am 5. Oktober auf dem nachträglich hinzugefügten letzten Halbbogen. Das Erscheinen ward auf Ostern 1799 angekündigt, und die Liebhaber ersucht, ihre Bestellungen vor Ende November zu machen. Es sollten zwei Ausgaben, neben der auf Postpapier eine auf Velinpapier, erscheinen. Vignetten waren nicht erwähnt, doch äußerte Schiller gegen Cotta, es sei jetzt der Mühe werth, den Wallenstein mit zwei oder drei Vignettchen zu zieren, wozu recht schöne Ideen da seien, die Meyer zeichnen werde. Cotta sollte die drei Stücke dem stuttgarter Theater für 25 Louisdor anbieten; Berlin, Hamburg und Frankfurt müßten das Doppelte geben.

Zu höchster Freude gedieh dem Dichter Goethes warmer Beifall. „Ich wünsche, daß Sie bei Ihrer Arbeit fühlen mögen, welchen guten Eindruck auf uns Sie zurückgelassen", schrieb dieser ihm am 21. „Ein Monument einer so besondern Geistesthätigkeit, als Ihr Wallenstein ist, muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zusammen, um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben; Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer als aus dem Manuskripte, das Ihnen schon zu lange vor den Augen fixirt steht. Sie sind schon so weit, daß nach meiner Einsicht ein solcher Versuch nur Nutzen bringen kann. Was Sie an dem Prolog noch thun wollen, muß ich sehr billigen. Ich erwarte ihn mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Taktik alsdann zusammen konferiren." Denselben Tag erwiderte Schiller; der Prolog

*) Darin hieß es schon übereinstimmend mit der gedruckten Anzeige, Wallenstein werde in drei zusammenhängenden Schauspielen, 1) Wallensteins Lager, 2) Piccolomini, 3) Wallensteins Abfall und Tod, erscheinen.

solle in der Gestalt, die er jetzt bekomme, als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehn können; nur wisse er freilich nicht, ob alles, was er dem Ganzen zulieb darein habe aufnehmen müssen, auch auf dem Theater werde erscheinen dürfen. So sei z. B. ein Kapuziner, der den Kroaten predige, hineingekommen, da gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes ihm noch gefehlt habe; es liege aber auch nichts daran, wenn derselbe von dem Theater wegbleibe. Lieb wäre es ihm, wenn mit dem Prolog keine Oper verbunden werde, weil er denselben mit vieler Musik müsse begleiten lassen; er beginne und endige mit einem Liede, auch in der Mitte finde sich ein Liedchen, so daß er selbst klangreich genug sei. Ein ruhiges moralisches Drama würde ihn wahrscheinlich am besten herausheben, da sein ganzes Verdienst bloß Lebhaftigkeit sein könne.

Tags darauf kam Goethe nach Jena, um die Vollendung des Prologs zu beschleunigen. Sein Tagebuch berichtet vom 23: „Abends bei Schiller. Disposition und Eintheilung des Wallensteins." Noch am 25. zweifelte er, ob er den Prolog mit nach Weimar bringen werde. Den folgenden Tag berichtet er an Meyer, Schillers Zaudern und Schwanken gehe über alle Begriffe; dafür habe er aber auch ein paar allerliebste Motive erfunden. Das Vorspiel erschien ihm in mehr als einem Sinne für die Eröffnung der Bühne sehr geschickt; alle drei Stücke würden hoffentlich noch im Laufe des Winters dem weimarischen Theater zu Gute kommen, auch die Aufführung den Dichter selbst fördern. An diesem und dem folgenden Tage schrieb Goethe die Ankündigung: „Weimarscher neu dekorirter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der wallensteinschen Geschichte durch Schiller",

für Cottas allgemeine Zeitung, sandte sie aber erst ab, als er am 29. den vollendeten Prolog in Händen hatte. Er selbst hatte ein Lied zum Anfange desselben zu dichten übernommen. Dazu bat er sich Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus, um sie zum Anfangsliede [von der Zerstörung Magdeburgs] und „zu mancherlei“ nutzen zu können. „Heute Abend komme ich nicht“, fügte er hinzu; „denn ich will noch, bis es dunkel wird, in Wallensteins Lager verweilen und dann die modern-antiken Preußen und Sachsen [in Lessings Minna] auf dem jenaischen [Liebhaber-]Theater beschauen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehn.“ Den folgenden Mittag speiste er bei Schiller, der auf Goethes Wunsch auch die Dichtung eines dem Vorspiel vorausgehenden Prologs zu Wiedereröffnung des Theaters übernahm. Darauf deutet die Erwähnung des Prologs in Goethes Tagebuch.

Am Morgen desselben 30. Septembers hatte Schiller an Körner berichtet: „Goethe hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihm meinen Prolog [das Vorspiel] zur Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen und eines renovirten Theatergebäudes überließ. In zehn Tagen wird er also in Weimar gespielt werden. Ich hab' ihn, damit er unabhängig vom Stücke gespielt werden könne, beträchtlich, und gewiß um die Hälfte, vermehrt, mit sehr viel neuen Figuren besetzt; und wirklich ist er jetzt ein sehr lebhaftes Gemälde eines wallensteinschen Kriegslagers. Die Vorstellungen in Weimar dienen mir zu einer bequemen Theaterschule für das Stück, und setzen mich in den Stand, ihn, ehe ich ihn drucken lasse oder an andere Theater überlasse, zu einem sinnlichen öffentlichen Eindruck desto fähiger zu machen. Ich wollte wohl, daß du auch der Vorstellung beiwohnen könntest;

aber freilich verdient die Kunst unserer Schauspieler es nicht, daß man ihnen nachreist. Das Stück selbst habe ich nun, nach reifer Ueberlegung und vielen Konferenzen mit Goethe, in zwei Stücke getrennt, wobei mich die schon vorhandene Anordnung sehr begünstigt hat. Ohne diese Operation wäre der Wallenstein ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung, und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müssen. Jetzt sind es mit dem Prolog drei bedeutende Stücke, davon jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie ist. Jedes der zwei letztern hat fünf Akte, und dabei ist der glückliche Umstand, daß zwischen dem Akt die Szene nie verändert wird. Das zweite Stück führt den Namen von den Piccolominis*), deren Verhältniß für und gegen Wallenstein es behandelt. Wallenstein erscheint in diesem Stücke nur einmal, im zweiten Akte, da die Piccolominis alle vier übrigen als Hauptfiguren besetzen. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite, und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt Wallenstein, und ist eine eigentliche vollständige Tragödie; die Piccolomini können nur ein Schauspiel, der Prolog ein Lustspiel heißen. In Rücksicht auf die Repräsentation wird auch

*) In der Anzeige hieß das Stück Piccolomini, und so nennt es auch Schiller im Briefe an Goethe vom 9. November der Piccolomini, dagegen am 14. Dezember wieder die Piccolomini, Goethe aber in der Erwiderung der Piccolomini. Die Ansicht von Fielitz (S. 100), Max sollte durch diese Bezeichnung als Held des Stückes bezeichnet werden, ist gar seltsam, da die eigentliche Triebfeder der Handlung Oktavio ist, doch trat Max so bedeutend in Beziehung zu Wallenstein hervor, daß mit gleichem Rechte das Stück auch die Piccolomini genannt werden konnte, wofür sich Schiller zuletzt entschied. Vgl. auch die Aeußerung Ifflands vom 31. Dezember. Uebrigens schwankt Schiller zwischen die Piccolomini und die Piccolominis. Vgl. oben S. 37 f.

das noch gewonnen, daß das Theaterpersonal jetzt nicht mehr so groß zu sein braucht; denn in den Piccolomini kommen zwei bis drei Personen vor, die im Wallenstein nicht mehr erscheinen, und hier sind einige andere, die dort nicht vorkommen. Beide können nun von denselben Schauspielern besetzt werden, und was dieser kleinen Vortheile mehr sind, besonders das Memoriren der Rollen. Auch rechne ich es als einen bedeutenden Gewinn für das Stück, daß ich das Publikum, indem ich es durch dreierlei Repräsentationen führe, desto besser in meine Gewalt bekommen werde. Ich sehe mich also jetzt um ein kompletes Fünfaktenstück reicher, und kann auf einmal drei Schauspiele zu Markte bringen. Diese Veränderung hat mir allerdings neue Arbeit gemacht; denn um den zwei ersten Stücken mehr Selbständigkeit zu geben, habe ich einige neue Szenen und mehrere neue Motive nöthig: aber die Arbeit erneuert mir auch die Lust, und sie ist unendlich angenehmer für mich, als die entgegengesetzte war, dem Stücke zu nehmen und es in einen engern Raum zu pressen." Aus der in einem Briefe an Iffland wiederholten Aeußerung (vgl. unten S. 78), daß zwischen den Akten nie die Szene ändere, hat Fielitz S. 102 geschlossen, damals seien in Wallensteins Tod II, 1—3. III, 13—23. IV, 9—14. V, 1. 2 noch nicht vorhanden gewesen. Aber die Sache ist keineswegs so einfach. Geben wir auch zu, daß II, 1—3 und V, 1. 2 gefehlt haben können, dagegen ist es unmöglich, daß an III, 12 unmittelbar IV, 1—8 und an diese V, 3 sich angeschlossen, nach den Einleitungsszenen des Verhältnisses von Max zu Thekla, dessen Abschied von dieser und von seinem fast göttlich verehrten Oberfeldherrn und sein Heldentod ganz unausgeführt hätten bleiben sollen. Warum sollte nicht etwa an III, 9 sich III, 14 angeschlossen haben, ohne

eine Szenenveränderung, da ja eben so gut wie Buttler auch Neumann ins Zimmer treten konnte? Daß die Liebesszenen in den Piccolomini längst beabsichtigt waren, wissen wir von Schiller selbst (vgl. oben S. 30*); diese forderten nothwendig eine entsprechende Auflösung in Wallensteins Tod, die kaum ohne Szenenwechsel erfolgen konnte. Und ist denn Schillers Aeußerung so durchaus zwingend ohne alle Ausnahme zu verstehn? Bei der Trennung in zwei Stücke gewann er den Vortheil, daß von den vier ersten Akten jeder an demselben Orte spielte, während bei den frühern zwei langen Akten jeder einen Wechsel der Dekoration forderte. Konnte nun nicht Schiller in der Freude über diese Vereinfachung des Szenenwechsels übersehn, daß er im vierten Akte doch nicht ohne einen solchen auskam, mochte er die Erzählung von dem Heldentode seines Max schon ausgeführt haben oder nicht. Mir ist dies unendlich wahrscheinlicher, als daß er auf die ergreifende Erzählung von dem Tode des so glänzend hervortretenden Max ganz verzichtet haben sollte, wüßten wir auch nicht aus der S. 57 f. mitgetheilten Erzählung, daß er an diesen längst gedacht hatte.

Am Morgen des 1. Oktober kehrte Goethe nach Weimar zurück. Schon den folgenden Tag wollte er durch eine Botenfrau den Prolog zu Eröffnung des Theaters nach Absprache abholen lassen; aber Schiller war durch einen Besuch gehindert worden, und auch am folgenden Tage kam er mit der Arbeit nicht zu Stande. Den Prolog dachte er jetzt gleich im Almanach abdrucken zu lassen. Goethe war überzeugt, die Ausführung werde hinter der Trefflichkeit der Anlage nicht zurückbleiben. Den 3. bat er wiederholt um rasche Zusendung. Endlich am 4. schickte Schiller durch einen Boten eine aus dem Gedächtniß

gemachte Abschrift, mit dem Wunsche, der Prolog möge Goethe Genüge leisten. Einzelne Stellen, deren Weglassung auf dem Theater er wünschte, hatte er in Klammern geschlossen. „Es lassen sich manche Dinge nicht sagen, die sich ganz gut lesen lassen", bemerkte er, „und die Umstände, unter welchen ein Prolog deklamirt wird, die Feierlichkeit, die davon unzertrennlich ist, führen gewisse Einschränkungen mit sich, die in der Stube schwer zu berechnen sind. Da der Prolog ohnehin ziemlich groß ist, so denke ich, schließen wir ihn vor dem letzten Absatz." Wohl vor V. 119 („Darum verzeiht dem Dichter"), wenn auch im ersten Drucke mitten in V. 129 (vor „Und wenn die Muse heut"), wo der Dichter die damals ungewohnte metrische Form vertheidigt, ein Absatz sich findet. Goethes Tagebuch erwähnt unter dem 4. der ersten Leseprobe des Lagers und der „Beschäftigung mit dem Prolog". Letzterer schien Goethe wohlgerathen, doch konnte er, auch nach mehrmaligem Durchlesen, nicht gleich bestimmen, was etwa wegzulassen wäre, und ob er nicht wegen des Theatereffekts noch hie und da einen kleinen Pinselstrich aufhöhen würde; am folgenden Abend werde er seine „Edition" schicken. Leid thue es ihm, daß er ihn nicht selbst vortragen könne, doch dürften sie zufrieden sein, wenn Vohs, der ihn im Kostüm von Max Piccolomini sprechen sollte, sich so halten werde, wie Leißring den ersten Jäger, Weyrauch den Wachtmeister und Haide den Kürassier gebe, da diese die gereimten Verse so deklamirten, als hätten sie ihr Lebtag nichts anderes gethan. Goethe selbst hatte die Kapuzinerpredigt machen wollen, und dazu die Sammlung des wiener Hofpredigers, des Augustiners Abraham a Sancta Clara unter dem Titel: „Reimb dich oder ich Liß dich. Das ist: Allerlei Materien, Discurs, Concept und Predigen, welche bißhero in

unterschidlichen Tractätlen gedruckt worden; Nunmehr in ein Werck Zusammen gereimbt, und zusammen geraumt" (Luzern 1687)*), sich näher angesehen; da er aber nicht zur Ausführung gelangen konnte, schickte er Schiller diesen „reichen Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führe", und ihn gewiß gleich zur Kapuzinerpredigt begeistern werde. Er hatte ihm Seite 77 gezeichnet, wo z. B. das Raben Cras als Schlußformel**) in des Schauspielers Genast Munde vielleicht höchst erbaulich wäre. Das Lied von der Zerstörung Mageburgs hatte er gleichfalls nicht fertig gebracht, glaubte aber etwas anderes als Ersatz zu haben. Schiller erwiderte: den Druck des Prologs im Almanach könne er nicht aufhalten, doch werde auch eine kleine Abweichung des Druckes vom wirklich Gesprochenen nicht viel zu sagen haben. An die Kapuzinerpredigt sich sogleich zu machen, hatte ihn ein längerer Besuch gehindert. Im Vorspiel wollte er noch einige Veränderungen anbringen. „Sie werden es z. B. auch billigen", schrieb er, „daß ich den Konstabler mit einer bestimmten dramatischen Figur vertausche. An seiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenstück zum Rekruten macht. Dieser Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und so erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die

*) Daß Goethe diese Ausgabe von der weimarischen Bibliothek geliehen, ist von Vorberger in Gosches Archiv II, 406 ff. nachgewiesen.

**) Die von Goethe gemeinte Stelle in dem Tractat „Mercks Wien!" lautet also: „O wie wahr ist es, was der Poet sagt: „Das Raben Cras, hat schon den Paß | Vielen zum Heyl verschlossen, | Das schlimme Morgen, und lange Borgen | Hat viel zur Höll' verstoßen." Wem die Verse angehören, weiß ich nicht. Das „Raben Cras" ist das „Sparen auf morgen (cras)." Das deutsche Sprichwort heißt: „Cras cras ist der Raben Sang", welches also das „Morgen morgen, nur nicht heute" für so häßlich wie Rabengekrächz erklärt.

neuesten passendsten Ereignisse. Es gibt Gelegenheit, dem Herzog Bernhard [dem berühmten weimarischen Kriegshelden] einige passende Komplimente zu sagen u. s. f. Zu einem Subjekt für den Stelzfuß wird sich schon Rath finden, hoffe ich." Deshalb wünschte er das Vorspiel, wenigstens die ersten acht bis zehn Blätter, noch einmal zurück; am Ende und in der Mitte werde er nichts ändern. Auch das Liedlein von Magdeburg hoffe er noch zu machen, und zwar, damit kein Aufenthalt entstehe, nach einer bekannten Melodie. Dem Briefe legte er einen Korrekturbogen des Almanachs bei, worauf der Prolog stand, da er die frühere Abschrift bloß aus dem Gedächtnisse gemacht hatte.*) Sende Goethe ihm seine Veränderungen durch einen Eilboten bis morgen um 2 Uhr, so könne er sie noch aufnehmen. Dieser schickte den Prolog zeitig genug mit seinen und den von Schiller angegebenen Veränderungen zurück; eine Stelle desselben hatte er ausgestrichen, und dafür eine andere eingefügt, damit von den weimarischen Schauspielern etwas mehr, von Iffland etwas weniger gesprochen werde und eine Aeußerung auf Schröder bezogen werden könne, dem er sogleich einen Abdruck mit einem artigen Worte senden möchte. Goethe hatte wohl V. 18—21 eingefügt.**)

*) Daß die Nachschrift „Hier lege ich noch einen Korrekturabdruck des Prologs bei" nicht zum Briefe „Die Veränderungen im Prolog", sondern zu dem vom 5. „Daß Sie mit dem Prolog zufrieden sind" gehöre, hat Fielitz in Schnorrs Archiv IV,476 f. erwiesen und Vollmer bestätigt.

**) Ich hatte früher V. 10—23 Goethe zugeschrieben. Fielitz S. 478 f. hält entschieden V. 13—21 für Goethes Eigenthum, jetzt auch (Goetheſtudien S. 11 ff.), was er vorher nur vermuthete, die sechs folgenden. Goethe gedenkt im Briefe „Mit der heutigen Abendpost" (vom 7., wie Fielitz bemerkt hat) nur eines einzigen von ihm veränderten, von Schiller aufgenommenen Perioden. Das, was er ausgestrichen, bezog sich wohl auf Iffland.

Vom verlangten Theile des Vorspiels sandte Goethe die Abschrift mit der Bemerkung: „Arbeiten Sie ja daran fort, ob ich Ihnen gleich nicht versprechen kann, schon das nächstemal die Veränderungen aufzunehmen. Alles ist jetzt schon so auf Reim und Silbenfall eingerichtet, so auf die Stichwörter eingehetzt, daß ich nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stockungen zu befürchten sind." Schiller nahm Goethes Vorschläge mit Vergnügen noch in den Druck des Prologs auf, wie er sofort dem Freunde berichtete, aber leid that es ihm, daß seine Aenderungen im Vorspiel nicht gleich der ersten Vorstellung zu Gute kommen konnten. Wenigstens sollte der Konstabler im vierten Auftritt mit einem Zeitungsblatt kommen und statt „ein Eilbot" sagen „das prager Blatt". Statt der Stelle des zweiten Auftritts „Und das Gemunkel — Die man", wo Goethe an der Erwähnung der Perücken Anstoß genommen hatte, der sich später als unbegründet ergab, möchte er lieber setzen:

Wachtmeister. Und das Gemunkel und Gespionire,
Und das Heimlichthun und die vielen Kouriere —
Trompeter. Ja, ja! das hat sicher was zu sagen.
Wachtmeister. Und der spanische steife Kragen,
Den man u. s. w.

Am 5. und 6. fanden die zweite und dritte Lesung des Lagers statt, am 7. die erste Theaterprobe, die recht artig ging, wie Goethe sofort an Schiller schrieb; zugleich meldete er, daß er zwei Abschriften nach dem Gedruckten bloß mit Einfügung des von Schiller genehmigten Perioden machen lasse, um sie morgen Abend an Schröder*) und die allgemeine Zeitung zu senden,

*) Er schicke, schrieb er diesem dabei, den Prolog als Zeichen seiner aufrichtigen Verehrung und als einen Laut der Hoffnung, daß ein Gestirn, dessen sich

dagegen habe er für die Aufführung eine andere Abschrift gemacht, wo er die Mimen (V. 32. 41) und Aeren (V. 50) bei Seite gebracht, dagegen den Wallenstein ein paarmal (V. 94. 111. vgl. unten S. 81) genannt, damit man ungefähr verstehe, was sie wollten. „Wie anders ist es, was man mit sich unter Freunden ins Zarteste und Besonderste arbeitet, und was der fremden Masse im allgemeinsten vorgetragen werden soll! Sie werden darüber noch das Wunderbarste bei dieser Gelegenheit erleben und hören." Im Vorspiel müßten sie jetzt auf die geringste Veränderung Verzicht thun, da bei einer so neuen und fremden Aufgabe jeder Schauspieler, wie ein Schiffbrüchiger an ein Brett, sich fest an seine Rolle klammere; er arbeite nur, daß alles einzelne herausgehoben werde und sich ans Ganze anschließe. Die Kapuzinerpredigt, bat er, möge Schiller schicken, sobald sie fertig sei. Er selbst hatte zum Anfang ein Soldatenlied gemacht, das er beilegte.*) Auch eine „Vorrezension der Aufführung" für die allgemeine Zeitung war bereits entworfen. Den 8.**) meldete Goethe, daß das Theater erst am 12. eröffnet werde, und er lud Schiller zur Hauptprobe des 11. ein. An demselben Tage sandte dieser die Kapuzinerpredigt, wie er sie bei den Zerstreuungen der letzten, durch Besuche in Anspruch genommenen Tage habe zu Stande bringen können. Da sie nur für ein paar Vorstellungen in Weimar bestimmt sei, er zu einer andern, die ordentlich gelten solle, sich noch Zeit nehmen wollte, so hatte er,

---

Deutschland so lange freue, nur hinter Wolken und nicht völlig unter dem Horizonte verborgen sei. Schröder hatte sich in Folge eines Streites mit den Direktoren vom hamburger Theater zurückgezogen.

*) Vgl. meine Erl. zu Schillers lyr. Ged. I, 222 ff. **) Daß die Briefe „Hier kommt nun" und „Hier erhalten Sie" vom 8. sind, hat Fielitz bemerkt.

wie er selbst äußert, kein Bedenken getragen, sein würdiges Vorbild, den Abraham a Sancta Clara, in vielen Stellen bloß in seine Verse zu übersetzen und in andern zu kopiren; den Geist glaube er so ziemlich getroffen zu haben. Doch müsse die Predigt, wie Goethe selbst finden werde, nothwendig einige Szenen später kommen, wo man durch die beiden Jäger und andere Figuren schon einen Begriff von den Soldaten durch sie selbst bekommen, weil sonst die unmittelbar folgenden Szenen geschwächt und gegen die Steigerung gefehlt würde. Auch sei es gut, daß unmittelbar nach ihr eine belebte handelnde Szene folge, weshalb die Predigt unmittelbar vor dem Auftritt des Rekruten oder, was ihm noch lieber wäre, vor der Ertappung des Bauern und dem Auflauf im Zelte zu bringen sei; man habe dann nur ein Stichwort zu ändern, und die paar andern Reden der Soldaten seien in ein paar Minuten gelernt. Daß er noch den Spielmann und den Tanz angebracht habe, um die Szene beim Eintritt des Kapuziners bunt und belebt zu machen, werde Goethe gleichfalls für nothwendig erkennen. Wahrscheinlich sollte die Kapuzinerpredigt ursprünglich gleich nach dem Soldatenliede folgen; der Anfang des neunten Auftritts bis zu dem Rufe „Greift ihn!" (V. 13) ist neu. Goethes Soldatenlied fand Schiller ganz zweckmäßig, doch werde er vielleicht noch ein paar Strophen anflicken, da es um ein weniges zu kurz sein möchte. Der Aufschub des Stücks könne ihm nicht anders als lieb sein; auf den Donnerstag hoffe er bei guter Zeit da sein zu können. Hätte er die Aussetzung der Vorstellung früher gewußt, so würde freilich die Kapuzinerpredigt, die Goethe mit vollem Beifall aufgenommen hatte, noch besser ausgefallen sein. Im Grunde mache es ihm große Lust, auf diese Fratze noch etwas zu verwenden; denn dieser Pater Abra-

ham sei ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen müsse, so daß es eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe sei, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach- oder gar zuvorzuthun, doch werde er das möglichste versuchen. Das Soldatenlied hatte er sogleich mit ein paar Strophen vermehrt, da es gut sein werde, dem Zuschauer etwas Zeit zu geben, die Gruppe in ihrer Bewegung zu sehn, und den Statisten selbst, die Anordnungen zu machen. Goethe werde es wohl so einrichten, daß mehrere Stimmen sich in die Strophen theilten, und der Chor immer die letzten Zeilen wiederhole. Mit den im Vorspiel gemachten Veränderungen habe er es ganz gnädig gemacht; von einigen sei ihm freilich die Ursache nicht ganz klar, doch würden sie darüber sprechen; solche Kleinigkeiten führten oft zu den nützlichsten Bemerkungen. In späterer Zeit erinnerte sich Goethe nur noch, daß er im ersten Auftritt die Verse eingeschoben hatte:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach,

um zu motiviren, wie der Bauer in den Besitz der falschen Würfel gekommen. Der folgende Vers muß demnach ursprünglich anders gelautet haben, etwa:

Da will ich die Würfel einmal probiren.

Bei dieser „belebten Behandlung" der Aufführung entwickelten sich, wie Schiller selbst äußerte, allerlei Dinge in seinem Kopf, die dem Wallenstein noch zu Gute kommen würden; er denke das Vorspiel noch viel mehr für das Ganze zu benutzen, wisse auch schon viele bedeutende Striche, die es noch zu seinem Vortheil erhalten solle; die Arbeit werde dadurch vergrößert und doch zugleich beschleunigt werden.

Am Morgen des 11. kam Schiller mit den Seinigen zu der Abends vor einem auserwählten Kreise stattfindenden Hauptprobe nach Weimar. Alle überließen sich dem hinreißenden Vergnügen, diese ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehn. Schiller war über den freudigen Beifall sehr gerührt; Goethes herzlicher Antheil zeigte sich höchst liebenswürdig. Gerade vor seiner Abreise nach Weimar hatte Schiller einen Brief von Iffland erhalten, welcher das Bühnenmanuskript des Wallenstein, auf den alles mit Entzücken hoffe, für die berliner Hofbühne wünschte, und sich bereit erklärte, alle seine Bedingungen zu erfüllen; die mündlichen Aufträge, welche er deshalb schon gegeben, seien ohne Erfolg und Antwort geblieben. Den folgenden Abend fand die Aufführung des Prologs und des Vorspiels nach Kotzebues schon bekanntem Schauspiel die Korsen statt; das letztere dauerte den auf Schillers Dichtung gespannten zahlreichen Zuhörern viel zu lange.*) Die mit großem Beifall aufgenommene Vorstellung des Lagers wurde zu allgemeinster Freude am folgenden Tage nach Mozarts Entführung wiederholt.

Nach einem so überaus glücklichen Erfolge kehrte Schiller am 14. morgens nach Jena zurück; Goethe folgte ihm mittags, um eine Woche zu bleiben. Denselben Tag antwortete Schiller auf Ifflands dringende Bitte. Da er die Repräsentation in Weimar dazu benutze, den Stücken die möglichste theatralische Gelenkigkeit und Lebhaftigkeit zu geben, so könne er sie nicht eher an ein anderes Theater absenden, als bis er jedes in Weimar

*) Da der Prolog unmittelbar mit dem Lager zusammenhing, das als Nachspiel gegeben werden sollte, so entstand die Unschicklichkeit, daß der Prolog zur Eröffnung der Bühne nach dem ersten darauf gespielten Stück folgte.

habe spielen sehn. In den ersten Wochen des Dezembers, nicht früher, könne das dritte Stück zu Weimar gegeben werden, und so werde er ungefähr den 18. oder 20. Dezember die drei Stücke an ihn abgehn lassen. Das Vorspiel, Wallensteins Lager, daure fünf Viertelstunden. Es sei in kurzen gereimten Versen geschrieben, etwa wie Goethes Puppenspiel [das Jahrmarktsfest] und sein Faust. Zu Weimar seien die Verse mit viel Leichtigkeit gesprochen worden und sie hätten das Publikum wohl unterhalten. Man könne es zwar, wie sie es in Weimar wirklich gethan, für sich allein spielen, da es ein Kriegs- und Lagergemälde sei und ein Ganzes für sich ausmache, aber schicklicher werde es mit dem zweiten Stücke verbunden; es gebe ein Bild von Deutschlands Zuständen im dreißigjährigen Kriege, zeige die Disposition der Regimenter für und gegen den Feldherrn, und sei bestimmt, den Grund zu zeichnen, auf welchem die wallensteinische Unternehmung vorgehe. Das zweite Stück, die Piccolomini, werde nicht viel über zwei Stunden spielen; es enthalte die ganze Exposition des Wallenstein und höre da auf, wo der Knoten geschürzt sei; ein Epilog*) bilde den Uebergang zum dritten Stücke, Wallensteins Abfall und Tod, welches die eigentliche Tragödie sei, die von Anfang an eine ununterbrochen fortgehende Handlung sei. In allen drei Stücken bleibe die Dekoration während der einzelnen Akte unverändert.

*) Es sind hier wohl die fünf Schlußverse der Piccolomini gemeint, vor denen auch im Drucke ein Absatz sich findet, kein eigentlicher Epilog. Vielleicht war dieser Schluß früher etwas ausgeführter. Fielitz in Schnorrs Archiv VIII, 547 stimmt mir bei, die Verse müßten im September oder in der ersten Hälfte Oktober 1798 gedichtet sein. Urlichs denkt beim „Epilog“ an alles, was nach der Kunde von Sesinas Gefangennahme folge. Vgl. unten S. 93.

Für alle zusammen fordere er 60 Friedrichsdor mit Rücksicht auf die Größe des berliner Publikums, den Glanz des dortigen Theaters und besonders die Gefälligkeit Ifflands. Große Freude machte dem Dichter der Dank, den ihm der Geheimerath von Voigt aussprach. Erst am 19. kam Goethe dazu, den in Briefform gekleideten Bericht (datirt „Weimar, den 15. Oktober") über die beiden Aufführungen des Lagers an die allgemeine Zeitung zu senden, in welcher der Prolog schon am 24. abgedruckt war. Dieser Bericht, der auf einer besonders gedruckten Beilage stand, konnte in Folge der Verhältnisse der Buchdruckerei erst am 7. November ausgegeben werden. Am Schlusse desselben heißt es, nachdem der bedeutendsten Darsteller gedacht ist: „Was die Masse der Soldaten betrifft, konnte sie freilich auf unserm Theater nur symbolisch durch wenige Repräsentanten dargestellt werden. Alles ging übrigens rasch und gut; nur der Unbehülflichkeit einiger Statisten sah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben hat verwendet werden können. Die Kleidungen waren nach Abbildungen zugeschnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig sind, und wir erwarten die Hauptheiden der beiden übrigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu sehn. Der Verfasser gedenkt die Bemerkungen, die er in diesen beiden Abenden hat machen können, zum Vortheile seiner Arbeit zu benützen und manche Stellen sowohl für dramatische Wirkung als zu bequemerer Aussprache des Verses umzubilden. Vielleicht löscht er auch einiges weg, was bei näherer Untersuchung sich nicht ganz dem Kostüm gemäß bewähren möchte. Bei einer so treuen, obgleich poetischen Schilderung der Sitten eines Zeitalters wird billig alles vermieden, was den Zuhörer irreführen könnte. Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man sich

gegenwärtig schon vorbereitet." Indessen ging es damit nicht so rasch. Wie Schiller selbst über die Vorstellung urtheilte, ergibt seine Aeußerung an Körner: „Die Schauspieler sind freilich mittelmäßig genug; aber sie thaten, was sie konnten, und man mußte zufrieden sein. Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf; die Schauspieler sprachen die Verse mit vieler Freiheit, und das Publikum ergetzte sich. Uebrigens ist es ergangen, wie wir erwarteten: die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen. . . . Der Prolog hat auch in Weimar, sowohl beim Lesen als beim Rezitiren selbst, viel Sensation gemacht." Auf eine Anfrage des stuttgarter Hoftheaters erwiderte Schiller am 19.: das Vorspiel müsse in gereimten Versen gesprochen werden, die beiden andern Stücke könne er zur stuttgarter Aufführung in Prosa schreiben und ein wenig prosaisch stilisiren.

Am letzten Mittage seiner Anwesenheit, am 21., speiste Goethe bei Schiller, wo „schließlich noch über Piccolomini und manches Wissenschaftliche verhandelt" wurde. Am nächsten Tage war er schon um 11 Uhr wieder in Weimar. Den 23. meldete Schiller, es gehe ihm in diesen letzten schönen Tagen ganz wohl, obgleich er in seiner Arbeit nicht so schnell fortrücke, als er gedacht habe. „Die Umsetzung meines Texts in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache ist eine sehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmste noch ist, daß man über der nothwendigen und lebhaften Vorstellung der Wirklichkeit, des Personals und aller übrigen Bedingungen allen poetischen Sinn abstumpft. Gott helfe mir über diese Besogne hinweg! Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß dieser deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen wesentlichen Zusätzen

und Veränderungen veranlaßt hätte, welche dem Ganzen zuträglich sind." Er muß hier Zusätze zum ersten Stücke gemeint haben, das zunächst gegeben werden sollte. Sechs Tage später äußert er gegen Körner: „Wenn ich dir sage, daß ich in neun Wochen die zwei noch übrigen wallensteinschen Schauspiele auf die Bühne zu bringen habe, so wirst du Nachsicht mit meiner Saumseligkeit im Schreiben haben. In der That habe ich absolut keinen Begriff davon, wie ich in diesem Zeitraum fertig werden soll, da außer einigen Bogen, die ganz neu zu machen sind, jede Szene in diesen zehn Akten zu retouchiren ist. Aber gerade diese Nothwendigkeit, das Ganze in einem kurzen Zeitraum schnell durch den Kopf zu treiben, wird ihm gut thun, und auf das Total einen glücklichen Einfluß haben." Schröder hatte unterdessen geschrieben, er könne nicht kommen, da er nur in Hamburg spielen dürfe, eine nach dem frühern freiwilligen Anerbieten schlecht erfundene Ausflucht, die Schiller sehr ärgerte, da sie also (im Prolog, den Goethe ihm geschickt hatte) bloß seiner Eitelkeit geschmeichelt hätten, ohne seinen Ehrgeiz in Bewegung zu setzen.

Schiller, der sich unausgesetzt an die Piccolomini gehalten, zog am 6. November aus der Sommerwohnung seines Gartens wieder in die Stadt. Drei Tage später meldete er Goethe: gestern sei er an den poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Theil des Wallenstein gegangen, der der Liebe gewidmet sei und sich, seiner frei menschlichen Natur nach, von dem geschichtlichen Wesen der übrigen Staatsaktion völlig trenne, ja demselben dem Geist nach entgegensetze. Vgl. S. 49. Er hatte diesen im Anfange seines Gartenaufenthalts entworfen. Jetzt müsse er, schrieb er, die Staatsaktion, welcher er die ihm mögliche Gestalt gegeben, sich aus dem Sinne schlagen, wozu es

wohl einiger Zeit bedürfen möchte. Am meisten habe er zu fürchten, das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode möchte an der schon feststehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken: denn je mehr ihm die Ausführung dieser gelingen sollte, desto mehr würde die übrige Handlung dabei ins Gedränge kommen, da es weit schwerer sei, ein Interesse für das Gefühl als eins für den Verstand aufzugeben.*) Vor der Hand müsse er sich nur aller Motive, die im ganzen Umkreis seines Stückes für diese Episode und in dieser selbst lägen, zu bemächtigen suchen, und so, wenn es auch langsam gehe, die rechte Stimmung in sich reifen lassen, wozu er schon auf dem Wege zu sein glaube. In die Hand der Schauspieler könne er die Piccolomini nicht eher geben, bis auch das dritte Stück, die letzte Feile abgerechnet, ganz aus der Feder sei. Mit Ausnahme des dritten, die Liebe zwischen Max und Thekla ausführenden Aktes sandte er das Stück an Goethe; im ersten Akte fanden sich nur zwei kleine Lücken, die geheime mystische Geschichte zwischen Oktavio und Wallenstein (A. III) und die Präsentation Questenbergs an die Generale (im Anfang von A. II); zu letzterer, welche in der ersten Ausführung etwas Steifes gehabt, sei ihm die rechte Wendung noch nicht eingefallen; auch der Anfang des dritten Aktes sei bereits abgeschrieben. So wünschte denn Schiller nur, daß „ihm Apollo gnädig sein möge, um in den nächsten sechs

*) Wunderlich hat Fielitz S. 29 diese Aeußerung mißverstanden, wenn er meint, Schiller habe Mühe gehabt, das überströmende tragische Interesse für Max einzudämmen, da er doch nur fürchtete, gegen diese menschlich ergreifende Darstellung werde die Staatsaktion und die Theilnahme an ihr zu sehr verlieren: in der eigentlichen Handlung ist sie eben nur Episode, wogegen sich Fielitz sträubt, obgleich Schiller sie mit deutlichen Worten für nichts weiter erklärt, da sie auf die Entwicklung der Haupthandlung durchaus keinen Einfluß hat.

Wochen seinen Weg zurückzulegen". Von der Aufführung beider Stücke noch in diesem Jahre, konnte so wenig mehr die Rede sein, daß man die der Piccolomini jetzt auf den Geburtstag der Herzogin, den 30. Januar, verschob. Goethe erwiderte am folgenden Tage: er habe die beiden ersten Akte mit großem Vergnügen gelesen; den ersten, den er nun so genau kenne, halte er fast durchaus für theatralisch zweckmäßig. „Die Familienszenen (II, 2—4) sind sehr glücklich und von der Art, die mich rührt. In der Audienzszene (II, 7) möchten einige historische Punkte deutlicher auszusprechen sein, so wie ich in meiner Ausgabe des Prologs den Wallenstein zweimal genannt habe. Man glaubt nicht, was man deutlich zu sein Ursache hat. Doch wird uns über alles dieses das Gespräch bald aufklären, worauf ich mich sehr freue." Bereits am Abend des folgenden Tages, am 11. November, kam Goethe auf länger als vierzehn Tage nach Jena. Schiller hatte sich jetzt nach reiflicher Ueberlegung der Forderungen, welche das Publikum an ein Trauerspiel mache, entschlossen, die Piccolomini weiter auszudehnen, so daß sie noch die jetzigen zwei ersten Akte von Wallensteins Tod umfaßten, wodurch die Vollendung des Stückes sich bedeutend verzögerte. Ein wirkungsvoller Schluß fehlte den Piccolomini auch jetzt noch, wenn sie als einzelnes Stück erscheinen sollten; sie brachen gerade bei der höchst erregten Erwartung ab. Zu den Liebesszenen fehlte Schiller leider bei seiner wiederkehrenden Schlaflosigkeit und den ihn quälenden Krämpfen die rechte Stimmung. Er war unterdessen, da von manchen Theatern, von Frankfurt, Wien, wo Kotzebue Theaterdirektor war, und Gratz Anfragen wegen des Wallenstein eingelaufen waren, von andern erwartet wurden, auch Iffland wegen des frühen Druckes

der Stücke beunruhigt war, zum Entschlusse gekommen, sie zunächst nicht erscheinen zu lassen. Hierdurch gewann er auch zur sorgfältigern Behandlung erwünschte Zeit. Goethes Tagebuch erwähnt während dieser ganzen Zeit der Piccolomini nicht.

Am 29. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo vier Tage später das Lager wieder gegeben wurde. Schiller sandte das Vorspiel an Iffland, wandte sich dann zu der jetzt für den Anfang des vierten Aktes bestimmten Szene im astrologischen Zimmer, welche später das dritte Stück eröffnete. Hier gerieth er gleich auf ein so großes Bedenken, daß er Goethe darüber zu Rathe ziehen mußte. „Durch die größere Ausdehnung der Piccolomini", schrieb er diesem am 4. Dezember, „bin ich nun genöthigt, mich über die Wahl des astrologischen Motivs zu entscheiden, wodurch der Abfall Wallensteins eingeleitet werden und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden soll. Nach dem ersten Entwurf sollte dies dadurch geschehen, daß die Konstellation glücklich befunden wird, und das Speculum astrologicum sollte in dem bewußten Zimmer vor den Augen des Zuschauers gemacht werden. Aber dies ist ohne dramatisches Interesse, ist trocken, leer und noch dazu wegen der technischen Ausdrücke dunkel für den Zuschauer. Es macht auf die Einbildungskraft keine Wirkung und würde immer nur eine lächerliche Fratze bleiben. Ich habe es daher auf eine andere Art versucht und gleich auszuführen angefangen, wie Sie aus der Beilage [S. 85 ff.] ersehen. Die Szene eröffnete den vierten Akt der Piccolomini nach der neuen Eintheilung, und ginge dem Auftritte, worin Wallenstein Sesins Gefangennehmung erfährt und worauf der große Monolog folgt, unmittelbar vorher; und es wäre die Frage, ob man des astrologischen Zimmers nicht ganz

überhoben sein könnte, da es zu keiner Operation gebraucht wird. Ich wünschte nun zu wissen, ob Sie dafür halten, daß mein Zweck, der dahin geht, dem Wallenstein durch das Wunderbare einen augenblicklichen Schwung zu geben, auf dem Weg, den ich gewählt habe, wirklich erreicht wird, und ob also die Fratze, die ich gebraucht, einen gewissen tragischen Gehalt hat und nicht bloß als lächerlich auffällt. Der Fall ist sehr schwer, und man mag es angreifen, wie man will, so wird die Mischung des Thörichten und Abgeschmackten mit dem Ernsthaften und Verständigen immer anstößig bleiben. Auf der andern Seite durfte ich mich von dem Charakter des Astrologischen nicht entfernen, und mußte dem Geist des Zeitalters nahe bleiben, dem das gewählte Motiv sehr entspricht. Die Reflexionen, welche Wallenstein darüber anstellt, führe ich vielleicht noch weiter aus, und wenn nur der Fall selbst dem Tragischen nicht widersprechend und mit dem Ernst unvereinbar ist, so hoffe ich ihn durch jene Reflexionen zu erheben." Die von Schiller an Goethe gesandte Szene war folgende*):

Wallenstein. Seni.

Wallenstein. So ist er todt, mein alter Freund und Lehrer?**)
Seni. Er starb zu Padua in seinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad auf die Stunde,
Die er im Horoskop sich selbst bestimmt;
Und unter drei Orakeln, die er nachließ,

*) Goethe sandte sie im Jahre 1807 an Cotta, der sie im Morgenblatt vom 4. April erscheinen ließ. Später wurde sie mit einigen Versehen im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1815 abgedruckt.

**) Daß Wallenstein zu Padua unter Kepler und Argoli Astrologie getrieben, wußte Schiller aus Murrs „Beyträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges" S. 305, wo auch S. 133 Keplers siebenfaches M auf den Tod des Kaisers Matthias erwähnt wird.

Wovon zwei in Erfüllung schon gegangen,
Fand man auch dies, und alle Welt will meinen,
Es geh' auf dich. (Er schreibt mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel.)*)

Wallenstein (auf die Tafel blickend).
Ein fünffach F. — Hm! Seltsam!
Die Geister pflegen Dunkelheit zu lieben.
Wer mir das nach der Wahrheit lesen könnte!

Seni. Es ist gelesen, Herr.

Wallenstein. Es ist? Und heißt?

Seni. Du hörtest von dem siebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philosophus
Kurz vor dem Hinscheid des hochseligen Kaisers
Matthias in die Welt gestellet worden.

Wallenstein. Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni. Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense Majo Morietur.

Wallenstein. Und das traf pünktlich ein, im Mai verstarb er.

Seni. Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,
Hat auch das F gelesen.

Wallenstein (gespannt). Nun laß hören!

Seni. Es ist ein Vers.

Wallenstein. In Versen spricht die Gottheit.

(Seni schreibt mit großen Buchstaben auf die Tafel.)

Wallenstein (liest). Fidat Fortunae Friedlandus.

Seni. Friedland traue dem Glück! (Schreibt weiter.)

Wallenstein (liest). Fata Favebunt.

Seni. Die Verhängnisse werden ihm hold sein.

Wallenstein. Friedland traue dem Glück! die Verhängnisse werden ihm hold sein.
(Er bleibt in tiefen Gedanken stehn.)
Woher dies Wort mir schallt — ob es ganz leer,

---

*) Hier findet sich ein Pentagramm mit einem F an jeder Spitze desselben, was sonderbar ist, da des Pentagramms nicht gedacht wird, dasselbe auch hier ohne Bedeutung ist.

Ob ganz gewichtig ist, das ist die Frage!
Hier gibts kein Mittleres; die höchste Weisheit
Grenzt hier so nahe an den höchsten Wahn.
Wie soll ichs prüfen? — Was die Sinne mir
Seltsames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimnißvoller Kunst heraufgestiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche —
Schwer ist das Urtheil; denn Beweise gibts
Hier keine. Nur dem Geiste in uns
Gibt sich der Geist von außen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemühn
Sich die Dämonen in verlornen Wundern,
Und in dem sinnvoll tiefen Buch der Sterne
Liest sein gemeines Aug' nur den Kalender.
Dem reden die Orakel, der sie nimmt,
Und wie der Schatte sonst der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis
Malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.*)
Die Mächte, die den Menschen seltsam führen,
Drehn oft das Janusbild der Zeit ihm um;
Die Zukunft muß die Gegenwart gebären. —
Fidat Fortunae Friedlandus Fata Favebunt.
Es klingt nicht, wie ein menschlich Wort. Die Worte
Der Menschen sind nur wesenlose Zeichen,
Der Geister Worte sind lebendige Mächte.
Es tritt mir nah, wie eine dunkle Kraft,
Und rückt an meinen tiefsten Lebensfäden;
Mir ist, indem ichs bilde mit den Lippen,
Als hübe sichs allmählich, und es träte
Starrblickend mir ein Geisterhaupt entgegen.

---

*) Diesen und die vorigen drei Verse spricht Wallenstein jetzt mit geringer Aenderung zur Gräfin Terzky (W. T. V, 3).

Goethe, den des Dichters Frage in großer Zerstreuung und in undichterischen Beschäftigungen antraf, meinte nach dem ersten Anblick, die Idee sei sehr wohl gefunden, und man könne sich dabei beruhigen, da, wie Schiller selbst bemerke, immer ein unauflösbarer Bruch zwischen der Fratze und der tragischen Würde übrig zu bleiben scheine; es könne vielleicht immer nur die Frage sein, ob sie etwas Würdiges hervorbringe, und dies scheine ihm diesmal geleistet. Der politische Stoff selbst sei nicht viel besser als der astrologische, und man müßte den letztern, um ihn zu beurtheilen, nicht unmittelbar gegen das Tragische halten, sondern das Astrologische sei als ein Theil des historisch-politisch-barbarischen Temporären mit in der übrigen Masse gegen das Tragische zu stellen und mit ihm zu verbinden. Der fünffache Buchstabe gefalle ihm wohl, doch wisse er ihn noch nicht gegen das astrologische Zimmer zu balanciren; beides scheine etwas für sich zu haben. Schiller konnte am 7. melden, er habe die traurigen Wintertage, die sich endlich wieder aufhellten, nicht ganz unnütz verbracht; einige bedeutende Lücken in der Handlnng seien ausgefüllt, verschiedene ganz neue Szenen entstanden, die dem Ganzen sehr gut thun würden. Auch sehe er den nicht ganz aufzuhebenden Bruch zwischen dem Tollen und dem Vernünftigen dadurch etwas vermindert, da alles darauf ankomme, daß jene seltsame Verbindung heterogener Elemente als beharrender Charakter erscheine, aus dem Total des Menschen hervorkomme und sich überall offenbare; denn gelinge es, sie nur recht individuell zu machen, so werde sie wahr, da das Individuelle zur Phantasie spreche, und man es also nicht mit dem trockenen Verstand zu thun habe. Uebrigens brauche man wegen seiner neuerfundenen Fratze das astrologische Zimmer nicht aufzugeben; das Mehr schade hier

nichts und eins helfe dem andern. Aber Goethe fand nach vielseitiger Ueberlegung das astrologische Motiv besser als das neue. „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen", schrieb er am 8. „Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. s. w. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durchs andere; ist doch der Philosoph geneigt, ja genöthigt eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen; er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube. Nicht allein in gewissen Jahrhunderten, sondern auch in gewissen Epochen des Lebens, ja bei gewissen Naturen tritt er öfter, als man glauben kann, herein. Hat doch der [1797] verstorbene König von Preußen bloß darum auf den Wallenstein gehofft, weil er erwartete, daß dieses Wesen ernsthaft darin behandelt sein würde. Der moderne Orakelaberglaube hat auch manches poetische Gute, nur ist gerade diejenige Species, die Sie gewählt haben, dünkt mich, nicht die beste; sie gehört zu den Anagrammen, Chronodistischen, Teufelsversen, die man rückwärts wie vorwärts lesen kann, und ist also aus einer geschmacklosen und pedantischen Verwandtschaft, an die man durch ihre inkurable Trockenheit erinnert wird. Die Art, wie Sie die Szene behandelt haben, hat mich wirklich im Anfang so bestochen, daß ich diese Eigenschaften nicht merkte, und nur erst durch Reflexion darauf

kam. Uebrigens mag ich nach meiner Theatererfahrung herumdenken, wie ich will, so läßt sich dieses Buchstabenwesen nicht anschaulich machen. Die Lettern müssen entweder verschlungen sein, wie die M des Matthias. Die F müßte man in einen Kreis stellen*), die man aber, wenn man sie auch noch so groß machte, von weitem nicht erkennen würde. . . . Ich habe mit Meyern darüber konsultirt, welcher auch meiner Meinung ist." Schiller ward durch diese Gründe, die Goethe wohl absichtlich nicht in vollster Entschiedenheit gegen das neue Motiv aussprach, völlig überzeugt. „Ich weiß nicht", erwiderte er gleich am 11., „welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv im Wallenstein nie recht ernsthaft anfassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt. Die Eigenschaften des Stoffes müssen mich anfangs zurückgeschreckt haben. Ich sehe aber jetzt vollkommen ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun muß, und es wird auch wohl gehn, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert. Leider fällt diese für mich so dringende Epoche des Fertigwerdens in eine sehr ungünstige Zeit. Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen, und muß viel Kraft anwenden, mich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausiren müssen. Indessen hoffe ich Ihnen doch die Piccolomini zum Christgeschenk noch schicken zu können." Als

) Die Stelle ist etwas verworren, nicht allein fehlt das dem entweder entsprechende oder („oder man müßte F"), sondern auch die Bemerkung, daß man das F nicht wie M verschlingen könne. Auffällt, daß hier des Pentagramms gar nicht gedacht wird. Vgl. S. 86.

er aber die beiden letzten Akte [früher, wie auch jetzt wieder, die ersten von Wallensteins Tod] mit Rücksicht auf die theatralische Aufführung durchging, fand er unerwartet viele Schwierigkeiten.

Das stuttgarter Theater, gegen welches Schiller sich bereit erklärt hatte, ihm die beiden letzten Stücke prosaisch zu senden, wollte jetzt, da das Erscheinen des Wallenstein auf Ostern angekündigt war, das Honorar sparen, und subskribirte beim Dichter zu seinem großen Aerger auf fünf Exemplare. Schon am 16. sandte Schiller an Cotta eine Erklärung, worin er, mit Rücksicht auf die mit mehreren Theaterdirektionen getroffene Uebereinkunft, das Erscheinen auf ein Jahr verschob, mit der Bitte, diese in die allgemeine Zeitung einzurücken, was am 18. geschah. Der Verleger, hieß es, werde die dadurch erhaltene längere Frist benutzen, die Liebhaber durch ein zierliches Aeußere des Werkes desto mehr zu befriedigen.

Ifflands dringende Klagen über den großen Schaden, den er haben werde, wenn er die Piccolomini nicht im Januar aufführen könne*), bestimmten Schiller, alle Kraft aufzuwenden, um sie noch vor Weihnachten ihm zusenden zu können, was ihm denn auch am 24., mit Hülfe von drei Abschreibern, gelang. Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeschlafene Nacht hatten ihn begünstigt, und er hoffte sagen zu dürfen, daß die Eile nichts geschadet habe. Es fehlten nur die astrologische Szene im vierten Akte und Theklas damit zusammenhängende Aeußerungen über den astrologischen Thurm in III, 4 (nach der jetzigen Abtheilung.) Die sieben ersten Akte waren hier in fünf

*) Schon am 4. Dezember hatte er ernstlich um Absendung der Schauspiele gebeten, da die Vorbereitungen viel Zeit forderten und es seine Pflicht sei, die Ungeduld des Publikums zu befriedigen.

zusammengezogen. Der erste Akt enthielt in zwölf Auftritten, mit vielen Auslassungen, die beiden ersten der ursprünglichen und jetzigen Piccolomini. Auf den Schluß des ersten Aktes folgte mit einer Szenenverwandlung (so war also hier gleich der Bann, daß während des Aktes keine solche stattfinde, durchbrochen) als sechster Auftritt II, 1, wo die Reden der Bedienten in Prosa waren. Darauf hieß es: „Ein Kammerdiener bringt den Kommandostab auf einem rothen Kissen, und legt ihn auf den Tisch neben des Herzogs Armsessel. Außen wird präsentirt und die Zimmerflügel geöffnet.“ Der zweite Akt umfaßte den jetzigen dritten und vierten, der dritte den fünften; die beiden folgenden entsprachen den beiden ersten von Wallensteins Tod. In dem Briefe, womit Schiller die Sendung an Iffland begleitete, hieß es: „Ich brauche zu dieser allegorischen Fratze [in der fehlenden Szene] noch einige Bücher, die ich erst übermorgen erhalte, und zugleich muß ich wegen Dekorirung des astrologischen Thurmes mit Goethen noch Rücksprache nehmen wegen der theatralischen Ausführbarkeit. . . . Ferner frage ich noch an, wem Sie die Rolle des Oktavio zugedacht haben, damit ich wisse, ob es bei diesem stummen Ende des Stücks bleiben kann. Man hat mir gesagt, daß Sie den Wallenstein selbst nicht spielen wollten, sondern ihn an Fleck geben. Da ich Fleck nicht kenne, aber Sie, so muß mir dieses leid thun, und ich hoffe noch, daß es nicht dabei bleiben wird. Der Oktavio, so bedeutend er ist und es durch Sie noch mehr werden müßte, könnte doch nothdürftig auch durch ein subalternes Talent geleistet werden, aber Wallenstein fordert ein eminentes, und der Schauspieler, der ihn treffen will, muß ebenso als Herrscher unter seinen Mitschauspielern dastehn und anerkannt sein als Wallenstein der Chef

unter seinen Obersten. . . . Und nun auf meine Frage zurückzukommen, so würde ich, wenn Sie meinen, am Schluß des fünften Aktes noch ein paar Worte sagen lassen, die dem Stück zu einem bedeutenden Schlußsteine dienten, und den Zusammenhang mit dem dritten Stück noch ein wenig deutlicher machten.*) In Weimar werde ich es thun und auch in dem Gedruckten. Daß Sie das dritte Stück vor Ausgang Februar werden geben können, dafür stehe ich. Es ist um so vieles, wohl um ein gutes Drittheil, kleiner als die Piccolomini." In diesem Stücke, welches sich durch das Tragische seines Inhalts, wenn es auch kleiner sei, in seiner tragischen Würde behaupten werde, sei eine neue, sehr bedeutende Rolle, die in guten Händen sein müsse, die des Gordon: „ein gutherziger, fühlender Mann von Jahren, der weit mehr Schwäche als Charakter hat"; er nehme an der wichtigsten Szene Theil und spreche die Empfindung, so zu sagen die Moral des Stückes aus. Vgl. S. 53 f. Seni dürfe nicht in gar zu karikaturistische Hände kommen, weil er im dritten Stücke bei einem sehr pathetischen Anlaß erscheine, und die Rührung von Wallensteins letzter Szene leicht verderben könnte. An demselben Tage meldete er Goethe, er werde diese Woche anwenden, um nun auch das Exemplar für die weimarische Bühne in Ordnung schreiben zu lassen und die astrologische Szene zu überdenken, denke etwa den 2. Januar nach Weimar zu kommen. Goethe wünschte ihm zu der abgenöthigten Vollendung viel Glück, da er in der letzten Zeit, wie er nicht leugnen könne, alle Hoffnung aufzugeben angefangen habe. „Bei der Art, wie Sie diese Jahre her den Wallenstein behandelt haben, ließ sich gar keine innere Ursache

) Vgl. S. 78.

mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, so wenig als das Wachs gerinnen kann, so lange es an dem Feuer steht. Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an." Zwei Tage später forderte er in einem „Melpomenische zum wallensteinischen Unwesen gnädigst verordnete Kommission" überschriebenen, „Goethe und Kirms" *) unterzeichneten Schreiben zur Sendung des Stückes oder eines Theiles desselben auf. Schiller versprach sie in diesen Tagen. Die Anordnung der astrologischen Szene nebst der Ergänzung von III, 4 theilte er den 28. Iffland mit. Zugleich bemerkte er: sollte das Stück zu lange spielen, so habe er auf einige Auslassungen, zumeist in den zwei ersten Akten, gedacht; besonders Questenberg, wenn er nicht, wie in Weimar, vorzüglich gut besetzt sei, könne noch etwas verlieren. Goethe unterließ nicht, gleich Iffland, der ihn drängte, „den Direktor zu spielen", auf den zuletzt alle Schwierigkeiten der Aufführung sich häuften. Wenn Schiller sie bei der Bestimmung der astrologischen Dekoration um Rath gefragt hätte, bemerkte er am 29., so würden sie freilich einiges einzuwenden gehabt haben; denn statt des Symbols die Sache zu geben, sei freilich eine schwere Aufgabe, doch solle alles, was zur Verherrlichung der theatralischen Erscheinung geschehn könne, mit Vergnügen besorgt werden, wie denn schon Meyer einen kleinen Entwurf zu den Kartonen begonnen habe. Morgen früh werde er ihm einen Boten schicken, durch den er gegen Abend einen Theil des Stückes, auf alle Fälle die Rolle der Herzogin erwarte, welche er der von Regensburg kommenden Schauspielerin

*) Hofkammerrath Kirms war Mitglied der Theaterkommission.

Teller senden wollte. Die gewünschte Rolle gab Schiller am 30. seinem Schwager Wolzogen mit; den 31. sandte er das ganze Stück, aber sehr verkürzt. „Ich dachte schon genug davon weggeschnitten zu haben", schrieb er dem Freunde; „als ich aber vorgestern zum erstenmal das Ganze hintereinander vorlas, nach der bereits verkürzten Edition, und mit dem dritten Akt schon die dritte Stunde zu Ende ging, so erschrak ich so, daß ich mich gestern nochmals hinsetzte, und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. Sehr lang wird es auch jetzt noch spielen, aber doch nicht über die vierte Stunde."*) Den zweiten Akt sandte er in beiden Gestalten, damit Goethe nicht beim Lesen der neuen Szenen der Thekla den Text auf dem Papier mühsam zusammensuchen müsse. Die IV, 3 [jetzt W. T. I, 2] weggestrichene bedeutende Aeußerung Wallensteins über Buttler werde im dritten Stücke einen schicklichen Platz finden. Auch an Iffland schickte er sofort die vorgenommenen Verkürzungen; sollte das Stück wider Verhoffen auch so noch um ein Merkliches zu groß sein, so bleibe freilich kein anderer Rath, als den fünften Akt für das dritte Stück aufzuheben, was ihm freilich höchst hart ankommen würde, besonders weil dann der Titel des Stückes nicht gerechtfertigt sei, da es nicht mit den Piccolomini schlösse.

Schiller richtete nach der Abfertigung der Piccolomini seine Gedanken auf das dritte Stück, das er bei seinem bevorstehenden längern Aufenthalte zu Weimar gleich angreifen wollte; gab es darin auch noch viel zu thun, so durfte er doch hoffen,

*) Die ursprüngliche Handschrift mit ihren bedeutenden Streichungen ist glücklicherweise erhalten und ihre Fassung in der „historisch-kritischen" Ausgabe verzeichnet. Es ist dies dieselbe, welche von Schiller den 9. November 1798 an Goethe geschickt und später zum Drucke verwandt wurde.

es werde damit rascher gehn, weil die Handlung bestimmt sei und lebhafte Affekte darin herrschten. Goethe fand in den (am 1. Januar 1799 angekommenen) Piccolomini die zärtlichen Szenen sehr gut gerathen, die Einleitung der Astrologie äußerst glücklich. Da es mit dem Hauptpunkte [der Bestimmung, wo das Stück enden müsse] richtig (entschieden) sei und Schiller nach seiner Ueberzeugung nicht früher (als mit dem jetzigen zweiten Akte von Wallensteins Tod) habe schließen können, so müsse sich alles übrige geben. Um die Schauspieler zur Lösung der schwierigen Aufgabe anzufeuern, nahm Goethe nicht allein ihren früher regelmäßig abgelehnten Neujahrsbesuch an, sondern gab ihnen auch an diesem Morgen ein kleines Frühstück. Den 4. kam Schiller mit den Seinigen nach Weimar, um bei der Einübung der Piccolomini mitzuwirken.*) Die Leseproben wurden auf Goethes Zimmer gehalten, der sich nicht ganz wohl befand, die der drei ersten Akte am 8., die der zwei letzten und des ersten am 10., die der vier letzten am 11. Schiller arbeitete daneben langsam am dritten Stücke fort. Iffland gab am 12. seine höchste Bewunderung der Piccolomini zu erkennen. „Den innigsten Dank für alle eingesandte Herrlichkeit!“ schrieb er.**) „Eine große Herrlichkeit ist es. Ich kann nicht von diesem allmächtigen Bilde wegkommen! Welch ein Genuß! Welche Kraft und Wahrheit!

*) In Goethes Tagebuch wird am 2. des ersten, am 6. des dritten Aktes gedacht, die er an diesen Tagen mit Rücksicht auf die Aufführung durchgenommen, am 7. ist eingetragen: „Wallenstein. Leißering“. Leißring gab in den Piccolomini den Terzky. Der darauf genannte unbedeutende Schauspieler Burgdorf war schon mit seiner angeblichen Frau entlassen, und seine Anführung steht in keiner Beziehung zu der Vorstellung des Stückes.

**) Den Brief hat erst Vollmer in dem Schiller-Cottaschen Briefwechsel S. 331 mitgetheilt.

Es ist wie der Friede Gottes, über alle gewöhnliche Vernunft! — Soll ich Oktavio sein oder wollen Sie lieber, daß ich Gordon sei? Oder Buttler? Sagen Sie mir gütig darüber ein Wort. In der That, Fleck als Wallenstein wird viel sein. Gruß und Verehrung." Schiller berichtete ihm am 25., nach den in Weimar gehaltenen Proben (am 17. hatte wieder eine Leseprobe der drei ersten, am 18. eine der zwei letzten Akte, am 24. eine wegen der neuen Schauspielerin, welche die Gräfin Terzky darstellen sollte, stattgefunden) werde Wallenstein durch den Schauspieler Graff nicht übel gegeben werden, da ihn eine volle Stimme und ein gefühlter, aus dem Innern dringender Ton unterstützten, wie ihm auch seine eigene dunkle, seltsame Natur zu Statten komme. Vohs werde als Max sein Möglichstes thun, die Nebenrollen seien ganz gut besetzt; sonst aber fehle es sehr, und Oktavio, den der auch mit der Regie des Stückes betraute Schall übernommen hatte, fürchte er, gehe ganz verloren. Den letzten Vorproben konnte Schiller nicht beiwohnen, doch war er bei den Theaterproben vom 25. und 29. zugegen. Die endlich am 30., dem Geburtstage der Herzogin, nach unsäglichen Mühen der beiden verbündeten Dichter stattfindende Vorstellung der Piccolomini war ein entschiedener Triumph von Schillers dramatischer Muse, aber auch für die Schauspielkunst machte sie Epoche, da es hier zum erstenmal gelang, den so lange verbannten ernst geregelten Vers wieder auf die Bühne zu bringen und einen höhern Ton anzuschlagen. Der Beifall war fast ganz allgemein; denn an einzelnen mäkelnden Stimmen von Schillers Gegnern, unter denen Herder, Jean Paul und Wilhelm Schlegel mit seiner Gattin sich befanden, fehlte es nicht. Unter den Unzufriedenen war auch der Herzog. Dieser schrieb den 31. an Goethe: „Ueber den

gestrigen Wallenstein, die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Theil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöset und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch eine Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden." Der Herzog konnte bei seiner Vorliebe für das französische Drama dem Stücke nicht gerecht werden; freilich mußte ihm besonders auffallen, daß in den Piccolomini die Handlung keinen Abschluß finde, sie nur eine Vorbereitung der Tragödie seien. Unter den Schauspielern rühmte er besonders Vohs, der sehr schön gespielt habe. Graff sei in der Hofloge fast gar nicht verstanden worden; dieser müsse langsamer und mit weniger Konvulsionen sprechen. Die Teller als Gräfin Terzky habe auch manchmal nicht gewußt, was sie anfangen solle. Der Husar (Isolani) sei wohl etwas zu modern gekleidet gewesen; die Figuren von Rugendas zeigten die alte ungarische Tracht. Begeistert äußerte Schillers alte Freundin Frau von Kalb sich gleich nach der Vorstellung brieflich gegen den Dichter. „Die Menge hält sich an das, was geschieht und gehandelt wird", erwiderte dieser, „aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht und welche tiefer liegt als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können. Und so muß man selbst ein produktives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung, als durch diese Werkzeuge möglich war, den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich;

denn im Ganzen dieses Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen."

Die am 2. Februar erfolgte Wiederholung der Vorstellung war viel gelungener. Schiller selbst sprach am folgenden Tage dem Schauspieler Graff, um ihn zu ermuntern, schriftlich seine große Freude über das gehaltene Spiel und den trefflichen Vortrag des Monologs und der übrigen schweren Stellen aus; kein Wort davon sei auf die Erde gefallen und das Publikum ganz befriedigt weggegangen. Er habe einen großen Triumph erlangt und dürfe nicht zweifeln, daß seinem großen Verdienst um die Rolle auch öffentlich vor dem ganzen Publikum werde Gerechtigkeit erzeigt werden; ihm den Wallenstein nachzuspielen, solle einem andern nicht so leicht werden, und gewiß werde er nach dem gestern gegebenen Beweise von seiner Herrschaft über sich bei künftigen Vorstellungen seine Kunst noch vollkommener entwickeln. An demselben Tage schrieb ihm Goethe, der bei der zweiten Vorstellung wegen Unwohlseins nicht hatte zugegen sein können, es lasse sich nun überlegen, was man thue, um nach einer Pause die dritte Aufführung noch weiter zu treiben. Den 4. speisten Schiller und Goethe beim Herzog auf dessen Zimmer. Graff und Vohs erhielten als Darsteller der Hauptrollen von dem Herzog und der Herzogin jeder 8 Carolin zum Geschenk. Bei ihren beschränkten Mitteln sei es ihnen in Weimar doch gelungen, äußerte Schiller gegen Iffland, eine bedeutende Vorstellung zu Stande bringen; Vohs habe sich selbst übertroffen und Graff als Wallenstein sich recht brav gehalten. Zu Goethes Anzeige dieser Vorstellung, die bald darauf an die allgemeine Zeitung abging, aber erst Ende März erscheinen konnte, hatte Schiller selbst den Bericht über die Aufführung hinzugefügt, der

für seine Auffassung der Charaktere höchst wichtig ist. „In der gefühlvollen Darstellung unseres Graff", äußerte er hier, „erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten: seine pathetische Rezitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte in der Szene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entschluß faßt, sowie die Erzählung des Traums riß alle Zuhörer mit sich fort; nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl hingezogen, eine zu große Weichheit in seinen Ausdruck legte, die dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach. Vohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu sein. Immer blieb er im Geist seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags. Thekla von Friedland wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplizität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken. Madame Teller, welche die weimarische Bühne vor kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus; durch ihren präzisen und belebten Vortrag der entscheidenden Szene mit Wallenstein, wo alles von der Beredtsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück. Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde

dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen, stolzen Soldateska, leicht ausgesetzt war. Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Cordemann als Illo, Mlle. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Weyrauch als Kellermeister, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus, und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeiner Gebrauch des Silbenmaßes auf der Bühne recht wohl stattfinden könne. Hunnius als schwedischer Geschäftsträger stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar. Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergetzung des Publikums ausgeführt. Um die theatralische Anordnung der ganzen so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufgetragen war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Oktavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden. Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen*), und die Aufgabe, das barbarische Kostüm jener Zeit, welches dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte

*) Herders Gattin schrieb, die superben Kleider der damaligen Zeit, alle von Atlas, hätten dem historischen Stücke einen einzigen und seltenen Glanz gegeben.

zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen zu treffen, so viel als möglich sein wollte, zu lösen. Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühungen der Schauspieler durch eine fortgesetzte wachsende Aufmerksamkeit; es zeigte sein Interesse und seine Rührung. Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet." Die Charakteristik des Stückes war Goethe besonders gelungen.

Gesellschaftliche Verbindungen und Zerstreuungen nebst dem Betreiben der Aufführung der Piccolomini ließen Schiller zu Weimar nicht am dritten Stücke fort arbeiten, das er ernstlich erst angriff, als er am 7. mit Goethe im Schlitten nach Jena zurückgekehrt war. In längstens sechs Wochen hoffte er, wie er den 20. an Körner schrieb, dieses zu vollenden, das jetzt einfach Wallenstein heißen sollte. Hierüber so wie über einige Aenderungen in den Piccolomini unterhielt er sich lebhaft mit Goethe, den aber damals die Farbenlehre anzog. Den 11. sandte er das Vorspiel an Cotta ab, um es dem englischen Buchhändler Bell zu schicken, der es zur Uebersetzung verlangt hatte. Gleich darauf überraschte ihn Iffland mit der Nachricht, daß er von einer Aufführung des Vorspiels zunächst Abstand nehmen müsse. Bedenklich scheine es ihm und mehrern bedeutenden Männern, in einem militärischen Staate ein Stück zu geben, worin über die Art und die Folgen eines großen stehenden Heeres so treffende Dinge in so hinreißender Sprache gesagt würden; es könne gefährlich sein oder leicht gemißdeutet werden, wenn die Möglichkeit, daß eine Armee in Masse deliberirt, ob sie sich da- oder dorthin schicken lassen solle und wolle, so anschaulich dargestellt werde. Auch würde es der Täuschung sehr geschadet haben, hätte

man dieselben Personen, die heute im Lager die gemeinen Lagerbewohner vorstellten, in den Piccolomini in hohem Range und mächtiger Einwirkung gesehen. Zudem hätte man das Stück nur einmal geben können, da es nicht wohl, wie jedes Nachspiel, auf ein schales Vorspiel hätte folgen können. Mit der Uebersendung des dritten Stückes möge Schiller ja eilen, da er diese zum Benefiz des Orchesters bestimmte Aufführung nicht zu weit hinausschieben dürfe. Goethe unterhielt sich mit Schiller über mancherlei tragische Stoffe und ihre Behandlung, so auch über Maria Stuart. In seine Fortdichtung des Wallenstein griff er nicht ein, nahm dagegen die mitgetheilte Fortsetzung mit inniger Theilnahme auf. Bei der Rücksendung des Anfangs derselben am Morgen des 17. bat er ihn, die Möglichkeit Wallensteins, sich zum König von Ungarn zu machen (vgl. Wallensteins Tod III, 5), etwas auszuführen; bis 1 Uhr, wo Schiller wieder mit ihm zu Mittag speisen sollte, hoffte er ziemlich weit in der Durchsicht vorgerückt zu sein; dann werde es auch über Ifflands Brief (vgl. S. 102) manche Betrachtungen geben. Tags darauf verspricht Schiller Iffland bald möglichst die erste Hälfte des Wallenstein, worin schon alles vorkomme, was ein äußeres Arrangement im Stücke fordere. Erst den 22. ging der von Goethe und Schiller vom 16. bis zum 19. ausgeführte Bericht über die Vorstellung der Piccolomini an die allgemeine Zeitung ab. Den 28. kehrte Goethe nach Weimar zurück.

Böttiger, der allzeit fertige öffentliche Beurtheiler, dessen Theaterbericht dadurch von der allgemeinen Zeitung ausgeschlossen worden, daß Goethe selbst ihn lieferte, hatte unterdessen im Journal des Luxus und der Moden sich über die Piccolomini mit großer Anerkennung ausgesprochen und

einen Abdruck seines Aufsatzes am 25. Schiller mitgetheilt.*) Dieser ließ ihm eine eingehende Antwort am 1. März zukommen, in welcher er einigen Auffassungen desselben entgegentrat, aber zugleich seine Freude äußerte, daß dieser mehreres, was er beabsichtigt, treffend und glücklich ausgesprochen. „Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand; nur meine Worte und das Ganze meines Gemäldes können gelten. So lag es z. B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Oktavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von solchen wiederholt, die, wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehn, wenn man Tücke und Schadenfreude zu Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte.

*) Böttiger berichtete auch über eine vor einiger Zeit mit Graff gehaltene Unterredung, die aufs neue bewiesen habe, daß dieser erst bei der zweiten Vorstellung den Geist der Rolle aufzufassen angefangen habe, und er den höhern Forderungen jetzt immer kräftiger entsprechen werde.

Indem ich diese beiden Personen in Ihrer Achtung zu restituiren suche, muß ich den Wallenstein selbst, als historische Person, etwas in derselben herunterseßen. Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie sein. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu sein, weil er glücklich, gewaltthätig und keck war, er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und exzentrisch und in der letzten Handlung seines Lebens, in der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualifizierte. Dieses mußte ich ihm nehmen und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben." Schiller äußerte sich hier so zurückhaltend wie möglich, gab Böttiger nur zu verstehn, daß er in Hauptpunkten sich sehr geirrt habe, wobei er absichtlich den Widerspruch auf die Spitze trieb. Wie bitter Schiller und Goethe über Böttiger urtheilten, ergeben die gleichzeitigen Briefe beider. Auf Böttigers am 3. März geäußerten Wunsch, Schröder die ganze Trilogie zu seinem persönlichen Gebrauche anzuvertrauen, ging Schiller nicht ein, obgleich er ihm die Aussicht eröffnete, dieser werde doch einmal den Wallenstein in Weimar spielen. Er sah darin nur den Wunsch Schröders, „sein Müthchen an den hamburger Theaterdirektoren zu kühlen", mit denen dieser zerfallen war. Das hamburger Theater verlangte die Piccolomini, wie es auch das leipziger that.

Das theatralische Treiben, das bewegtere gesellschaftliche Leben und das anhaltende Zusammenleben mit Goethe hatten aus Schiller einen ganz andern Menschen gemacht. Frisch aufgeregt, beendigte er am 6. März die beiden ersten Akte des dritten Stückes, welche er zwei Tage später an Goethe mit der Bitte um rasche Rücksendung sandte. Er habe es endlich glücklicherweise so einrichten können, daß auch dieses Stück fünf Akte habe: den Anstalten zu Wallensteins Ermordung sei eine größere Breite und theatralische Bedeutsamkeit gegeben, zwei die That vollziehende resolute Hauptleute seien handelnd und redend eingeflochten, wodurch auch Buttler höher zu stehn komme und die Vorbereitungen zu der Mordszene furchtbarer würden. Freilich habe sich dadurch auch seine Arbeit ziemlich vermehrt. Damals also wurden V, 1. 2 gedichtet; auch möchten mehrere Auftritte des vierten Aktes, etwa 7 und 8, dieser Zeit angehören. Goethe erwiderte sogleich: die beiden Akte seien vortrefflich; schon beim ersten Lesen hätten sie eine so lebhafte Wirkung geübt, daß sie gar keinen Zweifel zugelassen. „Wenn sich der Zuschauer bei den Piccolominis aus einem gewissen künstlichen und hie und da willkürlich scheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit sich und andern nicht völlig eins werden kann, so gehen diese neuen Akte nun schon gleichsam als naturnothwendig vor sich hin. Die Welt ist gegeben, in der das alles geschieht, die Gesetze sind aufgestellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Interesses, der Leidenschaft findet sein Bette schon gegraben, in dem er hinabrollen kann. Ich bin nun auf das übrige sehr verlangend, das mir nach Ihrer neuen Anlage ganz neu sein wird." Auch Meyer sei es wie ihm ergangen, schrieb er bei der Rücksendung am folgenden Tage; so könne man des theatralischen Effekts gewiß

sein. Schiller hatte unterdessen von dem mäßigen Erfolge der Piccolomini in Berlin vernommen, wo sie am 18. Februar, zu seinem Aerger nach dem unverkürzten Exemplar, gespielt worden waren; die überlange Dauer hatte die Zuschauer ermüdet, so daß Iffland sich genöthigt sah, sie bei der Wiederholung in der verkürzten Gestalt zu geben. Aber Wallenstein, hoffte der Dichter, werde auch in Berlin durchbrechen.

Erfreut über die Aufnahme, welche die beiden ersten Akte bei Goethe gefunden, schrieb Schiller diesem am 12.: „Die drei letzten, wenn ich sie auch nicht ganz so genau auszuführen Zeit habe, sollen, wenigstens dem ganzen Effekt nach, nicht hinter den ersten zurückbleiben. Die Arbeit avanzirt jetzt mit beschleunigter Bewegung, und wenn ich jeden Tag anwenden kann wie diese letztern, so ist es nicht unmöglich, daß ich Ihnen den ganzen Rest des Wallensteins künftigen Montag [den 18.] durch einen Expressen sende, um das Manuskript, im Fall keine Erinnerungen dagegen zu machen wären, mit der Montagabendpost an Iffland zu expediren.“ Der Freund sah dem Schlusse mit freudigster Spannung entgegen; noch immer fand er, daß die beiden ersten Akte, die er unterdessen noch in sich hatte walten lassen, sich gut darstellten. „Wenn man in [im] Piccolomini beschaut und Antheil nimmt, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen.“ Bereits am 15. konnte Schiller melden, Wallenstein sei todt und auch parentirt, so daß er bloß noch zu bessern und zu feilen habe. Sonntagabend, den 17., hatte er das Werk, so weit es unter den gegenwärtigen Umständen gebracht werden konnte, endlich vollendet, so daß er es Goethe übersenden durfte. „Es kann ihm“, schrieb er dabei, „in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-

tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug. Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein. Ich will es auf Ihre Entscheidung ankommen lassen, ob der vierte Akt mit dem Monolog der Thekla schließen soll, welches mir das Liebste wäre, oder ob die völlige Auflösung dieser Episode noch die zwei kleinen Szenen, welche nachfolgen (jetzt IV, 13. 14), nothwendig macht." Goethe erwiderte Tags darauf bei Rücksendung der Handschrift: „Zu dem vollendeten Werke wünsche ich von Herzen Glück; es hat mir ganz besonders genug gethan, ob ich es gleich an einem bösen, [durch Besuche] zerstreuten Morgen nur gleichsam obenhin gekostet habe. Für den theatralischen Zweck ist es hinreichend ausgestattet; die neuen Motive, die ich noch nicht kannte*), sind sehr schön und zweckmäßig. Können Sie künftig den Piccolominis etwas von der Masse abnehmen, so sind beide Stücke ein unschätzbares Geschenk für die deutsche Bühne, und man muß sie durch lange Jahre aufführen. Freilich hat das letzte Stück den großen Vorzug, daß alles aufhört politisch zu sein und bloß menschlich wird, ja das Historische selbst ist nur ein leichter Schleier, wodurch das Reinmenschliche durchblickt. Die Wirkung aufs Gemüth wird nicht gehindert noch gestört. Mit dem Monolog der Prinzessin würde ich auf alle Fälle den Akt schließen. Wie sie fortkommt, bleibt immer der Phantasie überlassen. Vielleicht

*) Man darf hierbei nicht an die Szenen der Thekla denken, von denen Goethe längst wußte; wahrscheinlich gehörte zu den neuen Motiven besonders Gordons Widerstand im letzten Augenblick.

wäre es in der Folge gut, wenn der Stallmeister schon im ersten Stücke eingeführt würde. Der Schluß des Ganzen durch die Adresse des Briefs erschreckt eigentlich, besonders in der weichen Stimmung, in der man sich befindet. Der Fall ist auch wohl einzig, daß man, nachdem alles, was Furcht und Mitleiden zu erregen fähig ist, erschöpft war, mit Schrecken schließen konnte." Noch denselben Abend ging das Stück an Iffland nach Berlin ab. Der erste Akt enthielt von der jetzigen Tragödie III, 1—12, der zweite III, 13—23; der dritte bestand nur aus IV, 1—8, woran sich als Schluß (Gordon geht allein ab) folgender im letzten Theil gereimter Monolog Buttlers anschloß*):

Ich habe mir den reinen Ruf gespart
Mein Leben lang: die Arglist dieses Herzogs
Betrügt mich um**) des Lebens höchsten Schatz, daß ich
Vor diesem Schwächling Gordon muß erröthen.

*) Boxbergers Annahme (Neue Jahrbücher der Philologie und Pädagogik 1873, II, 384), diesen Monolog habe Schiller auf Körners Bemerkung im Briefe vom 9. April hinzugefügt, ist unhaltbar; er fand sich schon in dem ersten Bühnenexemplar. Körners Aeußerung verträgt sich sehr gut mit dem frühern Vorhandensein des Monologs. Wenn der Schauspieler Genast berichtet, der Monolog sei nachgeschrieben, so ist hier nur an das Nachschreiben zum gedruckten Stücke zu denken.

**) In einer berliner Anzeige, worin Fr. L. Meyer im Juni, kurz nach der ersten Aufführung, mehrere Stellen des Stückes nach der jetzt verlorenen Theaterhandschrift brachte, steht hier Raubt mir, was eine willkürliche Aenderung zur Herstellung des Fünffüßlers scheint. Von jener Theaterhandschrift haben sich nur Abschriften erhalten, deren Genauigkeit bedenklich scheint. Dagegen sind Auszüge der Handschrift von dem spätern Gymnasialdirektor G. G. S. Köpke und Süvern in seiner weiter unten zu erwähnenden Schrift, dann auch von Woltmann und Meyer in ihren Anzeigen der berliner Aufführung der beiden Dramen bekannt. Vgl. Herrigs „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" VII, 395 ff. XII, 396 ff. XIII, 20 ff.

Dem geht die Treue über alles, nichts
Hat er sich vorzuwerfen. Selbst dem weichlichen
Gefühl entgegen unterwirft er sich
Der harten Pflicht. Mich hat die Leidenschaft
In schwachem Augenblick davon gewendet.
Ich stehe neben ihm der schlechtre Mann;
Und kennt die Welt auch meinen Treubruch*) nicht,
Ein Wisser doch bezeugt ihn — jener hochgesinnte
Oktavio! Es lebt ein Mensch auf Erden,
Der das Geheimniß hat, mich zu entehren.
Nein, diesen Schandfleck tilgt nur Blut! —
Du, Friedland, oder ich! — In meine Hände
Gibt dich das Glück. — Ich bin mir selbst der nächste.
Nicht Großmuth ist der Geist der Welt.
Krieg führt der Mensch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daseins schmalen Boden fechten;
Glatt ist der Grund, und auf ihn drückt die Last
Der Welt mit allen ihren Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungssaft
Mit schnellem Aug' erspäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
Erhebt ihn der gewaltge Fluß,
Und, hingerafft im Strudel seiner Wogen,
Wird er verschlungen und hinabgezogen.
(Er geht ab.)

Den vierten Akt bildeten die Szenen V, 1. 2. IV, 9—14, den fünften V, 3 bis zum Schlusse.

Schiller sandte am 19. die durchgesehenen Piccolomini, deren dritte Vorstellung vor Wallenstein stattfinden sollte, an Goethe zurück, erbat sich dagegen Wallensteins Lager, um es abschreiben zu lassen, und dann alle drei Stücke an Freund Körner zu schicken. Er hatte sich unterdessen, da ihn nach einer

*) Wallensteins Treubruch an mir.

weitern dramatischen Arbeit verlangte, einige neue Stoffe erfunden; denn Wallenstein hatte ihm die historischen ganz verleidet, da die Bewältigung dieser ungefügen Masse ihm so viele Jahre gekostet hatte und es ihm nur mit dem letzten, rein menschlichen, leidenschaftlich bewegten Stücke ganz gelungen zu sein schien.

Den 21. kam Goethe wieder auf längere Zeit nach Jena, wo er gleich am ersten Abende mit Schiller die vier ersten Akte las, nachdem sie vorher über einen neuen Stoff, Schillers feindliche Brüder, wie auch über Tragödie und Epopöe verhandelt hatten. Am nächsten Abend war von „Tragödie und Komödie mit einem Polizeisujet" die Rede, und es wurde der fünfte Akt gelesen. Den 25. sandte Schiller die drei Stücke an Körner, der sich durch sie ganz verjüngt, wieder in die Tage des ehemaligen Beisammenseins versetzt fühlte. Den 27. schickte Goethe die beiden ersten Akte zur Leseprobe nach Weimar, den 29. die drei letzten, den 2. April Wallensteins Lager, das neu durchgesehen war. Zur Leitung der Aufführung der drei Stücke begaben sich die verbündeten Dichter am 10. nach Weimar. Dort empfing Schiller Körners gründliche Beurtheilung der wallensteinischen Stücke, deren hohen Werth dieser anerkannte. Im Dialog hätten die Piccolomini mehr poetische Pracht, Wallenstein mehr Korrektheit des Gedankens, wenn auch der Ausdruck hie und da noch unvollendet sei. Besonders die Totalwirkung sei gelungen; ohne den Behelf der Ueberraschung habe Schiller die Stimmung, welche sonst gewöhnlich nur der fünfte Aufzug hervorbringe, durch den ganzen zweiten Theil zu erhalten gewußt, und doch sei das ununterbrochen Tragische nicht peinigend, sondern erhebend. Das Schmerzliche des Schicksals verschwinde über dem

Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur. Freilich ende der erste Theil, allein gegeben, mit einer unaufgelösten Dissonanz, desto größer aber sei die Mannigfaltigkeit und Pracht in den einzelnen Theilen. Alle Charaktere seien gelungen, nur Buttler bedürfe vielleicht noch einiger Nachhülfe; daß dieser ein großes Opfer Wallenstein gebracht habe, was freilich schon in den Piccolomini angedeutet sei, könnte hier mehr herausgehoben werden, da dessen Beleidigung nicht stark betont sein dürfe, weil Wallensteins Bild keinen solchen Schatten vertrage. In der Szene von Deveroux und Macdonald dürfte zu viel Komisches sein, was die Hauptwirkung störe.

Den 11. wurde die Leseprobe von Wallenstein, am 12. die erste Probe auf dem Theater gehalten. Dann kamen die drei Stücke hintereinander zur Aufführung, am 15. das Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. Wallenstein, der am 22. wiederholt wurde. Schiller konnte an Körner schreiben, Wallenstein habe auf dem weimarischen Theater eine außerordentliche Wirkung geübt und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen: darüber sei nur eine Stimme gewesen; man habe die ersten acht Tage von nichts anders gesprochen. Als Tragiker hatte er den entschiedensten Sieg zur innigen Freude seines großen Freundes davon getragen, der nicht zweifelte, daß auf diesem glücklich erstiegenen Gipfel der Kunst ihm noch vieles Schöne zum Vortheil des deutschen Theaters und der Kunst gelingen werde. Freilich an bittern Mißurtheilen des Hasses fehlte es auch jetzt nicht. Der letzte Akt thue keine Wirkung, spottete Wilhelm Schlegels Gattin; man merke den Fall des Helden kaum, an dessen Größe elf Akte hindurch gebaut worden, um einen großen Sturz hervorzubringen; das Ganze sei eben nur

ein Werk der Kunst allein ohne allen Instinkt. Die Piccolomini ließen weit mehr ahnen; das viele darin Vorbereitete löse sich hier unbedeutend.

Schiller selbst, der am 25. nach Jena zurückkehrte, war nach der entschiedenen Wirkung von seinem dramatischen Beruf voll überzeugt, und so griff er jetzt gleich wieder nach einem historischen Stoffe, da er erkannte, daß er beim Wallenstein erst das Handwerk vollständig erlernt habe, und die Schwierigkeiten, die er dabei gefunden, nicht in den allgemeinen Hindernissen geschichtlicher Stoffe, sondern größtentheils gerade in dem widerstrebenden Charakter von Wallensteins Geschichte gelegen habe. Sein neues Drama, Maria Stuart, hoffte er allerspätestens am Ende des Winters fertig zu haben. Mit Gewalt wandte er sich jetzt von Wallenstein ab, über den er so viel Geschwätz anhören mußte, daß er ihm fast verleidet wurde, wogegen ihn sein neues Drama ganz hinriß. Nur im Lager wurden einige kleine Aenderungen des Ausdrucks vorgenommen; an den Druck der drei Stücke dachte er zunächst nicht. Goethe war am 1. Mai nach Jena gekommen, wo er auch mit Kotzebue zusammentraf, der seine Stelle als Theaterdichter in Wien aufgegeben hatte. Während seines dortigen Aufenthaltes wurden die drei Stücke mit einigen Aenderungen am 18., 20. und 22. Mai in Weimar wiederholt. Vor den 22. dürften die Zeilen von Frau von Kalb an Schiller fallen: „Sehr viele wünschen, daß die Stelle in der Rolle der Thekla, wo sie singen soll und die Musik präludirt, abgerundet werde und Thekla wirklich singe, und zwar das Lied, was im Piccolomini vorkommt, und sie etwa am Ende des Liedes bei der Stelle: ‚Ich habe geliebt ꝛc.‘ die Zither wegwerfe.“ Schiller konnte unmöglich darauf eingehn, doch strich er das Präludiren des

Orchesters. Goethe schrieb am 26. dem gemeinsamen Freunde Wilhelm von Humboldt nach Paris, man habe bei diesen Aufführungen gesehen, daß man alles wagen könne, sobald man mit Genie, Geist und Ueberlegung wirke. Wallensteins Lager habe nicht allein sogleich mit dem Reime ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfniß erweckt, und durch seine Lebhaftigkeit eine gar gute Situation gemacht. Die Piccolomini hätten den Beifall von allen erhalten, welche sie ganz hören gekonnt oder gemocht, wogegen diejenigen, denen es an dem Grade der nöthigen Aufmerksamkeit gefehlt oder die zerstreut gewesen oder nicht den besten Willen gehabt, sich über die Länge und den Mangel an Handlung beschwert, alle aber hätten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalt des Stückes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wallenstein habe zuletzt alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorgestiegen und alle Erwartungen übertroffen.

Zu Berlin hatte Wallensteins Tod am 17. Mai bei allen Unparteiischen großen Beifall gefunden; doch der König und die Königin waren nicht im Theater gewesen, weil sie das Stück zuerst bei ihrem Besuche in Weimar auf der herzoglichen Bühne sehn wollten. Am 2. Juli wohnten beide der dortigen Aufführung bei; sie zeichneten den Dichter persönlich sehr aus, wenn sie ihm auch keinen äußern Beweis ihrer Huld gaben. Schiller bemerkte bei dieser sehr wirkungsvollen Vorstellung wieder, daß das eigentlich Poetische, selbst wenn es ins Lyrische übergehe, den sichersten und tiefsten Eindruck hervorbringe.

Unterdessen waren von England aus verschiedene Anfragen wegen Wallensteins an den Dichter gelangt. Dieser schrieb

deshalb an G. H. Nöhden in Eton, den Uebersetzer seines Karlos, der schon im vorigen Jahre seines neuen Dramas wegen bei ihm angefragt hatte. Da ihm von England aus 60 Pfund für den Wallenstein geboten worden, so wünschte er zu wissen, ob Nöhdens Buchhändler ihm eben so viel zu zahlen bereit sei. Auch bat er ihn, bei einem der Direktoren des Theaters zu Drurylane, auf welchem Kotzebue so viel Beifall gefunden hatte, die Anfrage zu thun, ob derselbe die theatralisch wirksamen Stücke von ihm anzunehmen und zu bezahlen bereit sei. Die wallensteinischen Stücke gedenke er in ein einziges Theaterstück zusammenzuziehen, weil die Trennung in zwei Stücke auf dem Theater etwas Ungewöhnliches habe und die erste Hälfte etwas Unbefriedigendes behalte; in ein Stück vereinigt, würden sie ein sehr wirkungsreiches Theaterstück bilden, wie ihn die Aufführung in Weimar überzeugt habe. Aber auf die vom Verleger gestellte Bedingung, daß die Urschrift erst nach der Uebersetzung gedruckt werde, konnte er nicht eingehn, und so hielt er sich an den Buchhändler Bell, für den er eine Abschrift anfertigen ließ. Sie ward am 30. September mit dem Zeugniß, daß Schiller sie durchgesehen, an Cotta und durch dessen Vermittlung an Bell gesandt.*) Eine andere für das stuttgarter Theater bestimmte Handschrift mit Abstrichen und Aenderungen in Rücksicht auf die politischen Verhältnisse des damals mit Oesterreich engverbündeten Würtemberg ward am 4. November mit Schillers Zeugniß, daß er sie verglichen habe, versehen. Sie kam später auf die königliche Bibliothek in Berlin.

*) Freiligrath hat diese aufgefunden und seine Vergleichung mit den Lesarten der gleich zu erwähnenden stuttgarter Handschrift 1861 im londoner Athenaeum Nr. 1755 bekannt gemacht. Eine neuerdings beabsichtigte vollständige Vergleichung war auf Hindernisse gestoßen.

W. von Maltzahn hat von dieser Handschrift 1861 einen vollständigen Abdruck veranstaltet. Aber auch nach dieser Selbstzensur blieb das Stück von der stuttgarter Bühne ausgeschlossen. Ueber die Aufführung in Berlin erhielt Schiller erst spät erfreuliche Nachrichten; die ausführliche Anzeige und Beurtheilung dieser Vorstellung und des Stücks selbst in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie von Fr. L. Meyer [vgl. S. 109**] befriedigte ihn trotz ihres gewaltigen Lobes eben so wenig als die eben daselbst früher gegebene über die der Piccolomini von Woltmann; beide hatten zu seinem Aerger große Stellen aus den Stücken abdrucken lassen. Jene Handschrift ging zu Grunde, wie auch das weimarische Theaterexemplar 1825 durch den Brand des Schauspielhauses zerstört wurde, doch haben sich mehrfache vollständige oder theilweise Abschriften erhalten. Schiller dachte den Wallenstein in zwei Bänden herauszugeben, deren zweiter eine „Abhandlung über die wallensteinischen Schauspiele" und „historische Anmerkungen" bringen sollte. Der Druck verzögerte sich aber in Folge der gefährlichen Krankheit von Schillers Frau.

Erst als der Dichter, um die beständige Anschauung der Bühne zu gewinnen, am 7. Dezember nach Weimar gezogen war und Maria Stuart größtentheils ausgeführt hatte, begann er die wallensteinischen Stücke für den Druck durchzusehn. Am 5. Januar 1800 sandte er Körner den ersten Akt*) der Piccolomini, mit der Bitte, ihm seine Bemerkungen darüber mit-

*) Die ersten Akte in Körners Brief muß Versehen sein, da Körner in der Antwort nur des ersten gedenkt. Körner besaß später eine Abschrift der ganzen Trilogie mit Ausnahme des ersten zurückgesandten Aktes der Piccolomini, um den er noch am 14. August 1799 vergebens gebeten hatte.

zutheilen, da er im nächsten Monat den Druck beginnen lassen müsse. Körner wollte sich am 12., da er etwas Muße hatte, sogleich hinsetzen, um seine Bemerkungen darüber niederzuschreiben. Dieses muß auch geschehen sein, da er im Briefe vom 16. „noch einige Bemerkungen über den Wallenstein" schickte; die frühern sind verloren gegangen. Körner besaß damals eine Abschrift des ganzen Wallenstein. Der Brief vom 16. setzt nicht allein die kurz vorhergegangene Lesung des ganzen Dramas, sondern auch dessen wörtliche Vorlage voraus; denn er enthält am Schlusse Bemerkungen zu den Piccolomini und Wallenstein, welche, weil sie keinen Einfluß auf die Textgestaltung gehabt, leider ungedruckt geblieben sind, und er verbreitet sich über alle drei Stücke. Es frage sich, bemerkt er, ob Schillers Gemälde für unsere Zimmer nicht zu groß sei; wenn auch eine Rücksicht dieser Art in den Momenten der Produktion kleinlich sein würde, so lasse sich doch nach Vollendung des Werkes vielleicht auf Mittel denken, wie die Wirkung der einzelnen Theile auch für diejenigen befördert werden könne, die das Ganze nur theilweise (jedes Stück für sich) zu betrachten im Stande seien. „Von Wallensteins Lager kann man nicht verlangen, daß es ein selbständiges Ganzes ausmachen soll. Desto wichtiger scheint es mir als Einleitung, und es wäre schade, wenn der Reichthum der Darstellung ein Hinderniß sein sollte, warum es nicht jedesmal vor den Piccolomini aufgeführt würde. Was es von historischer Exposition und von biographischen Zügen Wallensteins enthält, halte ich allenfalls für entbehrlich für die Wirkung des Ganzen, aber nicht die Stimmung, welche die letzte Szene hervorbringt. In unsern prosaischen Zeiten bedürfen wir eines Uebergangs aus der wirklichen Welt, um für ein Werk der Phan-

tasie empfänglich zu werden. Und hierzu ist nichts tauglicher als militärische Szenen. Das Begeisternde, was sie darbieten, ist noch in den Grenzen der Sinnlichkeit, und darum in einem größern Umfange wirksam. Eine solche Absicht mußte verhüllt werden; nur die Wahrheit der Darstellung mußte man anfänglich bemerken, und mit der Situation mußte die Stimmung allmählich steigen. In einem Gemälde von dem größern Maßstabe des ganzen Werks würde man daher auch manche Nebenfiguren und Nebenzüge ungern vermissen, aber für die Aufführung wünschte ich noch einen Auszug, der wenigstens das Wesentliche enthielte. In den Piccolomini ist allerdings Einheit, die aber nicht auf den ersten Blick einleuchtet. Anfänglich scheinen drei Gegenstände (Wallensteins Schicksal, das Verhältniß der beiden Piccolomini gegen einander und die Liebe zwischen Max und Thekla) die Aufmerksamkeit zu theilen. Aber Max ist doch eigentlich der Mittelpunkt des Ganzen: alles um ihn her soll nur der Schauplatz sein, auf dem sich seine hohe sittliche Natur verherrlicht. Vielleicht könnte es aber noch dem Zuschauer erleichtert werden, das Ganze aus diesem Gesichtspunkte zu fassen. Sollte es nicht vortheilhaft sein, wenn Maxens Enthusiasmus für Wallenstein etwas mehr motivirt würde? Wallensteins liebenswürdigste Seite wird uns erst im zweiten Stück gezeigt. Wie wäre es, wenn schon hier im Anfang des zweiten Akts ein Blick in sein Inneres geöffnet würde? Hierzu könnte eine Szene zwischen ihm und Max dienen, wo dieser ihm das Gesuch der Regimenter eröffnete. Vielleicht ließe sich hier manches aus dem Monolog des vierten Akts benutzen, was nachher wegbleiben könnte. Im vierten Akt würde alsdann Maxens Anmeldung stärker auf Wallenstein wirken, und, was ich wünschte, nicht so leicht abgefertigt werden

können. Auch wäre die Szene zwischen Max und Wallenstein im fünften Akt mehr vorbereitet, würde aber vielleicht einige kleine Abänderungen erfordern. Du gewönnest dadurch zugleich den Vortheil, daß Wallenstein im zweiten und dritten Akt nicht zu sehr verdunkelt würde. Ein Kontrast war nöthig, um ihn im vierten Akt mehr herauszuheben: aber sollte nicht vielleicht hier der Schatten zu stark sein? Wir hören von den niedrigen Kunstgriffen, durch die ein Illo und Terzky seine Unentschlossenheit zu endigen hoffen, von seinem blinden Vertrauen gegen seinen gefährlichsten Gegner, von der geringen Wahrscheinlichkeit, daß er eine Liebe begünstigen werde, an der wir aufs innigste theilnehmen: alles dies bedarf, däucht mich, eines stärkern Gegengewichts, als ich im ersten Akte finde. Wallenstein muß uns immer durch Größe interessiren, aber es muß ihm doch etwas fehlen, wodurch sich Max über ihn emporhebt. Dieses Fehlende ist die Einheit des Charakters. Bei allen Vorzügen des Geistes und Herzens erscheint er als ein sittliches Chaos, in stetem Widerspruche mit sich selbst, und vergebens bemüht, das Unvereinbare zu vereinigen; daher ist seine Unentschlossenheit ein so wichtiger Zug, der einer baldigen Aufklärung bedarf, um ihn nicht zu verkennen. Bei Max ist die sittliche Harmonie, die Schönheit der Seele das Werk eines Instinkts, wobei er sich keines Verdienstes bewußt ist. Was ihm so leicht wird, setzt er gern da voraus, wo ihn so viel einzelne Trefflichkeiten begeistern: daher sein Ideal von Wallenstein. Dies Ideal muß uns in den ersten drei Akten immer begreiflich bleiben, wenn nicht auch Max verlieren soll. In der letzten Szene des fünften Akts sollte Max in seiner ganzen Hoheit erscheinen. Es würde daher wohl thun, däucht mich, wenn der Gedanke, sich an die Spitze der treuen Regimenter

zu stellen und sie aus Pilsen zu führen, von ihm käme. Ein solcher Entschluß wäre das Gegenstück zu dem Benehmen Oktavios in den vorhergehenden Szenen. Ihn zu äußern, würde Max erst durch die Frage veranlaßt:

Und trau' ich deinem Herzen auch, wirds immer,
In deiner Macht auch stehen, ihm zu folgen?*)

Er spräche davon mit ruhiger Würde, im Gefühle seines persönlichen Ansehens bei dem bessern Theile der Armee. Oktavio würde beschämt in ihm die edlere Natur erkennen, und ihn mit Achtung und Zutrauen verlassen. Im zweiten Stück gibt es keinen Helden, sondern das Interesse liegt blos in der tragischen Handlung. Wallensteins Inkonsequenzen befördern gerade die hohe Rührung, die dir so trefflich gelungen ist; sie entstehen oft aus den edelsten Triebfedern, und dienen doch nur, sein Verderben zu beschleunigen. Auch Maxens Verzweiflung paßt nicht zu der Höhe, auf der wir ihn im ersten Stücke sahen: aber auch in ihm sollte das Gemisch von Größe und Beschränktheit der menschlichen Natur erscheinen, dessen Darstellung die echte tragische Wirkung hervorbringt. Nur eine Bemerkung erlaube mir im ganzen über Buttler. Ich wünschte ihn finsterer und verschlossener: dies würde mehr mit Wallensteins heiterer Offenheit kontrastiren. Auch scheint es nicht nöthig, daß Buttler sich von seiner Handlungsweise so deutlich Rechenschaft gibt. Ich würde ihn daher wenig allein sprechen lassen, nur etwa den Anfang des Monologs im dritten Akt bis zu der Zeile:

Und hier an Böhmens Grenze muß er sinken."

Schiller wurde durch diese Aeußerungen seines vertrautesten

*) Jetzt Wallensteins Tod II, 7, 71 f.

alten Freundes schmerzlich überrascht, da sie offenbar zeigten, dieser habe die dichterische Gestaltung der beiden Dramen, trotz seiner eigenen Aeußerungen darüber, unglaublich mißverstanden. Erst als der Druck fast vollendet war, antwortete der kaum von schwerer Krankheit Genesene nicht ohne Empfindlichkeit: die letzte Bearbeitung sei in eine für ihn sehr harte Zeit gefallen, so daß er sich nicht wundern dürfe, wenn von seinen Bemerkungen nicht viel Gebrauch gemacht sei. „Ueberdem ist ein Kunstprodukt, insofern es mit Kunstsinn entworfen ward, ein lebendiges Werk, wo alles mit allem zusammenhängt, wo an nichts gerückt werden kann, ohne alles von der Stelle zu bewegen. Und selbst bei der reinsten Muße und Gemüthsstimmung möchte ich Mühe gehabt haben, deine Wünsche zu befriedigen, da ich in mehrern Punkten quaestionis entgegengesetzte Grundsätze über Poesie und tragische Poesie insbesondere habe, die ich nicht wohl aufgeben kann." Am 5. Februar war der erste Bogen gedruckt, auch wohl die Durchsicht des Ganzen zum größten Theile vollendet. Den 16. erkrankte Schiller ernstlich und noch am 24. März, wo er sich endlich an Körner wandte, litt er an den Folgen dieses Anfalls. In etwa zehn Tagen hoffte er Körner den ausgedruckten Wallenstein senden zu können. Von Wallensteins Tod hatte er IV, 1. 2 am 20. Januar durch Goethe an Vulpius gegeben, der eine Probe des Dramas für seine Zeitschrift Janus sich erbeten hatte. Die Piccolomini hatten wieder ihre beiden letzten Akte an Wallensteins Tod abtreten müssen, und in beiden Stücken war jetzt die frühere Abgrenzung der Akte zurückgeführt. Durch jene beiden letzten Akte hatte das Stück nicht allein eine übermäßige Länge erhalten, sondern auch seine Einheit verloren. Was den Dichter früher bestimmt hatte, die beiden Akte noch zu den Piccolomini

zu schlagen, war der Mangel einer entschiedenen Handlung; da er aber auch dadurch dem Stücke nicht das erwünschte Interesse hatte geben können, so suchte er jetzt die Sprache desselben noch an manchen Stellen zu heben, ein Bestreben, das ihn vielleicht zuweilen das Maß überschreiten ließ. Die früher mit Rücksicht auf die theatralische Darstellung gestrichenen 400 Jamben der Piccolomini blieben auch jetzt weg.*) Wallensteins Tod wurde im einzelnen viel weniger verändert. Schon bei der Wiederholung der drei Stücke, am 12., 14. und 17. Februar waren die beiden letzten Akte der Piccolomini dem letzten Stücke zugetheilt worden. Die Vollendung des Druckes verzögerte sich. Erst am 23. Juni konnte Schiller ein Exemplar an Körner senden. Wallenstein erschien in zwei Theilen in drei verschiedenen Ausgaben, die zusammen 4000 Exemplare stark waren. Im Lager I, 8, 142 war der Vers „Hat aber u. s. w." ausgefallen, der erst

) Die zum Druck verwendete Handschrift des Lagers und der Piccolomini (in der frühern Ausdehnung, wo sie noch die beiden ersten Akte von Wallensteins Tod enthielten) ist besonders werthvoll, weil sie noch die ältere Gestalt enthält, die zahlreiche Ausstreichungen und Aenderungen erlitt. Sie war früher im Besitze des Stadtpfarrers Rues in Ulm; jetzt befindet sie sich auf der königlichen Bibliothek zu Stuttgart. Es ist dieselbe, der wir oben S. 95 gedachten. Sie schließt mit dem zweiten Verse von Wallensteins Tod. Die Theaterhandschriften scheinen nach ihr gemacht zu sein. Sie besteht aus vier in Größe und Farbe des Papiers abweichenden Theilen, Akt I und II, III, IV, 1—5 und dem Schlusse. Wir verdanken W. Vollmer die sorgfältigste Vergleichung, die in der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers Werken sich findet, in welcher H. Oesterley den Wallenstein herausgegeben hat. Diese Ausgabe bringt auch die Abweichungen der für das stuttgarter Theater bestimmten Handschrift (vgl. S. 115 f.). Im Jahre 1880 hat der uns zu früh entrissene Vollmer einen vorzüglichen Text Wallensteins mit den verschiedenen Lesarten gegeben, worin manche Nachlässigkeiten Oesterleys verbessert sind.

in neuester Zeit hergestellt wurde. Leider war der Vortheil, den Schiller von den Bühnen gehofft hatte, äußerst gering gewesen, nur Berlin zahlte seine 60 Friedrichsdor, in Wien und Stuttgart war die Aufführung verboten, in Leipzig und Magdeburg schreckte man vor dem Honorar zurück, und so wartete man bis zur Zeit, wo man das Stück im Buchhandel kaufen konnte.

Ende Mai hatte ein Philolog, Professor Süvern in Berlin, dem Dichter seine Schrift: „Ueber Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie" zugesandt, worin er Wallenstein als erste Spur des Zusammentreffens einer geläuterten Philosophie mit den Vorbildern der Alten bezeichnete, deren Höhe aber Schiller noch nicht erreicht habe. Eine große, ungeheure That werde hier durch die Verkettung des Schicksals herbeigeführt, dessen Zorn der Held selbst herausgefordert, nicht durch ein niedriges, schlechtes Herz, sondern durch ein Uebermaß der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige, in ihre Folgen verstricke. In dieser Darstellung der eisernen Gewalt des alles zermalmenden Schicksals stehe Wallenstein der alten griechischen Tragödie gleich, aber es fehle ihm, was diese vollende, die Hindeutung auf die Kraft, den Schicksalsmächten zu widerstehn. Die Schuld liege im Stoffe, den der Dichter vortrefflich behandelt habe; nur lasse er seinen Helden zu viel über das Schicksal räsonniren. Auch verbreitete sich Süvern über die kunstmäßige trilogische Form der alten Tragödie, worin jedes Stück eine abgeschlossene Handlung darstelle, was bei Wallenstein nicht der Fall sei, dessen erstes Stück ganz zufällig da stehe, das zweite sei nur vorbereitend und werde erst durch das dritte bedeutend und

fruchtbar. Endlich vermißte er an Wallenstein, im Gegensatz zur attischen Tragödie, die Erhebung des Patriotismus; es werde nur auf Dichter ankommen, auch die deutsche Geschichte dichterischer und fruchtbarer zu machen. Schiller konnte diesen auf den dichterischen Werth und das dramatische Verdienst wenig eingehenden, den ideellen Mittelpunkt und die darauf gegründete kunstvolle Komposition verkennenden Versuch nicht für bedeutend halten. Erst am 26. Juli erwiderte er auf die von einem freundlichen Briefe begleitete Sendung. Er freue sich, schrieb er, daß die Tragödie der Griechen einen so geistreichen Verfechter, sein Stück aber einen so freundschaftlichen Beurtheiler gefunden habe. Anfangs habe er beabsichtigt, sich weitläufiger auszulassen und einige Behauptungen, mit denen er nicht übereinstimmen könne, zu bestreiten, aber er müsse sich wegen seines neuen Stückes den Wallenstein aus dem Sinne schlagen. Aus der gedruckten Ausgabe werde er übrigens ersehn, daß verschiedenen seiner Erinnerungen schon in der ersten Anlage des Stückes begegnet gewesen; nur die spätere Idee, es auf die Bühne zu bringen, sei Schuld gewesen, daß er gewisse Forderungen der Kunst dem Bedürfniß des Theaters geopfert habe. Die sophokleische Tragödie sei eine Erscheinung ihrer Zeit gewesen; das lebendige Produkt einer individuellen, bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, heiße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehn und wirken müsse, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie habe mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, und müsse also Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen.

An demselben Tage, wo er Süvern antwortete, überschickte er Goethe das ihm von dem jungen Klingemann in Braunschweig mit einem sehr bescheiden lautenden Briefe gesandte erste Heft einer neuen Zeitschrift Memnon, das unter anderm auch den Anfang von Briefen über Wallenstein enthielt. Der Freund werde hier, schrieb er, zu seiner Verwunderung den Einfluß schlegelscher Ideen auf die neuesten Kunsturtheile ersehn. „Es ist nicht abzusehn, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen. Sie werden erstaunen, darin zu lesen, daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos sein muß, und daß man es besonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtsein zu handeln.“ Da konnte denn Schiller am wenigsten Lust fühlen, Klingemanns Wunsch zu erfüllen, ihm „über diejenigen Stellen, wo seine Ansichten mangelhaft sein sollten, seine Meinung mitzutheilen“.

Unterdessen war in England eine Uebersetzung von Schillers Drama von Coleridge erschienen nach der an Bell gesandten Handschrift, welche dieser ohne Wissen des Dichters an die Buchhandlung von Longman und Rees verkauft hatte. Die Zahlung des Honorars von Bell erfolgte nur spät und allmählich. Die vom Grafen Louis Narbonne-Lara beabsichtigte französische Uebersetzung kam gar nicht zu Stande. Schiller hatte früher, wo er von dem Wunsche des jungen Johann Georg Schweighäuser in Paris und zweier andern gehört, den Wallenstein ins Französische zu übertragen, ernstlich gezweifelt, ob dieser sich das französische Joch auflegen lassen werde.

In Deutschland fand Wallenstein so raschen Absatz, daß

Cotta schon am 26. August an eine zweite Auflage denken konnte, obgleich zwei Nachdrucker, Goebhard in Bamberg und Doll in Wien, sich des Stückes bemächtigt hatten; dem letztern war sogar ein kaiserliches Privilegium darauf zu Theil geworden. Um diesen entgegenzuarbeiten, veranstaltete Cotta auch eine wohlfeilere Ausgabe, deren Druck bereits am 22. September begann, aber wegen Mangels an Papier wurden nur 1500 Exemplare, zum Theil auf Druck-, zum Theil auf Velinpapier, gedruckt. Ein dritter Abdruck erschien 1802 in starker Auflage, ein vierter erst 1805.

Unterdessen waren auch, wie bei Schillers frühern Stücken, zwei von Schauspielern gemachte Theaterbearbeitungen ohne Wissen und Willen des Dichters erschienen, die eine zu Mannheim von Wilhelm Vogel, die andere zu Königsberg von Karl Friedrich Wilhelm Fleischer. Da Vogel unvernünftig abgekürzt hatte, so versuchte Körner mit Zugrundelegung der vogelschen eine andere Bearbeitung, nach welcher das Stück, mit einigen Aenderungen, in Dresden aufgeführt wurde.

Für die Sammlung seiner Dramen, die als Theater von Schiller schon zu Lebzeiten des Dichters vorbereitet wurde, sollten alle einzelnen Dramen neu durchgesehen werden, aber beim Tode des Dichters waren erst die beiden Stücke des ersten Bandes, die Huldigung der Künste und die Jungfrau von Orleans, durchgesehen. Wallenstein erschien demnach ganz unverändert, nur durch den unglücklichen, ein halbes Jahrhundert fortgepflanzten Ausfall des Verses: „Ich kann auch Unmensch sein wie er" (Wallensteins Tod III, 18, 38), und manche Versehen oder willkürliche Aenderungen entstellt, im

dritten Bande des Theaters.*) Dem deutschen Theater war in Wallensteins Tod ein künstlerisch gedachtes, dichterisch bedeutendes und wirkungsvolles Stück geboten, der deutschen Lesewelt in dem großen dramatischen Gedichte eine gehaltvolle, Geist und Gemüth erhebende Dichtung zu Theil geworden; der Dichter selbst aber hatte im Ringen mit dem ungefügen Stoffe seine dramatische Gestaltungskraft zum erstenmal seit seiner reinern Ansicht und seiner reifern Erfassung der Forderungen der Kunst aufs glänzendste erprobt, wenn auch das Ganze den strengen Gesetzen der Kunstform nicht durchaus entsprach. Es war ihm ein Werk ohne Gleichen gelungen, das auch heute noch vielen als die bedeutendste Gabe seiner dramatischen Kraft gilt. Freilich konnte kaum ein anderes Drama der beschränkten französischen Kunstansicht stärker widerstreiten. Als Benjamin Constant, der Freund der Frau von Staël, im Jahre 1809 Schillers Drama nach französischem Geschmack zu seiner Bearbeitung beschnitten und seine Ausstellungen in einer ausführlichen Vorrede vorgetragen hatte, schrieb Goethe an Schillers Gattin als Beurtheilung von Constants Wallstein Tragédie en cinq Actes die Spottverse:

Der du des Lobs dich billig freuen solltest,
O guter Constant, bleibe still!
Der Deutsche dankt dir nicht, er weiß wohl, was es will;
Der Franke weiß nicht, was du wolltest.

Viel ehrenvoller urtheilte freilich Schillers Wittwe, welcher, wie

) Später hat Körner in der Gesammtausgabe Schillers einzelnes, wohl ohne handschriftliche Grundlage, geändert; nur einmal führt er ein „früheres Manuskript" an, aus dem er zwei Verse einfügte. Vgl. oben S. 116. Die spätern Ausgaben, besonders die von 1835, haben sich viele willkürliche Abweichungen gestattet, deren Beseitigung wir dem um Schiller hoch verdienten, leider zu früh hingeschiedenen Joachim Meyer verdanken.

auch andern bedeutenden Personen Weimars, der ihr, Schiller und Goethe persönlich bekannte Dichter sein Stück zugeschickt hatte; sie fand es als Poesie sehr schön, manche Stellen prächtig, wünschte aber, daß Constant den Charakter seines Wallenstein, der ein anderer als der schillersche sei, durch leise Züge mehr angedeutet hätte. Eine ausführliche Beurtheilung der wunderlichen Verrenkung von Schillers Riesendichtung brachte sofort das Journal des Luxus und der Moden.*)

*) Scharf sprach sich auch Knebel darüber aus in einem Briefe an Riemer vom 6. März 1809 (Briefe von und an Goethe S. 258 ff.).

II. Stoff.

In der Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1791—1793) hatte Schiller von Wallensteins mächtigem Eingreifen bis zu seinem Abfalle und Tod eine ausführliche Darstellung gegeben. Dort führt er ihn zuerst ein, wie er „im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände", sich erbot auf seine und seiner Freunde Kosten ein Heer auszurüsten, und es, wenn er es auf 50,000 Mann bringen dürfe, selbst zu erhalten; so werde er zum erstenmal in diesem Kriege eine kaiserliche Armee schaffen, die er freilich in wohlhabende, vom Kriege bisher verschont gebliebene deutsche Länder führen mußte. Zuletzt stieg sein Heer auf 100,000 Mann, wodurch er auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht setzen und alle Gewaltthätigkeiten im Namen des Kaisers ausüben konnte. „Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert sein; denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern: je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue

konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. . . . Obersten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten — alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Länder, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. . . . Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klagegeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen." Als Wallensteins überlegten Grundsatz bezeichnet Schiller die Absicht, „die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen und das Ansehen des letztern über alle Vergleichung zu erhöhen". Sein Oberherr sollte in ganz Deutschland keinen Menschen zu fürchten haben als ihn allein, dem er diese Allmacht verdankte.

Wie Wallenstein auf Unkosten zweier Reichsfürsten zum Herzoge von Friedland erhoben wurde, wie er sich das eroberte Mecklenburg zum Unterpfande der dem Kaiser für das Heer gemachten Geldvorschüsse nahm, wie er, der sich jetzt Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande nannte, bis zur Ostsee vordrang, um, dort festen Fuß fassend, den Grundstein zu einer längst von seiner Ehrsucht erstrebten Macht zu legen, die ihn in den Stand setze, seinen Herrn zu entbehren, wie er deshalb Stralsund trotz Neutralität und Privilegien angriff, wie er den abenteuerlichen Plan durchführen wollte, diesen vortrefflich befestigten Seeplatz zu erobern, ohne den Hafen einzuschließen, wie er den Mangel gründlicher Mittel durch prahlerische Drohungen zu ersetzen suchte, den Befehl des Kaisers, von der sich ihm scheinbar unterwerfenden und einige annehmliche Erbietungen machenden Stadt abzuziehen, nicht achtete, sie aber doch, nachdem er sie in die Hände der Schweden getrieben und dadurch Gustav Adolf in die deutschen Angelegenheiten gezogen, endlich aufgeben mußte — dies alles wird von Schiller in hergebrachter Weise ausführlich berichtet. Zu Regensburg wurde Wallensteins Absetzung ausgesprochen. Schiller hebt dabei den Einfluß des französischen Kapuzinerpaters Joseph hervor. „Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe 100,000 Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz

gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte. Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urteilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist gleich einem Knaben am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. . . . . ‚Der Kaiser ist verrathen!‘ antwortete Wallenstein den Gesandten: ‚ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des [Kurfürsten von] Baiern dominirt. Zwar thut mirs wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.‘ . . . Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem

kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können." Nachdem Schiller des königlichen Pompes ausführlich gedacht, welcher ihn in seiner Zurückgezogenheit umgab, fährt er fort: „Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geraſſel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals und den Verführungen der Sinne wiederstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten."

Nach einer Schilderung der entsetzlichen Noth des Kaisers in Folge des unaufhaltsamen Vorrückens der Schweden und Sachsen fährt Schiller fort: „Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene

Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständniß entrissen, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sei. . . . Entfernt von der Kriegesbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Mäßigung log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife, und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erloschen war alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur was er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniß geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung." In jedem andern Kopfe, bemerkt Schiller, hätte nur der Wahnsinn die jetzt unbegrenzten Entwürfe von Wallensteins Einbildungskraft erzeugen können. Nachdem er das Gewicht des Besitzes der höchsten Gewalt schmerzhaft erfahren, habe er lüstern die Hände darnach ausgestreckt; der an ihm selbst verübte Raub habe ihn zum Räuber gemacht. Hätte ihn keine Beleidigung gereizt, so würde er sorgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben haben, zufrieden mit dem Ruhme, der

glänzendste seiner Trabanten zu sein; „erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne."

Zunächst wird des ersten Versuches Wallensteins gedacht, sich durch den vertriebenen Grafen von Thurn mit dem siegreichen Schwedenkönige in Verbindung zu setzen, um gemeinsam mit ihm gegen Oesterreich zu kämpfen. Der König sollte ihm 15,000 Mann geben; mit diesen und den von ihm selbst geworbenen Truppen wollte er Böhmen und Mähren erobern, bis Wien vordringen und den Kaiser nach Italien verjagen. Mißtraute der König auch diesen übertriebenen Versprechungen, so hütete er sich doch, einen so wichtigen Freund entschieden zurückzuweisen. Als Wallenstein nach der breitenfelder Schlacht auf eine bestimmte Erklärung drang, entschuldigte er sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zuge in das Reich durch eine so große Verminderung leiden würde, „und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen". Aber die Verschiedenheit der Charaktere machte eine dauernde Verbindung unmöglich, und Gustav Adolf würde sich nie dazu verstanden haben, seinen Verrath mit der böhmischen Krone zu belohnen. Nachdem dieser erste Racheversuch fehlgeschlagen, arbeitete Wallenstein durch seinen alten Freund Arnheim [Arnim] an einer Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen; doch um im Verein mit diesem seine Pläne durchzusetzen, bedurfte er einer Armee, die er nur im Namen und mit Genehmigung des Kaisers werben konnte. Um diesen zu zwingen, ihm von neuem den Oberbefehl zu übertragen, hatte er die Fortschritte des Feindes zu befördern gesucht. „Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, daß die

Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten und dieses unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand, und überlieferte die Hauptstadt durch seinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung."

Jetzt drangen endlich Wallensteins freiwillige und gedungene wiener Anhänger durch. Der Kaiser beauftragte dessen Freunde, seine Gesinnungen zu erforschen. Aber Wallenstein heuchelte, sein einziger Wunsch sei Ruhe. Eine Einladung nach Wien lehnte er ab, doch ging er nach Znaim in Mähren, um dem Hofe die Unterhandlungen zu erleichtern. Seine alten Freunde von Questenberg und von Werdenberg wurden an ihn gesandt, endlich auch der ihm gleichfalls standhaft anhängende Minister Fürst von Eggenberg. Nur mit Widerstreben schien er endlich nachzugeben, doch übernahm er den Oberbefehl zunächst nur auf drei Monate, da er bloß eine Armee schaffen wolle; war er ja fest überzeugt, daß man ihn nicht entlassen, sondern ihn durch die weitgehendsten Bewilligungen zu halten suchen werde. Mit wunderbarer Schnelligkeit brachte er eine neue Armee zusammen, auf die er von seinem eigenen Vermögen 200,000 Thaler verwandte: aber was war die Armee ohne ihn! Durch das Schreckmittel seines Rücktritts wußte er dem Kaiser die übertriebensten Bedingungen abzuzwingen. Wallenstein, ganz vom Gedanken

der Empörung beherrscht, hatte alles gefordert, was er zur Förderung derselben bedurfte; vor allem den unumschränkten Oberbefehl über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses mit der unbegrenzten Vollmacht zu strafen und zu belohnen. Weder der König von Ungarn noch der Kaiser selbst dürfe bei der Armee erscheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität dabei ausüben, weder eine Stelle vergeben noch eine Belohnung verleihen; jeder Gnadenbrief sollte nur mit Wallensteins Genehmigung gültig sein, er allein mit Ausschluß aller kaiserlichen und Reichsgerichte über alles, was im Reiche konfiszirt und erobert wurde, zu verfügen haben. Ein kaiserliches Erbland und ein im Reiche erobertes Land waren zum Lohn seiner Dienste bestimmt. Jede österreichische Provinz mußte ihm im Nothfalle geöffnet werden. Sein Herzogthum Mecklenburg verlangte er bei künftigem Frieden gesichert. Zu seiner Entlassung vom Oberbefehl sollte es einer frühzeitigen und förmlichen Kündigung bedürfen. So hatte er sich auf alle Fälle vorgesehen. „Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte."

Aber Wallenstein war so weit entfernt, die auf ihn gesetzten Erwartungen sofort zu erfüllen, daß er die Armee ganz ruhen ließ: statt die Sachsen zu besiegen, trat er mit ihnen in Unterhandlung, um sie vom Schwedenkönige zu trennen; erst als dies

mißlang, griff er sie an, wo er sie denn rasch aus Böhmen vertrieb. Die Bitten des Kaisers und seines verhaßtesten Gegners, des Kurfürsten von Baiern, ihm gegen die Schweden beizustehn, überhörte er lange, bis er endlich beschloß, sich zu Eger mit der ligistischen Armee unter dem Kurfürsten zu vereinigen. Dieser mußte sich gefallen lassen, den Oberbefehl über die vereinigten Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, an Wallenstein abzutreten; nur das Recht der Strafe und Belohnung bei seinen eigenen Truppen behielt er und ihren freien Gebrauch, sobald sie nicht mit den kaiserlichen vereinigt waren. Die nach der Verbindung an 60,000 Mann starke Armee wandte sich gegen die Schweden, die sich dann auf Nürnberg zurückzogen, wohin ihnen Wallenstein folgte. Doch als sie nach einem vergeblichen Sturm auf Wallensteins Lager mit den ungeheuersten Verlusten das ausgehungerte Nürnberg verließen, verfolgte er sie nicht, sondern trennte sich vom Kurfürsten und wandte sich nach Sachsen, wo er Leipzig zur Uebergabe zwang. Die Schweden eilten dem bedrängten Sachsen zu Hülfe. Bei Lützen kam es zur blutigen Entscheidung. Den Feinden blieb die Ehre eines schwer erkauften Sieges, wenn man auch in allen österreichischen und spanischen Landen Gott für den dem Kaiser verliehenen Sieg dankte; freilich war Gustav Adolf auf der Wahlstatt geblieben. Wallenstein zog sich, indem er auf die Winterquartiere in Sachsen verzichtete, nach Böhmen zurück, wo er jetzt statt der feindlichen die kaiserlichen Lande aussog.

„Anstatt aber mit einer wohlgepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt

war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte." Mit einem Heere von 40,000 Mann rückte er in Schlesien ein, wo die drei verbündeten, aufeinander eifersüchtigen Armeen der Sachsen, Brandenburger und Schweden nur 24,000 Mann ihm entgegenzustellen hatten. Trotzdem griff Wallenstein sie nicht an, sondern schlug einen sechswöchentlichen Waffenstillstand vor, ja er sprach von einem ewigen Frieden mit den Schweden und den Reichsfürsten, dem er auch dem Kaiser zum Trotz Anerkennung verschaffen wolle; dafür sollte ihm Böhmen anheimfallen, dem er vollkommenste Religionsfreiheit verhieß. Doch da die Verbündeten seinen Anerbietungen um so weniger trauten, als er es von seiner Seite nicht an Widersprüchen fehlen ließ, führten die Unterhandlungen zu keinem Ergebnisse. Erst als die steigende Unzufriedenheit des Hofes keinen längern Aufschub gestattete, schloß er die durch List von den Sachsen getrennten Schweden unter dem Grafen von Thurn bei Steinau ein, und zwang sie zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dem Grafen selbst, dem zu Wien verhaßten Urheber des böhmischen Aufstandes, dessen Ankunft man dort mit blutdürstiger Grausamkeit erwartete, gab er die Freiheit. Dies konnte man ihm am Hofe nie verzeihen. Gleich darauf nahm er Liegnitz, Großglogau und Frankfurt an der Oder, drang dann in die Lausitz, wo er Görlitz und Bautzen in seine Gewalt brachte; aber dabei setzte er die auf die Begründung seiner eigenen Macht gerichteten Unterhandlungen mit Brandenburg und Sachsen fort. Endlich konnte er doch nicht länger anstehn, sich nach dem auf das äußerste bedrängten Baiern zu wenden, dessen Rettung er bisher mit offenbarer Verhöhnung der Befehle des Kaisers versäumt hatte. Zwar hatte er auf wiederholtes Bitten dem Grafen von Alt-

ringen (richtiger Aldringen) oder, wie er gewöhnlich heißt, Altringer, der den Lech und die Donau vertheidigen sollte, einige Regimenter aus Böhmen geschickt, aber ihnen unter Androhung des Todes verboten, über die nothwendigste Vertheidigung hinauszugehn. So oft der Kaiser und der Kurfürst ihn um Hülfe anflehten, hatte er sie an diesen gewiesen, dem er unbeschränkte Vollmacht ertheilt habe. Als Bernhard von Weimar Regensburg bedrohte, hatte er Anstalt gemacht, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken wollte, aber, da er dies unterließ, waren auch Regensburg, Straubing und Cham verloren gegangen. Jetzt, wo er unmöglich länger dem ernstlichen Drängen des Hofes widerstehn konnte, bewegte er sich möglichst langsam nach der baierischen Grenze und berannte Cham. Doch auf das bloße Gerücht eines Einfalles der Sachsen in Böhmen kehrte er unter dem Vorgeben, er müsse vor allem die kaiserlichen Erblande beschützen, dorthin zurück. Sein Hauptquartier nahm er zu Pilsen. Vergebens mahnte ihn der Kaiser auf das dringendste, gegen die Donau zu rücken, um die Niederlassung des Herzogs von Weimar an der österreichischen Grenze zu verhindern: er ließ seine Truppen in dem erschöpften Böhmen Winterquartiere beziehen. Jetzt erst entschloß sich der Kaiser, da der Kurfürst von Baiern und der spanische Gesandte die Entfernung des Oberfeldherrn, der seiner Befehle spotte und auf eigene Hand zum Schaden des Reiches handle, dringend forderten, Wallensteins Eigenmächtigkeit entgegenzutreten. Er befahl dem General de Suys in Oesterreich zum Kurfürsten von Baiern zu stoßen, und forderte Wallenstein gebieterisch auf, den Kardinal-Infanten Don Fernando, der früher von Mailand aus mit der spanischen Armee dem Vertrage zuwider in Deutschland

eingerückt war, weiter durch einige Regimenter zu verstärken; denn Wallenstein hatte schon Altringer zu ihm stoßen lassen.

„Länger, als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung seines Planes gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Kinsky, Terzky [richtiger Terzka, eigentlich Trezka] und Illo [richtiger Ilow], waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden erstern durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überschwänglicher Belohnungen verband sie aufs engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren." Der erste, dessen Treue er jetzt auf die Probe stellte, war Graf Piccolomini, der sich bei Lützen durch beispiellosen Muth ausgezeichnet hatte; auf diesen, den er, weil unter gleicher Konstellation mit ihm geboren, vor allen bevorzugt und ihm die glänzendsten Belohnungen ertheilt hatte, rechnete er besonders. Da derselbe seine Bestürzung über einen solchen Plan unter der Hinweisung auf die Gefahr zu verbergen suchte, rief Wallenstein aus: „Bei solchen Wagestücken ist nur der Anfang schwer! Die Sterne sind mir gewogen; die Gelegenheit ist, wie man sie nur immer verlangen kann; auch dem Glücke muß man etwas vertrauen. Mein Entschluß steht fest, und ich

werde, wenn es nicht anders geschehn kann, an der Spitze von tausend Pferden mein Heil versuchen.“ Piccolomini widersprach nicht weiter; sofort berichtete er die Sache nach Wien. Vergebens hatte Terzky Wallenstein vor diesem falschen Freunde gewarnt.

Im Januar 1634 beschied Wallenstein die Befehlshaber seiner Armee nach Pilsen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Coloredo und Altringer, blieben aus. „Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern und die Armee zur Verstärkung des Kardinal-Infanten um 6000 Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden.“ Bei dieser Gelegenheit äußert Schiller: „Geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen, lebendigen Gefühl seiner Kraft versäumte er (das gewöhnliche Los starker und kühner Seelen) die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allge-

walt huldigte, in den Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte und die wilde Lizenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die *legale* Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte."

Feldmarschall von Illo übernahm es, die versammelten Befehlshaber für Wallenstein zu gewinnen, indem er sie mit dessen Entschluß bekannt machte, bei der ihm jetzt drohenden schimpflichen Entsetzung freiwillig seine Stellung niederzulegen; er wußte sie zur Bitte an Wallenstein zu bestimmen, doch die Armee nicht zu verlassen. Aber erst bei der zweiten an ihn gerichteten Gesandtschaft sagte er ihnen zu, nicht ohne ihr Wissen und Willen aus dem Dienste zu treten, wogegen diese sich verpflichten sollten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen

und für ihn den letzten Blutstropfen hinzugeben, so lange er die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Unmittelbar vor einem bei Illo stattfindenden Gastmahle wurde diese Erklärung verlesen; nach demselben sollte sie unterschrieben werden. Da man stark getrunken hatte, so setzten die meisten unter das ihnen vorgelegte Blatt ungelesen ihren Namen; einige aber entdeckten bei näherer Ansicht, daß Illo eine andere Erklärung untergeschoben hatte, worauf die Bestimmung, „so lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen wird", weggelassen war. Deshalb verweigerten viele die Unterschrift, unter ihnen Piccolomini, der in der Trunkenheit so weit ging, die Gesundheit des Kaisers auszubringen. Da aber Terzky die für meineidige Schelme erklärte, welche zurücktreten würden, und Illo alle Bedenklichkeiten beredt zurückwies, so unterschrieben sie sämmtlich, nur waren manche Namen so unleserlich gekritzelt, daß man dies für absichtlich halten mußte. Am nächsten Morgen erklärte Wallenstein den bei ihm versammelten Befehlshabern, daß er in Folge ihrer gestrigen Weigerung sein Versprechen zurücknehme; doch nach gepflogener Berathung erboten sie sich unter Entschuldigung ihres gestrigen Betragens zu einer neuen Unterschrift. Jetzt säumte Wallenstein keinen Augenblick, die ausgebliebenen Befehlshaber zu sich zu berufen, um von ihnen die gleiche Erklärung zu erhalten oder sie, im Falle der Weigerung, zu verhaften. Altringer wollte dem Rufe folgen, blieb aber auf die Kunde von dem Vorgefallenen unterwegs liegen, indem er Krankheit vorschützte. Gallas kam, aber nur um dem Kaiser von der drohenden Gefahr als Augenzeuge Bericht zu erstatten. Besonders auf seine und Piccolominis Berichte, welche durch die Kunde von dem plötzlichen Wechsel der Kommandanten-

stellen in Schlesien und Oesterreich bestätigt wurden, faßte man zu Wien den Beschluß, der drohenden Gefahr zuvorzukommen. „Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch sein möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dies aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken sein, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt sein würde, an den Generallieutenant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.“ Altringers Ausbleiben bot Gallas einen erwünschten Anlaß, sich unter dem Vorwande, diesen herbeizurufen, von Pilsen zu entfernen; Piccolomini blieb zurück, um Wallensteins Schritte zu beobachten. Weit entfernt, Altringer mitzubringen, sandte Gallas diesen nach Wien und ging selbst nach Oberösterreich, wo man sich vor der Nähe Bernhards von Weimar fürchtete. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor von kaiserlichen Truppen besetzt, und man traf alle Anstalten, um Wallensteins Verrath rasch und kräftig entgegenzutreten. Hatte Gallas, der überall von seinem Patente den förderlichsten Gebrauch machte, Wallenstein getäuscht, so that es Piccolomini in noch höherm Grade;

er bat ihn um die Erlaubniß, den säumenden Gallas zurückzuholen, und „Wallenstein ließ sich zum zweitenmal überlisten".

„Diese unbegreifliche Blindheit", fährt Schiller fort, „wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehn wollte." In seinem eigenen Wagen ließ er Piccolomini nach Linz bringen, wo dieser sofort sich an die Spitze eines Heeres stellte, um mit ihm den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer unter de Suys sollte sich Prags bemächtigen. Gallas trat als kaiserlicher Generalissimus auf; überall wurde Wallenstein als vogelfrei ausgerufen, alle Soldaten von der Pflicht gegen ihn entbunden. „Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolominis Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln und von da aus mit Blitzesschnelligkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale,

die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplots, den eilfertigen Anmarsch Piccolominis, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er Gutes that, verrathen von allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt." In dieser höchsten Noth beeilten sich die Sachsen und die Schweden, ihm ihren Schutz zuzusagen; die einen wollten ihm gleich 4000, die andern 6000 Mann zuführen. Er selbst begab sich mit dem terzkyschen Regiment und seinen wenigen Treuen nach Eger, um die Verbindung mit dem Herzog Bernhard zu erleichtern. Hier erst empfing er die Kunde, daß ihn der Kaiser für vogelfrei erklärt habe.

„Indem der Herzog von Eger aus die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte.*) Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt und

*) An einer frühern Stelle heißt es von Wallenstein: „Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man an ihm beweisen sollte." Die Aufstellung Wallensteins als eines Ungeheuers von Undankbarkeit fand Schiller schon bei den frühesten Gegnern des gewaltigen Mannes. Vgl. S. 156.

das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich (ob aus Pflichtgefühl oder aus niedrigen Antrieben, ist ungewiß)*) bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obersten Buttler [richtiger Butler], und dem Obristlieutenant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert." Man beschloß, Wallenstein gefangen zu nehmen. Dieser aber war unvorsichtig genug, Leßlie nicht allein seine Absicht zu verrathen, Eger und Elnbogen als Pässe des Königreichs dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, sondern auch die eben durch einen Eilboten erhaltene Kunde von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard sofort mitzutheilen. Da blieb denn nichts übrig als ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden. Die That sollte auf dem Schlosse bei einem von Buttler gegebenen

*) Die Parenthese fiel später weg.

Mahle vollzogen werden; da aber Wallenstein selbst die Einladung ablehnte, so mußte man seinetwegen sich anders entschließen. „In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offizier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplot gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs buttlerische Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee dastehn werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. Ja, fiel Neumann ein, und dann hoffe er seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen. Unter diesen Reden wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf einmal füllt sich der Speisesal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzten. Bestürzt und mit einer üblen Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Ver-

wirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahingestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. . . . Nun wurden hundert buttlerische Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Verräthers im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen noch Hülfe von außen erhalten konnte. Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschworenen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Missethat, ein so merkwürdiges, großes*) Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung.

*) Später fehlt „großes" (aber vgl. S. 147. 150), statt „Missethat" steht „Greuelthat".

Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl. Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni [sein eigentlicher Name war Giovanni Battista Zeno], es in den Sternen zu lesen. ‚Die Gefahr ist noch nicht vorüber', sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. ‚Sie ist es', sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. ‚Aber daß du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden', fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, ‚das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben.' Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit sechs Hellebardieren vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehn zu sehn, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sei. ‚Freund', ruft Deveroux ihn an, ‚jetzt ist es Zeit zu lärmen!' Unter diesen Worten rennt er gegen die Thüre, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt

sie mit einem Fußtritte. Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlafe aufgepocht worden und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch in bloßem Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. ‚Bist du der Schelm', schreit Deveroux ihn an, ‚der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben.' Er hält einige Augenblicke stille, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen. . . . Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne und ließ für die Ermordeten zu Wien 3000 Seelmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen."

Schiller schließt mit einer allgemeinen Schilderung Wallensteins und einem kritischen Nachworte. „So endigte Wallenstein", bemerkt er, „in einem Alter von fünfzig Jahren sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Ge-

rechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu sein wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen und lohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einsmals ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundesland hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: ‚Laß die Bestie hängen!‘ zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und

beweist seine Unschuld, aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. ‚So hänge man dich unschuldig,‘ sagte der Unmenschliche; ‚desto gewisser wird der Schuldige zittern.‘ Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wüthend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. ‚Jetzt laßt ihn laufen,‘ sagte der Herzog; ‚es wird Schrecken genug erregen.‘ Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuren Summen nicht gerechnet, die er unter den Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah. Aber, wie schon seit Samuels des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich [wirklich] muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehn, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben, daß die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns

die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß eine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Baiern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten *berechtigt* uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb."

Seltsam ist es, wie Schiller hier seiner eigenen Darstellung Wallensteins und besonders seiner Schuld die Zuverlässigkeit abspricht, und der Parteilichkeit seiner Quellen die Unsicherheit zuschreibt. Aber auch aus den damals geöffneten Quellen hätte eine wahrheitsgetreuere Darstellung des merkwürdigen Mannes gewonnen werden können, wenn man die Entstehung der in den gangbarsten Werken gegebenen Erzählung näher verfolgt hätte, was freilich auch die Schiller gleichzeitigen Geschichtschreiber vom Fach, wie Galletti in seiner „Geschichte Deutschlands" (der betreffende Band erschien 1791), der von Schiller fleißig benutzte M. J. Schmidt in seiner „Geschichte der Deutschen" (die hierher

gehörenden Bände, der neunte und zehnte, erschienen 1789 und 1791), Herchenhahn in der „Geschichte Wallensteins“ (1790), welcher er vielfach folgt, und sein jenaischer Amtsgenosse Heinrich, versäumten. Ja schon waren für Wallenstein B. P. Chemnitz in seiner Darstellung des „Königlich Schwedischen in Deutschland geführten Krieges“, S. Pufendorf in den Commentarii de rebus Suecicis VI, 18 und Murr in den „Beyträgen zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges“ S. 350 ff. aufgetreten, deren begründete Behauptung, Wallenstein habe die Absicht gehabt, einen ehrlichen, aufrichtigen Frieden im Reich zu stiften, Schiller, obgleich er sie kannte, in seiner geschichtlichen Darstellung fast gar nicht berücksichtigte.*) In dieser hielt er sich zumeist an die Annales Ferdinandei von Johann Christof von Khevenhiller, der bei Wallensteins Sturz Mitglied des geheimen Rathes in Wien, dem kaiserlichen Hause von ganzer Seele ergeben und an die vom Hofe, wenn auch nicht befohlenen, doch gebilligten Darstellungen der wallensteinischen Verschwörung gebunden war, so daß er manches verschweigen mußte, was er aus eigener Kunde zu Gunsten des Gefallenen wußte. Schon vor Khevenhiller waren die betreffenden drei ersten Bände des Theatrum Europaeum in der ersten Auflage erschienen, die Schiller gleichfalls zur Hand hatte. Allen Darstellungen von Wallensteins Verrath liegt die nach einer Abschrift schon bei Murr S. 133—202 gedruckte Schrift Alberti Fridlandi perduellionis chaos ingrati animi abyssus, cum licentia superiorum anno MDCXXXIV (mense Martio) zu Grunde, deren Verfasser mit Slavata, dem nächsten Verwandten und bittersten Feinde Wallensteins, auch

*) Vgl. Borberger „Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, in Gosches Archiv II, 159—178.

mit den Spaniern, welche die Haupttriebfeder zu Wallensteins Wegräumung waren, in naher Verbindung stand und demnach den Berichten von Wallensteins Feinden folgt. Vorgeblich will er nur sich als Privatmann darstellen, melden, was er als solcher gesehen, erfahren und gehört habe, da der Kaiser es für rathsam halte, das Geheimere noch nicht mittheilen zu lassen. Der dritte Abschnitt dieser Schrift, unter der Ueberschrift: Fridlandus, ultimus Machiavelli partus, läßt Wallenstein in den letzten Jahren lauter Verrath spinnen und stellt ihn als „größten Betrüger des Menschengeschlechts" dar. Er habe durch ein Bündniß mit Gustav Adolf diesen nach Deutschland gezogen, und dadurch bewirkt, daß ihm zum zweitenmal der Oberbefehl mit diktatorischer Gewalt übertragen worden; alles, was er im Kriege gethan, selbst bei Nürnberg, Lützen, Steinau, sei nur Spiegelfechterei gewesen, um den Kaiser zu täuschen. Vieles, was der Verfasser berichtet, ist nachweislich falsch. So stimmt er in der Darstellung von Wallensteins Ermordung in mehrern Punkten nicht mit der unzweifelhaft genauen Mittheilung, welche die dabei betheiligten Obersten unmittelbar nach der That unter dem Titel „Apologia und Verantwortungsschrift"*) veröffentlichten. Den Gegensatz dazu bildet die Schrift: „Eigentliche Abbildung des egerischen Pankets, was von denen zu halten, welche ihre mörderische Hand an ihren General gelegt", worin die Ermordung als eine Schandthat dargestellt wird, davor sich Sonne und Mond entsetzt. Auf dem von feindseligem Hasse eingegebenen, in den meisten Punkten unzuverlässigen Chaos fußt die im folgenden Jahre zu Wien

*) Neuerdings abgedruckt in der Schrift von Vincenz Prökl „Waldsteins, Herzogs von Friedland, letzte Lebensjahre und Tod zu Eger. Nach Urkunden und den neuesten Forschungen" (1876) S. 79 ff.

und Hamburg erschienene, von Murr S. 203—296 nach einer Abschrift mitgetheilte Darstellung: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesten Friedländischen und seiner Adhaerenten abscheulichen Prodition, was es damit für eine eigentliche Beschaffenheit gehabt und was für boshaftige Anschläge allbereit gemacht worden ꝛc. alles aus denen einkommenden glaubwürdigen Relationibus, Originalschreiben und andern brieflichen Urkunden, wie auch der diesfalls Verhaften gethanen gütlichen Aussagen." Dies ist die amtliche Schrift zur Widerlegung aller Vorwürfe, welche selbst viele frühere Feinde Wallensteins gegen die gewaltsame, des Rechts spottende Ermordung des Gefallenen erhoben. Sie hatte vor ihrer Veröffentlichung dem Könige von Ungarn vorgelegen, auf dessen Veranlassung aller Wahrscheinlichkeit nach in den Befehl des Kaisers zu Wallensteins Verhaftung der später allgemein als echt geltende Satz eingeschoben wurde, man solle sich seiner lebendig oder todt bemächtigen. Was die „glaubwürdigen Relationes, Originalschreiben und andern brieflichen Urkunden" betrifft, auf welche der Verfasser sich im Titel beruft, so ist außer dem Chaos besonders der „Discours über des Friedlands Actiones und gegebene ungleiche Ordonanzen anno 1632 und 1633" benutzt, der von dem Wallenstein feindlichen Baiern zu Wien eingegangen war. Sonstige Kenntniß verräth der „ausführliche und gründliche Bericht" kaum irgendwo. Und diese durchaus parteiische Erzählung bildet die Grundlage der Darstellung im Theatrum Europaeum und bei Khevenhiller. Bei letzterm ist der „ausführliche und gründliche Bericht" nicht einmal überall genau benutzt, so daß manche Stellen erst nach Vergleichung dieser Quelle den richtigen Sinn erhalten. Einzelnes Khevenhiller Eigenthümliche steht mit Thatsachen, die

ihm bekannt waren, in so entschiedenem Widerspruch, daß es, da eine Absicht der Fälschung dabei nicht obwalten kann, durch die Gehülfen, deren er sich bei seiner Arbeit bediente, hereingekommen sein muß.

Wichtige Quellen wurden erst lange nach Schillers Tod eröffnet. Fr. Förster hat aus wiener Archiven, in welche Wallensteins Papiere übergegangen waren, werthvolle Mittheilungen gemacht.*) Aus münchener Archiven schöpfte Aretin (Wallenstein, 1846), aus sächsischen Helbig (Wallenstein und Arnim 1632—1634, 1850. Der Kaiser Ferdinand und Friedland, 1852), aus schwedischen Dudik (Forschungen für Mährens Geschichte, 1852). 1869 hat Ranke aus diesen, wie aus den in Brüssel befindlichen werthvollen Mittheilungen der spanischen Bevollmächtigten, dann auch aus römischen und venezianischen Berichten in seiner Geschichte Wallensteins (1869) den wirklichen Thatbestand zu begründen gesucht.**)

*) Er gab zunächst „Wallensteins Prozeß" in drei Bänden 1828 und 1829 heraus, dann 1834 eine „Biographie Wallensteins" und acht Jahre später „Albrechts von Wallenstein ungedruckte eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben".

**) Die neuerdings gemachten urkundlichen Mittheilungen über sein Verhalten in Mecklenburg treffen den Hauptpunkt nicht, bestätigen nur, was wir sonst von seinem Charakter wissen. Das Programm von Tschepele „Albrecht Wallenstein, Herzog zu Friedland" (Lissa 1861) stellt Wallenstein in einseitigster Weise dar, da es ihm nicht allein Geist, Muth und Thatkraft zur Ausführung seines Unternehmens abspricht, sondern auch sein ganzes Leben aus schnödestem Eigennutz herleitet. Freilich ist dem Verfasser das gar nicht eingefallen, was man aus seiner Abhandlung herausgelesen hat, Wallenstein sei „der rohe Czeche", dürfe nicht als Deutscher beurtheilt werden. Das Gewaltsame und Verschlossene seines Charakters gehört nicht dem Volksstamme, sondern seiner eigenthümlichen Natur an, welche durch die wilden Zeiten genährt worden war, mochte er auch in seinen Gesichtszügen den Czechen nicht verleugnen können.

Stellen wir die sichern Hauptergebnisse hier zusammen, obgleich für die Beurtheilung des Dramas nur der geschichtliche Stoff, wie er dem Dichter vorlag, maßgebend ist.

Bei der großen europäischen Verbindung gegen das Haus Oesterreich-Spanien im Jahre 1624 erschien Wallenstein als einziger Helfer in der Noth, da er sich erbot, eine Armee von 15,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter auf seine Kosten ins Feld zu stellen, um sie überall hinzuführen, wohin man wolle, nach Ungarn oder Italien oder ins deutsche Reich. Er wurde zunächst nach Niedersachsen gesandt, wo man ohne Waffengewalt den Frieden herzustellen hoffte. Der Feldhauptmann Wallenstein erhielt das Recht, nach seinem Ermessen, jedoch mit Zuziehung von Tilly, die Bedingungen eines Friedens festzusetzen. Die Armee sollte ohne Kosten des Kaisers erhalten und nach dem Friedensschlusse abgedankt werden. Als das rasch zusammengeraffte Heer in Niedersachsen einrückte, war es keineswegs schlagfertig, und es beging mancherlei Grausamkeiten. Aber Wallenstein suchte strenge Mannszucht zu halten; er wollte, daß das Land nicht ausgesogen würde, sondern Bauern und Bürger neben den Soldaten bestehn könnten. Die Verhandlungen beider Generale mit dem Kreistage zu Braunschweig führten zu keiner Verständigung, obgleich man von kaiserlicher Seite die Bestätigung des Religionsfriedens in sichere Aussicht stellte. Im Frühjahr 1626 kam es zum Kampfe, wobei Wallenstein erfolgreich eingriff; ein Theil seiner Truppen nahm am glücklichen Kriege gegen Christian von Dänemark Theil, er selbst verhütete durch sein Vordringen in Ungarn einen neuen Umsturz in den österreichischen Erblanden und zwang Bethlen Gabor zum Waffenstillstand. Aber bald kam es zwischen der die kurfürstliche Macht vertretenden

Liga und dem kaiserlichen Heerführer zu Reibungen, da die Gebiete der Fürsten unter dessen Werbungen und Durchzügen litten. Die Beschwerden gegen ihn hatten keinen Erfolg. In Wien stellte er vor, der Kaiser und seine Erblande seien jetzt, wo fast ganz Europa gegen ihn sich verbündet, völlig außer Stande, die zur Führung des Krieges erforderlichen Mittel aufzubringen. Zu seiner Vertheidigung müsse er im Innern Deutschlands ein zahlreiches, mächtiges Heer aufstellen, das man nie der Gefahr großer Schlachten oder langer Belagerungen preisgeben dürfe. Nur dann werde dieses zusammenbleiben, wenn er mit ihm keine Eroberungen machen wolle, da seine Obersten meist Lutheraner seien. Der Kaiser werde allen Seiten furchtbar bleiben, wenn man das Reich in Frieden zu setzen und zu erhalten suche. Als im Anfange des Jahres 1627 die Klagen über Wallenstein sich erneuerten, versprach dieser, keine Truppen auf das Gebiet der Kurfürsten und der Liga zu legen, dagegen verlangte er, daß deren Kriegsvolk ihm nicht die kaiserlichen Quartiere verenge; der Kaiser möge ihren gerechten Wünschen nachgeben, aber sich nichts Unbilliges zumuthen lassen. Diese aber fühlten sich durch die selbstständige Waffenmacht des Kaisers beengt, die sie loswerden oder unter sich bringen wollten, während Wallenstein dem Kaiser durch das Heer eine Selbständigkeit zu geben suchte, die wider das Herkommen verstieß. Die Versuche der Liga auf dem Tage zu Mühlhausen führten zu keinem bedeutenden Ergebnisse; man begnügte sich dem kaiserlichen, aber auch dem ligistischen General möglichste Schonung der deutschen Lande anzuempfehlen. Wallensteins glänzende Erfolge gegen Christian von Dänemark befestigten sein Ansehen am Hofe wie beim Heere, was ihn zum Plan ermuthigte, den Kaiser zum Herrn der abendländischen

Christenheit zu machen und ihm selbst Konstantinopel zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wurden dem Könige Gustav Adolf Anerbietungen mit Vorwissen des Kaisers gemacht, der durch Verbindung mit diesem freie Hand und Unterstützung gewinnen sollte. Selbst der Papst ließ sich auf diesen Plan einer spanisch-österreichischen Weltmacht ein, bei dem freilich auch Wallensteins Ehrgeiz nicht leer ausgegangen sein würde. Schon war sein durch Kauf erworbenes Fürstenthum zu einem erblichen Herzogthum erhoben und mit Rechten ausgestattet worden, wie sie kein anderes böhmisches Land besaß. Nach den glücklichen Erfolgen in Schlesien hatte man ihm auch das Herzogthum Sagan übertragen; aber auch das Herzogthum Mecklenburg, das die Herzoge wegen ihrer Theilnahme am Kriege gegen ihren Kaiser verwirkt haben sollten, wagte er jetzt zu fordern. In Wien scheute man dem Wunsch des Generals entgegenzutreten, der, wie man sagte, den Kaiser vom adriatischen bis zum deutschen Meere zum Herrn gemacht, ja man dachte einige Zeit daran, ihn zum Könige von Dänemark zu erheben, was er aber als einen zu unsichern Besitz ablehnte. Mecklenburg wurde ihm zunächst als Unterpfand für seine Geldforderungen übertragen und ihm die Regierung des Landes überwiesen. Ein besonderes Zeichen seines Vertrauens gab ihm der Kaiser durch die Ernennung zum General des baltischen und des oceanischen Meeres. Wallenstein gedachte den Krieg mit Dänemark zunächst durch rasche Unterwerfung von Stralsund zu beenden, um dann seine weitern Entwürfe auszuführen. Nachdem er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg zu verständigen gesucht, rückte er Ende Juni 1628 mit einem Heere von 12,000 Mann und trefflichem Geschütz, das ihm aus bald fan[illegible]ndenburgischen und pommerschen Zeughäusern geliefert

worden war, vor die Stadt. Den ersten Angriff schlug diese durch dänische und schwedische Hülfsvölker zurück, aber das Vorrücken der Belagerungsarbeiten erschreckte den Rath so gewaltig, daß er sich bereit erklärte, eine herzogliche Besatzung aufzunehmen. Da ein Theil der Bürgerschaft sich widersetzte, zwang ihn die in nächster Aussicht stehende Ankunft einer dänischen und einer schwedischen Flotte zum sofortigen Aufheben der Belagerung. Die Dänen landeten in Usedom und nahmen das Schloß Wolgast. Wallenstein nöthigte sie durch einen glücklichen Schlag zum Rückzuge. Seinen geschickten Unterhandlungen gelang es, im Frieden zu Lübeck Dänemark von Schweden zu trennen. Unmittelbar darauf entsetzte der Kaiser die Herzoge von Mecklenburg und übertrug dem Herzoge von Friedland wegen der Dienste, die er „mit heroischer Kraft" ihm geleistet habe und noch zu leisten vermöge, das Herzogthum Mecklenburg mit allen Hoheiten, Ehren, Rechten und Gerechtigkeiten, erklärte ihn und seine Erben durch feierliche Belehnung zu Vasallen des heiligen römischen Reichs und Herzogen zu Mecklenburg. Da er keine männliche Nachfolge hatte, so wurden sein Vetter Maximilian, dem er schon seine übrigen Besitzungen zugewandt hatte, und dessen Abkommenschaft zu Erben der mecklenburgischen Lande bestimmt.

Das Wallensteins entschiedenem Widerstande zum Trotz beschlossene Restitutionsedikt erregte unter den deutschen Protestanten die tiefste Gährung und rief das Ausland von neuem gegen Oesterreich ins Feld. Der König von Schweden machte mit Polen Frieden, um in Deutschland sich als Vertreter der protestantischen Freiheit einzuführen und die Schmach der Zurückweisung seiner Gesandten zu Lübeck zu rächen. Niemand erkannte die gefährliche Lage Oesterreichs und des Reiches lebhafter als Wallen-

ſtein, der, um den äußern Feinden gewachſen zu ſein, ſein Heer durch neue Werbungen vermehrte, wie er die innere Aufregung nach allen Seiten zu beruhigen beſtrebt war. Aber die Feindſeligkeit der Liga zeigte ſich gerade in dieſem verhängnißvollen Augenblick erbitterter gegen ihn als je. Auf dem Tage zu Regensburg wußte ſie dem Kaiſer, der die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen König durchzuſetzen gedachte, die Entlaſſung des Generals zu entreißen, der allein im Stande geweſen wäre, Kaiſer und Reich gegen die eindringenden Fremden zu ſchützen; auch ſeine reichsfürſtliche Würde zu Mecklenburg ward als nicht zu Recht beſtehend erklärt. Die ihm in den ehrenvollſten Ausdrücken durch beſondere Geſandte angemeldete Entlaſſung ließ er ſich ruhig gefallen, nur Mecklenburg wollte er als Reichsfürſt gegen die Schweden vertheidigen; doch die Geſandten mußten ihn darauf hinweiſen, daß ſein Recht auf dieſes Herzogthum von den Kurfürſten beſtritten werde. Wallenſtein ſtellte dem Kaiſer ſchriftlich vor, wie viel er durch die beſchloſſene neue Einrichtung ſeiner Armee verliere; aber zu ſeiner bitterſten Kränkung wurde er nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Der Unmuth entriß ihm das Wort, dem Hauſe Oeſterreich werde er nicht weiter dienen. Seiner durch die wichtigſten Dienſte erworbenen reichsfürſtlichen Würde ſammt dem Herzogthum Mecklenburg treulos beraubt, zog er ſich nach ſeiner böhmiſchen Beſitzung Gitſchin zurück.

Bald ſollte die Stunde ſchlagen, wo das Haus Oeſterreich ſeiner Dienſte wieder bedurfte. Aber Wallenſtein hatte ſich unterdeſſen mit dem Könige von Schweden in Verbindung geſetzt. Den eingehendſten Bericht darüber verdanken wir den 1635 darüber gemachten Ausſagen des dabei gebrauchten Zwiſchen-

trägers Jaroslav Sesyma*) Raschin von Riesenburg, einer terzkaschen Besitzung in Böhmen, der bei den ersten böhmischen Verfolgungen nach Sachsen geflohen war. Nach dem prager Frieden erlangte er seine Begnadigung unter der Bedingung, daß er bekenne, was er im Dienste Terzkas und Wallensteins über deren Verbindung mit den Feinden erfahren habe. Seinen zum Theil durch bestimmte Fragen der Regierung veranlaßten Bericht hatte er böhmisch abgefaßt, die deutsche Uebersetzung desselben aber selbst durchgesehen und an einigen Stellen verändert. Khevenhiller hat diesen Bericht bei seiner Erzählung benutzt, aber durch Aenderungen und Weglassungen zu Wallensteins Ungunsten entstellt. Eine lateinische Uebersetzung desselben gab Murr, eine deutsche Herchenhahn; in der ursprünglichen böhmischen Gestalt hat ihn 1867 Dworsky in der Sammlung Historické doklady k zámerum Albrechta z Valdstyna mitgetheilt. Man hat die Zuverlässigkeit des Berichtes verdächtigen wollen, aber die Uebereinstimmung in vielen Einzelheiten mit manchen erst nach seiner Erstattung bekannt gewordenen urkundlichen Nachrichten läßt es nicht bezweifeln, daß vieles aus der Zeit, wo er selbst bei den Verhandlungen thätig war, wenigstens nicht ganz erfunden ist, wenn auch Ranke nicht alles für unzweifelhaft wahr halten durfte; wußte ja der Verräther, daß er in Wien sich um so beliebter machte und um so größere Geschenke erhalten werde, je schwerer seine Aussagen den Ermordeten trafen.**) Indessen müssen wir zunächst Sesymas Bericht folgen.

*) Gewöhnlich heißt er Sesyna, was Scheschina gesprochen wird.

**) Neuerdings hält auch Arnold Gädeke „Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634" (1885) Sesymas Bericht für wesentlich wahr, nur einmal möchte Slavata einen verschärfenden Zusatz gemacht haben.

Die von dem alten Grafen Terzka und dessen Gattin, einer Dame von großem Verstande und Willenskraft, eingeleiteten Verhandlungen wurden durch den Grafen Matthias von Thurn betrieben. Der König äußerte sich bereit, für Wallenstein, dem zunächst die Wiedererlangung von Mecklenburg am Herzen lag, im Falle seines Uebertritts alles zu thun. Dieser erbot sich, wenn Zeit und Gelegenheit es erlaubten, zum Könige zu stehn, und erhielt die bestimmte Zusicherung des Schutzes. Sodann wiederholte der Herzog von Friedland nachdrücklich den Entschluß seines Abfalls. Der König möge sich mit dem Kurfürsten von Sachsen vergleichen und auf Tilly losgehn; kämen ihm dann 12,000 Schweden unter Graf Thurn zu, so solle er sehn, was sie thun würden. Nach dem breitenfelder Siege äußerte er, so berichtet Sesyma, gegen Terzka die Absicht, in Verbindung mit dem Könige die Ruhe herzustellen und das Haus Oesterreich-Spanien zu Grunde zu richten; gebe der König ihm 12,000 Mann mit 12 Geschützen und mache ihn zum Vizekönig von Böhmen, so wolle er in eigenem Namen den Krieg in den österreichischen Landen durchführen. Da aber Gustav Adolf ihn an die Sachsen verwies, so bot Wallenstein dem Kurfürsten die Hand zur Einnahme Prags. Vergebens versuchte der Kaiser in seiner dringenden Noth zur Schützung seiner Erblande neue Werbungen; sie hatten keinen Erfolg. Da mußte sich denn sein Blick auf den Mann richten, der allein eine neue Armee zu schaffen im Stande schien. Wallensteins wiener Freunde wußten diese Stimmung wohl zu benutzen, ja selbst die Spanier sahen in diesem Oesterreichs einzigen Retter. Ende November 1631 fand auf dem Schlosse Kaunitz zwischen Wallenstein und dem sächsischen Feldmarschall Arnim eine Zusammenkunft statt, bei

welcher auch die Rede von einem Bündnisse des Kurfürsten mit dem Kaiser gewesen zu sein scheint; denn Wallenstein, der sich verschworen hatte, diesem nie mehr zu dienen, selbst wenn er seine Seele aus dem Abgrund der Hölle retten könne, erklärte sich jetzt wieder zur Uebernahme des Oberbefehls bereit. Im Dezember kam derselbe mit Eggenberg, seinem alten Freunde, als kaiserlichem Minister, zu Znaym zusammen; er versprach, in drei Monaten eine neue Armee zu schaffen. Als Vorbedingung verlangte er wahrscheinlich die Aufhebung des unheilvollen Restitutionsediktes, um Sachsen zu gewinnen. Der Kaiser verhieß, weder durch seinen Beichtvater noch durch irgend einen andern solle der General wieder in seinem Dienste und in seinen Handlungen gestört und gehindert werden; würde ihm je von Widerwärtigen etwas Schlimmes zugefügt, so brauche er sich nur an ihn selbst zu wenden, und er werde ihm Genugthuung verschaffen. Dagegen verband sich Wallenstein, mit den katholischen Fürsten in gutem Vernehmen zu bleiben, namentlich dem Kurfürsten von Baiern den ihm gebührenden Respekt zu beweisen; galt es ja die Liga nicht ganz auf Frankreichs Seite zu treiben. Mit Hülfe spanischer Gelder war bald eine neue Armee errichtet; ihre Obersten selbst einzusetzen und die höhern Befehlshaber dem Kaiser vorzuschlagen hatte Wallenstein sich vorbehalten, die Heerführung, sowie die Leitung der Friedensverhandlung ganz für sich in Anspruch genommen. Nach Ablauf der drei Monate bedurfte es neuer Verhandlungen, ehe er zu der vom Kaiser und vom Könige von Ungarn dringend gewünschten Beibehaltung des Oberbefehls bewogen werden konnte. Der Kaiser mußte zunächst sein Recht auf Mecklenburg bestätigen, und ihm einstweilen für dieses, das eben von Feinden besetzt war, das Fürstenthum

Glogau anweisen, später ein Reichsfürstenthum mit gleichem Einkommen versprechen; auch übernahm er 400,000 Thaler, die Wallenstein noch an die böhmische Kammer für erkaufte Güter schuldete. Was von seinen weitern bewilligten Forderungen erzählt wird, scheint sehr übertrieben, sicher ist nur, daß er keinen unabhängigen Heerführer im Reiche neben sich zu dulden brauche, er die eroberten Länder nach seinem Gutdünken behandeln solle, ihm das Recht der Konfiskation und die Befugniß, den beiden Reichsfürsten annehmbare Friedensbedingungen zu machen, zuerkannt und die für seine Bemühungen versprochene Belohnung ihm auch für den Fall zugesichert wurde, wenn er bloß einen guten Vertrag schließe. Wallenstein hatte im allgemeinen nur eine in den österreichischen Erblanden ihm zu schaffende Belohnung und die Ueberlassung eines der Regale in den Reichslanden (man hat an nutzbare Rechte, wie das Salz- und Bergregal, zu denken) für sich gefordert. Die Erwählung zum Generalissimus der beiden Linien des Hauses Oesterreich auf Lebenszeit wurde nicht zugestanden; doch auch ohne diese glaubte Wallenstein sicher genug zu sein, da er auf die Anhänglichkeit des Heeres vertraute. Dem mit dem Hof verabredeten Plane, zuerst Böhmen wieder zu gewinnen, dann nach Sachsen vorzudringen, um den König von Schweden zu nöthigen, diesem zu Hülfe zu kommen und den Kurfürsten zum Frieden mit dem Kaiser zu zwingen, blieb er getreu, ließ er es auch an gleichzeitigen Friedensverhandlungen nicht fehlen, zu denen er ja bevollmächtigt war. Alle deshalb gegen ihn erhobenen Verdächtigungen erweisen sich als haltlos. Nach der Eroberung Prags vereinigte er sich mit dem ligistischen Heere und wies einen Angriff der Schweden bei Burgstall entschieden zurück. Daß Gustav

Adolf ihm darauf durch einen böhmischen Emigranten die Krone Böhmens angeboten habe, ist nicht erwiesen. Da der König wegen des Friedens mit ihm verhandeln wollte, wandte sich Wallenstein, auf den Rath des Kurfürsten von Baiern, wegen der dazu nöthigen Erlaubniß, leider vergeblich, nach Wien. Sofort eilte er ohne das ligistische Heer nach Sachsen, zu dessen Schutz der König von Schweden mit unerwarteter Schnelligkeit heranzog. Das kaiserliche Heer nahm eine starke Stellung bei Lützen ein, wo es zum mörderischen Kampfe kam. Der König fiel, aber die Schweden behielten die Oberhand, wenn sie auch nach Weißenfels zurückgehn mußten. Wallenstein hatte so wenig eine Niederlage erlitten, daß er Siegesberichte nach Wien sandte: aber bei der feindseligen Stimmung des Landes fühlte er sich nicht stark genug, seine Stellung dort zu behaupten. Ohne von dem Feinde verfolgt zu werden, zog er sich in aller Ruhe nach Böhmen zurück, wo er sein Heer für den nächsten Frühling herstellen wollte. Doch bat er, obgleich er die stärksten Vorbereitungen zum Kriege machte, den Kaiser, auf Frieden zu denken und die Menschen, die Zwietracht säten, von sich zu entfernen, wogegen er sich bereit erklärte, seine persönlichen Forderungen zu ermäßigen. So wünschte er denn gegen seinen eigenen Vortheil ernstlich Herstellung des Friedens.

Auch als er im nächsten Frühjahr nach Schlesien aufbrach, wollte er noch unterhandeln; sein Vorschlag ging auf Religionsfreiheit, Herstellung der Vertriebenen und Freundschaft mit den Schweden, die einige befestigte Seeplätze und einen Hafen in Deutschland erhalten sollten. Aber gegen diese Bedingungen erhob sich in Wien die geistliche Partei, und besonders war es Lamormain, der Beichtvater des Kaisers, der wieder seinen Ein-

fluß geltend machte, obgleich der Kaiser Wallenstein versprochen hatte, auf diesen nicht mehr zu hören. Da war es nicht zu verwundern, daß Wallenstein in seinem ihn oft hinreißenden Eifer meinte: sollte der Kaiser keinen Frieden machen oder ihn nicht halten wollen, so werde er an der Spitze der Armee ihn dazu zwingen. Solche leidenschaftlichen augenblicklichen Aeußerungen sind bei seiner natürlichen Reizbarkeit nicht hoch anzuschlagen. Mit Recht empörte es ihn, daß der Kaiser, der ihm so viel verdankte, sein Versprechen nicht hielt.

Bald kam es zu Reibungen mit den Spaniern, die bisher auf Wallensteins Seite gestanden hatten. In Italien hatten diese unter dem Herzog von Feria ein Heer gebildet, das dem Kardinal-Infanten den Weg nach den Niederlanden bahnen sollte. Dies widersprach dem ihm gemachten Versprechen, daß außer ihm kein von ihm unabhängiger Heerführer im Reiche sein sollte. Wallenstein gerieth darüber in gerechte Aufregung und brach die Verhandlungen ab. Dazu kam noch ein anderer Zwiespalt. Wallenstein hoffte für Mecklenburg mit der Pfalz entschädigt zu werden, um dann nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern die Kurwürde zu erhalten. Aber den Spaniern, die selbst in der Pfalz festen Fuß fassen wollten, schien es ein Greuel, daß ein Unterthan solche Ansprüche erhebe, wogegen Wallenstein sie nicht allein für begründet hielt, sondern darin auch eine Förderung der Ruhe Deutschlands erblickte, die durch einen vierten entschieden katholischen Kurfürsten gefährdet werde. Zum offenen Streite kam es indessen nicht, da Feria sich Wallensteins Anordnungen zuletzt fügte und die Entscheidung wegen der Pfalz noch in der Ferne lag.

Die Franzosen hatten versucht, Wallenstein durch das

Anerbieten der Krone von Böhmen für sich zu gewinnen. Der Antrag wurde ihm durch den Grafen Kinsky, Terzkas Schwager, gemacht, blieb aber während des Jahres 1633 unbeantwortet. Im Mai verhandelte Wallenstein mit Schweden; er versprach, die ausgewanderten Böhmen in ihr Vaterland zurückzuführen und dem Lande seine Freiheit wieder zu verschaffen; von der Krone Böhmens mochte er einstweilen nichts wissen. Dabei unterließ er nicht, dem Hofe zu erklären, daß ihm von feindlicher Seite die höchsten Würden angetragen würden, gegen die ihn aber die Pflicht seines Dienstes und sein Gewissen wappneten. Wie er die volle Freiheit seiner Truppen gegen den Kaiser wahrte, so war er auch eifersüchtig auf die Erhaltung seiner Stellung als unabhängiger kaiserlicher Generalissimus; sein Stolz trug sich mit der Hoffnung, durch seine Verhandlungen den Frieden herzustellen. Und wirklich boten die Verabredungen mit Sachsen gute Aussicht. Damals scheint Wallenstein geäußert zu haben, er werde den Kaiser zum Frieden zwingen, wenn die Gegenpartei ihn von dem abzuhalten wagen sollte, was er für nothwendig hielt. Aber der schwedische Kanzler Oxenstierna, dessen Zustimmung Sachsen bedurfte, wollte nicht an Wallensteins Ernst glauben, diesem erst dann beistehn, wenn er zur Ausführung seiner Absichten schreite: und doch hatte Wallenstein keineswegs seinen Abfall vom Kaiser in Aussicht gestellt, bloß für den Fall, daß der Kaiser den zum allgemeinen Vortheil geschlossenen Frieden verwerfen sollte, dessen gewaltsame Durchführung auf seine Ehre zugesagt.

Da Schweden sich zurückhielt, sah er die einzige Möglichkeit des Friedens in einer Verbindung Sachsens und Brandenburgs mit Oesterreich zur Vertreibung der Fremden. Doch diese miß-

trauten ihm, und so mußte er den Krieg endlich wieder aufnehmen. Bei Steinau ließ er die Schweden seine Macht fühlen; dann bemächtigte er sich der von ihnen besetzten Plätze und drang nach der Lausitz vor. Nach ihrer Vertreibung unterhandelte er wieder mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; durfte er ja die frühern Zustände des Reiches und die religiöse Freiheit den Ausländern zum Trotze herzustellen hoffen.

Leider wurde die glückliche Aussicht bald durch die unerwarteten Erfolge Bernhards von Weimar getrübt. Wallenstein selbst zog diesem mit einem Theile des Heeres entgegen, einen andern sandte er dem bedrängten Herzog von Baiern. Doch sein Vertrauen war geschwunden, da er wohl erkannte, in welche Noth eine einzige Schlappe den Kaiser setzen würde. Straubing zu retten, kam er zu spät, und mit einer Belagerung des unbedeutenden Cham wollte er beim leidenden Zustande seiner Armee um so weniger die Zeit verlieren, als er Bernhard dadurch herangezogen und das Glück einer Schlacht mit ihm hätte versuchen müssen. Es galt ihm Böhmen gegen die Sachsen zu schützen und während neuer Unterhandlungen sein Heer in den Winterquartieren zu stärken. Dieses in der Sachlage durchaus begründete Verhalten legte man als Folge seines Widerwillens gegen den Kurfürsten von Baiern aus. Mit dem Hofkriegsrathpräsidenten Grafen von Schlick kam Wallenstein wegen der Wahl der Winterquartiere und wegen des Angriffes auf den Herzog Bernhard in Streit; beide Forderungen legte er seinen Obersten vor, die sich mit dem größten Eifer dagegen erklärten. Daß der Oberst de Suys, statt dem Befehle des Hofes, den Anordnungen Wallensteins folgte, zog diesem ein sehr ungnädiges Schreiben des Kaisers zu.

Die Wallenstein feindliche Hofpartei ward immer mächtiger, da die Spanier sich mit dem Beichtvater des Kaisers, dem Kurfürsten von Baiern und dem Hofkriegsrathe gegen ihn verbanden. Man sprach schon wieder von Wallensteins Absetzung, mit dessen Friedensverhandlungen man ebensowenig zufrieden war als mit seiner Kriegsführung; die vom Kaiser ihm feierlich verbürgte Freiheit des Handelns war den Gegnern ein Dorn im Auge. Am 5. Januar 1634 traf Pater Quiroga, Beichtvater der Königin von Ungarn, in Pilsen mit der Forderung ein, Wallenstein solle eine starke Abtheilung leichter Reiterei nach dem Elsaß senden, um den Kardinal-Infanten den Rhein abwärts zu geleiten, oder eine solche ihm von Böhmen, wohin er kommen werde, nach Köln mitgeben. Auf diese Forderung, wozu freilich die Spanier gedrängt wurden, wollte er aus triftigen Gründen nicht eingehn. Quiroga beklagte sich bitter, daß er für alle Wünsche seines Königs nur eine abschlägige Antwort habe; dagegen erklärte Wallenstein, da man die ihm zugesagte Freiheit nicht achte, sich zur Abdankung bereit, falls man den Obersten die unter seiner Bürgschaft gemachten Vorschüsse erstatte, oder diese vermöge, ihn seines Versprechens zu entbinden. Damals soll er in seiner aufbrausenden Weise geäußert haben: wenn er nur mit 1000 Reitern auf eigene Hand sich ins Feld werfe, könne er große Dinge ausrichten; die Gestirne seien ihm günstig, er könne noch einmal sein Glück versuchen. Seine Erbitterung war natürlich, da er, und mit ihm der größte Theil der Armee, in Wien eine starke Partei gegen sich und die Rechte des Heeres verschworen sah. Ilow äußerte damals gegen einen der Obersten: „Der Herr ist einer der ältesten Obersten. Was meint der Herr zu den scharfen Schreiben, die der Herzog vom Hof erhalten hat?“

Einer Versammlung der Obersten wurden am 12. Januar die Anträge des Hofes vorgelegt, und einstimmig als verderblich für das Heer abgelehnt. Ilow äußerte: lege Wallenstein, wie er beabsichtige, das Kommando nieder, so wären sie alle ruinirt, da sie, im Vertrauen auf sein Wort, große Summen auf die Regimenter verwandt hatten. Mit Ilow wurden drei Oberste abgeordnet, ihn von der Abdankung abzuhalten; seines gegebenen Wortes ihn zu entlassen, weigerten sie sich entschieden. Erst nach mehrmaligem Ansuchen versprach er, seine Abdankung noch auszuschieben und nicht ohne ihr Vorwissen auszuscheiden, wogegen sie sich verpflichten sollten, standhaft bei ihm auszuhalten, damit ihm nicht ein Schimpf widerfahre. Die Obersten und der General nahmen dadurch eine entschiedene Stellung gegen die ihnen feindliche Hofpartei, nicht gegen den Kaiser ein. Was Schiller von der Unterschrift des Reverses berichtet (vgl. S. 143 f.), ist in der Hauptsache richtig; nur daß alle Obersten erst nach dem Bankett unterschrieben und Ilow eine früher im Revers gestandene Clausel in einer untergeschobenen Abschrift weggelassen, ist eine durch das Chaos perduellionis aufgebrachte, später allgemein angenommene Fälschung. Der Verfasser des Chaos bringt die Erzählung vom Bankett und von der Verwechslung der Formeln erst im dritten Theile seiner Schrift, während er im ersten, bei der ausführlichen Darstellung der Verhandlungen in Pilsen, wohl des Widerspruchs gedenkt, der sich bei der Unterschrift erhoben, weil eine Beschränkung der Verpflichtung auf die Dauer von Wallensteins Kommando fehle, aber nicht des Bankets und der Unterschiebung. Zuerst unterschrieb Herzog Heinrich Julius, wenn auch nicht ohne Zögern, nachdem Terzka und Ilow sein Bedenken, ob dies nicht als gegen den Kaiser gerichtet angesehen

werden könne, durch die Hinweisung auf Gallas beruhigt hatten, der auch damit einverstanden sei; andere folgten, die übrigen unterschrieben erst beim Banket. Auch die Erzählung des spanischen Botschafters, ursprünglich habe eine solche Klausel im Revers gestanden, sei aber von Wallenstein, ehe man sie den Obersten vorgelegt, gestrichen worden, dürfte auf leerer Verdächtigung beruhen. Wer den Revers entwarf, konnte an eine solche, seine Wirksamkeit aufhebende Bedingung gar nicht denken. In Wallensteins Rede vor der Bestätigung des ausgestellten Reverses zeigte er sich über die Dinge, die man ihm nachsage, ebenso aufgeregt als über die Zumuthung, seine Kavallerie bei der bittern Kälte in weite Ferne zu schicken, wo sie zu Grunde gehn würde. Seine durch achtundzwanzig Kriegsjahre rühmlich bewährte Treue gerathe dadurch in Gefahr; lieber wolle er todt sein als so leben. Wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion habe er nichts im Sinne, und wolle er allem Widerspruch zum Trotz den Frieden mit den beiden Kurfürsten zu Stande bringen. Nachdem er sein Versprechen, für die Zahlung zu stehn, wiederholt hatte, entließ er die Obersten. Schiller hat diese Rede, die sich schon im gründlichen Bericht (bei Murr) und bei Khevenhiller findet, nicht genau wiedergegeben, ja das Wesentlichste daraus weggelassen. In Wien wurde man durch den Marchese Guicciardini, der in Folge dieses Vorfalls mit den zwei toskanischen Prinzen, die er begleitete, die Armee verließ, von der Sache in Kenntniß gesetzt: aber dieser so wenig wie der spanische Einfluß vermochte den Kaiser zu ernstlichen Schritten zu veranlassen, da er darin bloß einen freilich bedenklichen Versuch Wallensteins sah, seine Entlassung zu hintertreiben.

Unterdessen wurden die Verhandlungen mit den beiden

Kurfürsten, nicht ohne Vorwissen des Hofes, eifrig fortgesetzt. Daß der General wegen der gemachten Vorwürfe sehr verstimmt gegen den Hof war und sich an seinen Feinden rächen zu wollen erklärte, war der Unterhandlung mit Sachsen förderlich, das sich über die Hauptpunkte bald mit dem Kurfürsten von Brandenburg verständigte. Die Verhandlungen, welche Graf Kinsky zu derselben Zeit wieder mit Frankreich wegen Wallensteins versuchte, geschahen wohl ohne dessen Vorwissen. Die Hauptgenerale, auf die sich Wallenstein verließ, Gallas, Piccolomini und Aldringer, waren auch nach der Uebereinkunft von Pilsen keineswegs gegen diesen, sie warteten nur, wie er sich entscheiden werde. Glaubte ja Piccolomini einmal, Gallas, der seit dem 24. Januar mehrere Wochen bei Wallenstein in Pilsen war, habe diesen ins rechte Gleis gebracht, und erklärte sich bereit, wenn der Herzog dessen Rath folge, so werde er herbeieilen; dann würden sie die Feinde schlagen und den Herzog groß machen.

Dem spanischen Gesandten gelang es endlich, durch Mittheilungen über die Verhandlungen mit Frankreich wegen der Herstellung eines Königreichs Böhmen unter Wallenstein den Kaiser aufzuschrecken. Daß die vertriebenen Böhmen darauf hofften, lag deutlich vor, nur nicht Wallensteins Betheiligung: aber die drohende politische Gefahr schien zu schleuniger Hülfe aufzufordern; leider suchte man diese nicht da, wo sie zunächst lag, in rascher Verständigung mit den beiden Kurfürsten, deren Bedingungen Spanien verhaßt waren. Nun meldete gar der spanische Gesandte in Baiern, der Kurfürst würde zu den Franzosen übergehn, wenn man Wallensteins Eigenmächtigkeiten nicht durch dessen Entfernung vom Oberbefehl ein Ende mache.

Der zur Betreibung der wallensteinischen Angelegenheit ein-

gesetzte Ausschuß des geheimen Rathes, der keineswegs aus Feinden Wallensteins bestand (es waren Graf Eggenberg, Graf von Trautmannsdorf und Klesel, Bischof von Wien), wollte sich mit einer Beschränkung der Vollmacht des Generals begnügen, aber der Beichtvater des Kaisers und Graf Schlick sprachen entschieden dagegen; auch liefen von außen dringende Klagen und Warnungen ein. Besonders von geistlicher Seite bestürmte man den Kaiser: dem Staate und der Religion stehe das ärgste Unheil bevor, wenn man nicht Wallenstein, den Grund alles Uebels, entferne. Das Patent, wodurch der Kaiser die Befehlshaber von jeder Verpflichtung gegen Wallenstein freisprach und sie zunächst an Gallas verwies, aber allen bei der Verschwörung Betheiligten, mit Ausnahme von Wallenstein und den zwei Rädelsführern, Vergebung und Vergessen zusagte, trägt das Datum des 24. Januar, ist aber wahrscheinlich zurückdatirt. Wallenstein ahnte davon so wenig als von dem Auftrage Piccolominis und Aldringers, ihn bei der von ihm berufenen zweiten Versammlung der Obersten in Pilsen gefangen zu nehmen. Der Kaiser ging in seiner Verstellung so weit, daß er nicht unterließ die freundlichsten und vertraulichsten Briefe an Wallenstein zu schreiben, wahre Judasbriefe. Als Piccolomini nach Pilsen kam, fand er seinen Auftrag unausführbar, da man die Garnison daselbst verändert hatte. Wallenstein lebte ganz in seinem Plane, den Frieden mit den beiden Kurfürsten durchzuführen, wofür er seine Obersten zu gewinnen hoffte. Diesen theilte er am 19. Februar mit, daß er nicht daran denke, etwas gegen den Kaiser zu versuchen oder seine Religion zu ändern; er wolle nur den Frieden, der freilich nicht von allen am Hofe gern gesehen werde, und doch einzig zum Besten des Kaisers gereiche. Die Bedingungen

desselben werde er ihnen vorlegen, müsse aber wissen, was er von ihnen zu erwarten habe, da er fürchte, man wolle ihm einen Schimpf anthun. Versagten die Obersten ihm ihren Beistand, so hätten sie besser bei der vorigen Versammlung sich seiner Abdankung nicht widersetzt. Wegen der Erstattung der von ihnen geleisteten, jetzt noch gestiegenen Vorschüsse hätten sich Schwierigkeiten bei den Landständen in Oberösterreich und Steiermark gezeigt, die man deshalb in Anspruch genommen habe; doch halte er sich dadurch nicht von seinem Versprechen entbunden. Die Obersten kamen darauf am 20. bei Ilow zusammen, wo sie alle sich bereit erklärten, ihre Verpflichtungen gegen den General zu erfüllen. Im Gespräche bemerkte Terzka, vielleicht könne es doch beim kaiserlichen Dienste nicht sein Verbleiben haben, worauf Ilow ausrief: „Ein Schelm, wer dem Herzog eine Verachtung widerfahren läßt!“ Alle erklärten in einem neuen Reverse: versprechе der General zu ihrem Besten bei der Armee zu bleiben, so wollten sie, wozu sie sich bereits verpflichtet hatten, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm aushalten. Wallenstein entließ sie ihrer Verpflichtung, sollte er wirklich je, was ihm nie in den Sinn gekommen, etwas wider den Dienst und die Hoheit des Kaisers und die Religion unternehmen, aber zugleich erinnerte er sie, daß sie ihm persönlich verpflichtet seien, da er sich nur gegen die Machinationen seiner Feinde sichern wolle. Er dachte sein Lager auf dem weißen Berge bei Prag aufzuschlagen, wozu bereits die Befehle ausgefertigt waren; davon hatte er auch mit den Obersten gesprochen und die Berathung beschleunigt, damit sie zu ihren Regimentern sofort zurückkehren und sie ihm zuführen könnten. Einige der Obersten hielt er bei sich zurück, um die Friedensbedingungen mit ihnen zu besprechen,

unter ihnen auch zwei Katholiken. Nach Prag war auch der sächsische Feldmarschall Arnim beschieden; hier sollten wahrscheinlich die Friedensbedingungen verkündet werden, und Wallenstein war entschlossen, falls der Einfluß der Geistlichen und der Spanier den Kaiser an der Genehmigung des Friedens hinderte, diese an der Spitze der Armee zu erzwingen; der Kaiser werde, hoffte er, ihm zu widerstehn nicht wagen. So glaubte er zum Vortheil des Kaisers und des Reiches zu handeln, und zugleich das Recht der Obersten und die ihm selbst versprochene Belohnung durchsetzen zu können. Von einem Verrathe an Kaiser und Reich wußte er sich frei.

Nach Wien hatte Wallenstein den Obersten Mohr von Waldt geschickt, um den Inhalt des Reverses mitzutheilen und sich mit Eggenberg nochmals zu verständigen, da er nicht zweifelte, man werde weiter mit ihm verhandeln. Aber dort drängte man zur Entscheidung; war man ja mehrerer Obersten sicher, und durfte hoffen, die andern von Wallenstein abzuziehen, wenn man ihre Geldforderungen befriedige. Piccolomini hatte sich zeitig von Pilsen entfernt. Gallas war zu dem wegen vorgeschützter Krankheit zurückgebliebenen Aldringer gegangen, angeblich um ihn mit nach Pilsen zu bringen; statt dieses zu thun, hatte er sich mit Gallas verständigt, und auch Maradas, Colloredo u. a. waren ihm beigetreten. In einem schon am 18. Februar, zwei Tage vor der Unterschrift des Reverses erlassenen Patente wurde Wallenstein der Verschwörung, sich der Erblande, der Krone und des Szepters des Kaisers zu bemächtigen, schuldig erklärt, und demnach alle hohen Offiziere vom Kaiser als oberstem Feldherrn aufgefordert, dem gewesenen Feldhauptmann und dessen Anhängern, namentlich Ilow und Terzka, keinen weitern

Gehorsam zu leisten. Freilich geschah Wallenstein hiermit entschieden Unrecht, aber seine Feinde, die keinen Frieden unter den von ihm verabredeten Bedingungen wollten, hatten beim Kaiser gesiegt, und die Obersten wollten um so weniger alles aufs Spiel setzen, als sich ihnen beim Festhalten am Kaiser viel glänzendere Aussichten eröffneten, besonders da Wallenstein bald abzugehn gedachte; auch die dem Kaiser gelobte Treue mochte einigen Antheil an ihrem Entschlusse haben. Wallenstein rechnete auf die Treue seiner Obersten und die Anhänglichkeit der Armee. Den Obersten Beck aus Prag ließ er noch am 21. zu sich bescheiden, um ihn im Gehorsam zu befestigen, aber dieser hatte bereits vor seiner Abreise seinen Oberstlieutenant angewiesen, keinem Befehle nachzukommen, welchen er von Pilsen aus ihm zukommen lasse. Und als jetzt Gallas der prager Garnison die Weisung gab, weder von Wallenstein noch von Ilow und Terzka Befehle anzunehmen, regte sich niemand dagegen (Aldringer hatte den Oberstlieutenant persönlich dafür gewonnen); vielmehr traf man unter Theilnahme der bürgerlichen Behörde sofort Vorkehrungen, den wallensteinischen Truppen die Annäherung an die Stadt zu verwehren. Schon waren mehrere Obersten, die auf der Rückreise von dem Patent gegen Wallenstein vernommen hatten, mit dieser Kunde zu ihm geeilt, doch er konnte daran nicht glauben, da er vom Kaiser noch immer die vertrautesten Briefe erhielt. Als Terzka die Nachricht vom prager Ereignisse brachte, wollte er darin nur eine Eigenwilligkeit des Oberstlieutenants erkennen, welche durch den Gegenbefehl des Obersten wieder gut gemacht werden könne; doch nur zu bald mußte er sich überzeugen, wie schlimm die Sache stehe, daß des Kaisers freundliche Briefe Lug und Trug gewesen. Den kaiser-

lichen Rath, der noch bei ihm war, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen, entließ er sogleich. Zum Obersten Beck sprach er: „Ich hatte den Frieden in meiner Hand!“, und nach einer Pause: „Gott ist gerecht!“ Unerschütterlich fest in seinem Entschlusse, ordnete er jetzt die Versammlung der Truppen in Laun an; die Obersten sollten sich ihm in Eger vorstellen. Die an sie gerichteten Befehle bestanden darauf, daß ihm der Oberbefehl allein gebühre, wenn auch der Kaiser eine unverdiente Ungnade auf ihn geworfen habe; die Entzweiung der Armee sei ihr Untergang, der Vortheil der Feinde, der Verlust der kaiserlichen Lande; durch keinen Menschen sollten sie sich abhalten lassen ihre Schuldigkeit zu thun. Mit Schweden hatte sich Wallenstein näher eingelassen, um an ihnen einen Rückhalt zu gewinnen. Anfangs Februar war Sesyma an Oxenstierna nach Halberstadt gesandt worden, der freilich nur mittheilen konnte, was er von Terzka und Kinsky vernommen hatte. Dem schwedischen Kanzler aber schien die Sache ebenso zweifelhaft wie dem Herzog Bernhard, der ähnliche Meldungen empfangen hatte. Den 21. traf Herzog Julius Albert von Lauenburg mit der dringendsten Mahnung um Hülfe beim Herzog Bernhard in Regensburg ein. Die Ungnade des Kaisers sei erklärt, am Hofe seien alle Räthe mit Ausnahme von Questenberg gegen den Herzog, dieser aber entschlossen, sich vom Kaiser loszusagen; er biete ihm Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte als Pfand seiner Verbindung an. Von Ilow traf Post auf Post mit neuen, bestimmten Forderungen bei Bernhard ein; dieser solle sich Pilsens bemächtigen und die Wallenstein geneigten Bauern an der Ens zu den Waffen rufen. Nach dem Verluste von Prag hieß es, jetzt sei es zum Bruche

gekommen; Bernhard möge seine Reiter und Dragoner nach Eger vorrücken lassen, um sich im Nothfall mit ihm zu verbinden. Und dieser, obgleich er noch immer ein Schelmstück von Wallenstein fürchtete, setzte sich nach Eger in Bewegung. Arnim verließ eben Dresden, um mit Wallenstein in Eger den Vertrag abzuschließen, dessen Durchsetzung er durch die Sachsen und Schweden zu erzwingen hoffte; ja es schien Wallenstein nicht unmöglich, wenigstens ließ er sich zu einer leidenschaftlichen Aeußerung der Art hinreißen, daß er sich zu einer selbständigen Macht dem gestürzten Oesterreich gegenüber emporschwinge. Und trotz aller Vorkehrungen fürchtete man zu Wien noch immer für den Fall, daß ein großer Theil des Heeres ihm folge.

Am Nachmittag des 24. Februar zog Wallenstein krank und leidend, wie er schon lange war, mit seinen nächsten Vertrauten in Eger ein, wo ein terzkasches Regiment stand, und zwei schottische Protestanten, Oberstlieutenant Gordon und Oberwachtmeister Leßley, den Oberbefehl führten. Der erstere hatte ihm sein ganzes Glück zu danken; eben erst war er in Pilsen gewesen, wo Wallenstein ihm ein zittauer Regiment zugetheilt hatte. Dennoch hing er fest am Kaiser. Deodati hatte ihn angewiesen, Wallenstein in Eger aufzunehmen. Noch immer glaubte dieser an die glückliche Ausführung seiner Pläne, worin ihn der Ausspruch Senis bestärkte, der in den Sternen gelesen hatte, er werde eine große ihm drohende Gefahr bestehn und zu glänzendem Glück emporsteigen. Mit Wallenstein war der irländische Oberst Walter Butler in die Stadt eingezogen, der einst gerade bei Eger durch einen Reiterangriff sein Vertrauen erworben hatte; aber dieser war so wenig für Wallensteins Auf-

lehnung, daß er „eher hundert Leben verlieren“ als sein Schwert gegen den Kaiser ziehen wollte. Durch ein zufälliges Begegnen ward er von Wallenstein veranlaßt, ihm nach Eger zu folgen: den abgefallenen Generalen ließ Butler sagen, Gott führe ihn vielleicht nur deswegen diesen Weg damit er eine heroische That ausführe und, wie er gegen Gallas äußerte, bei drohender Gefahr den Generalissimus gefangen nehme oder tödte. Seinen Beichtvater schickte Butler zur Versicherung seiner Treue an Piccolomini, der sich Pilsens bemächtigt hatte; dessen Auftrag, Wallenstein todt oder lebendig zu schaffen, konnte der Beichtvater ihm nicht mehr ausrichten. Piccolomini berief sich auf ein durch den spanischen Gesandten ihm zugegangenes, von ihm wohl frei ausgelegtes Wort des Kaisers. Am Abend hatte Wallenstein eine Unterredung mit Leßley, den er für einen seiner Getreuesten hielt. Diesem vertraute er rückhaltlos seine Verbindung mit Bernhard, Sachsen und Brandenburg, auch daß er erstern in Eger und Elnbogen aufzunehmen gedenke. Leßleys Aussagen darüber sind mit Vorsicht aufzunehmen. Am andern Morgen wurde er mit Gordon und Butler zu Ilow geladen und in Gegenwart von Terzka aufgefordert, sich unbedingt für Wallenstein zu erklären, nur von diesem und den Seinen Befehle anzunehmen. Aber diese wollten sich hierzu nicht ohne weiteres verstehn; man schied, ohne sich zu vereinigen. Ilow und Terzka schöpften so wenig Verdacht, daß sie sich auf den Abend (es war der Abend vor Fastnacht) bei Gordon auf der Burg einluden. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen. Gordon und Leßley wollten, wie sie schon früher vorgehabt, im Kampfe streitender Pflichten von Eger fliehen, aber Butler mochte davon nichts wissen, da in diesem Falle die

Festung für den Kaiser verloren sei. Endlich vereinigte man sich, Wallenstein gefangen zu nehmen; doch Leßley glaubte damit die Gefahr nicht gehoben, sondern brach in die Worte aus: „Laßt uns die Verräther tödten!“ Butler, der dasselbe zu äußern sich bisher gescheut hatte, stimmte sogleich ein, Gordon erst nach einigem Sträuben. Man beschloß, Ilow und Terzka an Gordons Tafel durch Butler und seine Irländer ermorden zu lassen; Leßley sollte die Wache der Burg und des Marktplatzes mit sichern Hauptleuten besetzen. Nachdem diese gefährlichen Genossen Wallensteins gefallen, erwog man nochmals, ob man sich mit der Gefangennahme des Schuldigen begnügen solle, aber die Betrachtung, daß der Feind in nächster Nähe stehe und ein unglücklicher Zufall alles vereiteln könne, drängte zur blutigen That. Bei der Darstellung der Ermordung ist Schiller fast ganz Khevenhiller gefolgt. Als am andern Tage Gallas heranrückte, um die Stadt zu belagern, wurde er durch die Schreckenskunde überrascht. Piccolomini pries, als er auf dem Wege von Pilsen nach Eger Wallensteins Ermordung vernahm, diese als eine ruhmvolle That Butlers, der so grausame Tyrannen und so treulose Feinde des Kaisers aus der Welt geschafft habe; die Leichen wollte er zu Prag unter dem Galgen begraben lassen.

Wesentlich mit Ranke stimmt die S. 157* angeführte Schrift von Prökl überein, die nur über Wallensteins Verhältniß zu Eger und dessen tragisches Ende daselbst neue Mittheilungen bietet. Besonders hebt dieser hervor, daß Wallenstein nicht bloß im kaiserlichen Auftrage, sondern auch als eigener Landesfürst im Felde stand und unterhandelte, und daß er neben seinem eigenen Vortheil das Beste des Reiches im Sinne hatte, er

wirklich Frieden wollte, und nur durch die schleichenden geistlichen Intriguen fiel, die unter dem Deckmantel der Religion bloß ihrer eigenen Herrschsucht zum Siege verhalfen, daß Wallenstein nichts weniger als der treulose Verräther war, wozu ihn seine erbitterten Gegner gemacht.

Die glänzendste Bestätigung hat Rankes Darstellung in allen Hauptpunkten durch die im Jahre 1879 erschienene Schrift von Hermann Hallwich „Wallensteins Ende. Ungedruckte Urkunden" erhalten, die über die letzten vierzehn Monate Wallensteins die sämmtlichen vorhandenen Urkunden in musterhafter Weise bietet. Hallwich hat nicht bloß Wallensteins Kanzlei in Pilsen, welche die kaiserliche Regierung zur Begründung der Anklage des Verraths in Beschlag genommen, sondern auch die Bestände der Hofkanzleien, des Konferenz- und des Hofkriegsrathes benutzt. Daraus hat sich denn ergeben, daß kein Wallensteins Schuld bestätigendes Aktenstück aufzufinden sei, was schon Schiller in seiner Geschichte betont hatte. Nach allem erweist sich, daß Wallenstein dem ränkevollen Treiben der Hofpartei und der von ehrsüchtigen Generalen genährten Menterei zum Opfer gefallen ist. Während der Hof Wallensteins Unterhandlungen mit den Sachsen scheinbar auf alle Weise unterstützte und der Kaiser bis zu allerletzt in freundlichster brieflicher Verbindung mit ihm stand, suchte man insgeheim mit offenstem Wortbruche eine zweite von Wallenstein unabhängige kaiserliche Armee zu schaffen und schürte auf schändliche Weise die Unzufriedenheit der dem Oberfeldherrn feindlichen verrätherischen Obersten.

Nach Hallwich hat Schebeck in der „den Manen des Herzogs von Friedland geweihten", freilich etwas leicht gearbeiteten

Schrift: „Die Lösung der Wallensteinfrage“ (1881), sich entschieden für die Unschuld des „großen und bei manchen Fehlern und Schwächen auch guten und edlen Mannes“ ausgesprochen. Er sieht in Slavata den bösen Dämon, der durch seine Verdächtigungen den Glauben an Wallensteins Verrath mit teuflischer Arglist verbreitet, und nicht geruht, bis er den Verhaßten dem schmachvollen Verräthertod überliefert, den er dann auch durch gefälschte Schriftstücke als ein Scheusal des Undanks vor der Mit- und Nachwelt gebrandmarkt habe.

Gegen diese Versuche, Wallenstein von dem Verrathe freizusprechen, trat 1883 der Archivar Dr. Emil Hildebrand in Stockholm in der „Historisk tidskrift“ auf, in welcher er 18 ungedruckte Urkunden aus Oxenstiernas Nachlaß herausgab. 1885 hat Gädeke in der S. 165* angeführten Schrift die sämmtlichen für die Wallensteinfrage bedeutenden Aktenstücke des königlichen Hauptarchivs in Dresden vollständig mitgetheilt, unter denen sich manche bisher ganz unbekannte befinden, und ihnen einige Schreiben Arnims an den Kurfürsten Johann Georg aus dem friesenschen Hausarchiv zu Rötha hinzugefügt. Mit Benutzung dieser und der von Hildebrand herausgegebenen Aktenstücke, die manche Lücken unserer Kenntniß ausfüllen, auch einzelnes in bisher bezweifelten Berichten bestätigen, hat Gädeke einen Ueberblick der Geschichte Wallensteins in den Jahren 1632 bis 1634 versucht, dessen Ergebniß darin besteht, daß Wallenstein nicht als unschuldiges Opfer der kaiserlichen Politik und der eigensüchtigen Bestrebungen seiner böhmischen Verwandten gefallen, sondern als Verräther seines Kaisers, dessen Willen er hätte ehren und, wenn er diesem entgegenzuhandeln sich gedrungen gefühlt, den Oberbefehl niederlegen müssen. Weder

aus deutscher Gesinnung noch aus Liebe zu dem Protestantismus sei er für einen allgemeinen und gerechten Frieden gewesen, sondern weil dieser mit seinen eigenen Interessen zusammengefallen, die ihm das Höchste gewesen; es sei ihm in erster Stelle nur um eine ausreichende Entschädigung für Mecklenburg und seine übrigen persönlichen Forderungen zu thun gewesen, die böhmische Krone möge mehr ein Wunsch seiner Umgebung als das Ziel seines Strebens gewesen sein, aber zurückgewiesen habe er sie nicht, und bis zuletzt seien alle Protestanten davon überzeugt gewesen, daß er sie annehmen werde. Seine Ansicht von Wallensteins Gemüth ist die allerungünstigste; er glaubt ihn einzig von kalter Ehrsucht beherrscht, nur warm, wenn es seine Rache und die Bewahrung seiner Macht gegolten. Dabei beachtet er nicht die ihm entgegenwirkenden bösen Mächte, die Geistlichkeit und die Spanier, denen der Kaiser verfallen war. Der Zweifel, daß diesen gegenüber sein Haß nicht patriotisch gewesen, ist unberechtigt; auch die Schweden waren ihm zuwider und er benutzte sie nur zu seinem Zwecke, wie auch später die Franzosen; er wollte, daß Deutschland ganz deutsch sei, nicht in den Händen der Feinde und der vaterlandslosen Geistlichkeit. In diesem Sinne war sein Unternehmen, wie es Voxberger in Schnorrs Archiv VI, 265 mit Recht hervorhebt, echt vaterländisch, und Deutschlands Schicksal würde viel glücklicher gewesen sein, wenn Wallenstein damit durchgedrungen wäre. Daß er treulos gegen den Kaiser, wie dieser gegen ihn gehandelt, kann nicht geleugnet werden, und gerade darum, weil er keinen Glauben an Treue hatte, als wo ihm die Sterne diese zu verbürgen schienen, ist er untergegangen und an dem leichtfertigen Spiel, das er mit allen zu seinem Zwecke getrieben; denn mit

Recht bemerkt Gädeke, auch nach dem Abfalle des Heeres wäre er nicht verloren gewesen, hätte er das Vertrauen seiner Verbündeten besessen, deren Zaudern ihm den Untergang bereitete. Wenn derselbe äußert: „Durch Schillers geniale Behandlung der Schuldfrage ist die große Masse, durch Wallensteins Friedensbestrebungen auf Grundlage religiöser Freiheit und Toleranz ist der Gebildete leicht geneigt, über der gewaltigen Persönlichkeit des Friedländers, welche der Kriegsfurie in Deutschland Einhalt gebieten wollte, den Verräther, welcher die Heere seines kaiserlichen Herrn ihrem Eide abspenstig machen und gegen seinen Fürsten führen wollte, zu vergessen", so ist Schiller gewiß daran unschuldig, der das Verbrecherische seines Abfalls und die ihn deshalb ereilende Nemesis stark hervorhebt, aber freilich auch zeigt, wie ein Mann von Wallensteins Macht und Thatkraft dazu gekommen, ja man wird das vom Dichter aufgestellte Bild wesentlich mit Gädekes Darstellung in Einklang, nur feiner und allseitig ausgeführt, und deshalb gerechter finden. Jedenfalls ist Schillers Auffassung von Wallensteins Ende richtiger als Gädekes beschränkte Zurückführung des ganzen Verhaltens des thatkräftigen Feldherrn, dem das Eingreifen der Spanier, der Schweden und Franzosen in Deutschland verhaßt war, auf Ehr- und Rachsucht. Der Kaiser war seinem Worte untreu geworden, er hatte sich durch die Geistlichkeit, die Spanier, seine Schmeichler, Wallensteins Gegner und Neider gegen ihn aufhetzen lassen, alle seine freilich bedenklich scheinenden Schritte, mit denen es ihm als einem auf Täuschung gestellten Diplomaten gar nicht oder nur halb ernst war, möglichst schlimm gedeutet. Zum wirklichen Verrath wurde Wallenstein gerade durch die Schwäche und Wortbrüchigkeit des Kaisers gedrängt.

Die Frage, ob der unselige Ferdinand II. oder Wallenstein vaterländischer, echt deutscher gesinnt gewesen, wird man kaum zu Gunsten des Kaisers entscheiden können, welcher die Mörder gegen seinen größten Feldherrn, der ihn aus der Noth gerettet, aufrief und sie wie Helden belohnte, und als er drei Jahre nach Wallenstein starb, seinem Nachfolger den von ihm angefachten schauerlichen Krieg, an dem sich jetzt auch die Franzosen betheiligt hatten, als traurige Erbschaft hinterließ.

Auch was der neueste Ankläger Anton Gindely aus den nicht unparteiischen Berichten der in Wien weilenden auswärtigen Gesandten gegen Wallenstein vorgebracht hat, kann das besonders durch Ranke und Hallwich festgestellte Urtheil der Geschichte nicht umstoßen, mögen auch noch manche an Wallensteins Verrath glauben. Des schwachen, den Verführern sein Ohr und seine Hand leihenden Kaisers Treubruch reizte ganz zuletzt den Mann, dessen Geist die ungeheure Heeresmacht geschaffen hatte, zum Verrath, für dessen Rache sich verrätherische Hände unter den Kleinen genug fanden. Die zwischen Gindely und Hallwich gewechselten Streitschriften haben einzelne unwesentliche Punkte geklärt, zur Entscheidung der Hauptfrage keinen neuen wesentlichen Beitrag geliefert.

III. Dramatische Gestaltung und Ausführung.

Was Wallensteins Person dem Dichter so anziehend machte, war sein heldenhaftes Verhalten nach dem Abfalle Piccolominis und der prager Garnison; in so vereinzelten Lagen, bemerkte er, erproben sich große Charaktere. Deshalb kam ihm der Gedanke, aus seinem Untergange ein Drama zu bilden, dessen Kern darin liegen sollte, daß der Held, weil er mit dem Gedanken an Verrath gespielt, durch die äußern Umstände dazu gezwungen und so seinem Verderben entgegengetrieben wird. Die Hauptidee, äußerte er einmal, sei auch die Aufforderung zum Stücke gewesen. Als er aber auf die dramatische Gestaltung des geschichtlichen Stoffes näher einging, ergaben sich ihm ungeheure Schwierigkeiten bei den höhern Anforderungen, die er nach seiner vertrauten Bekanntschaft mit den dramatischen Meisterwerken der Griechen, nach seinen theoretischen Betrachtungen und der Einwirkung von Goethes Umgang an eine Tragödie stellen mußte. Als Gesetz des Dramas hatte er das „intensive und rastlose Fortschreiten und Bewegen" erkannt, als seinen Haupthebel das Schicksal, das den Menschen ergreift und mit unentfliehbarer Nothwendigkeit in sein Verderben treibt, als dramatischen Fortschritt das Zusammenwirken von äußern, gewaltsam

eingreifenden und nothwendig bestimmenden Umständen, als höchste Schönheit der Entwicklung anschauliche Einfachheit. Allen diesen Anforderungen schienen das verworrene Hin- und Herziehen und Wallensteins unklares Schwanken inmitten eines wilden, Deutschland durchflutenden Kriegslebens und der verschlungenen, auch andere europäische Staaten ins Spiel um unser armes Vaterland ziehenden Händel, endlich die rastlos geschäftigen Intriguen an dem von einer pfiffigen Geistlichkeit und den Spaniern beherrschten Kaiserhofe zu widersprechen. Zunächst mußte zum Zwecke des Dramas der Verrath im letzten Augenblicke als entschieden gedacht werden, und zwar der an den äußern Reichsfeind, die Schweden; daneben durften die Verhandlungen mit Sachsen nicht als ernstlich gemeint hervortreten, obgleich Schiller sie da erwähnt, wo sie zu seinem Zwecke dienen, indem er sie, gleich den frühern Verhandlungen mit Schweden, als bloßes Spiel von Wallensteins seiner Macht sich freuenden Laune darstellt und als Beweis seines Verrathes bei den Gegnern verwerthet. Hierdurch tritt er wissentlich mit der Geschichte in entschiedenen Widerspruch, da nach dieser Wallenstein die Absicht hegte, durch den Frieden mit dem Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg dem verderblichen Kriege im Vaterlande ein Ende zu machen. Er, der noch vor elf Jahren Goethes Egmont die Abweichungen von der Wirklichkeit in persönlichen Verhältnissen nicht verzeihen wollte, verließ hier in einem Hauptpunkte mit Bewußtsein die geschichtliche Wahrheit. Zwar äußert auch sein Wallenstein einmal, die Fremden sollten keine Wurzel im Reiche fassen, keinen Theil desselben erhaschen, aber die Herstellung des Friedens tritt nicht als Herzenssache, als Hauptziel hervor, er

wiegt sich nur in reizenden Träumen seiner Macht und der als Lohn ihm winkenden reichsfürstlichen Würde. Schiller selbst nennt im Prolog Wallensteins Versuch ein Unternehmen kühnen Uebermuths. Zum wirklichen Anschluß an Schweden, mit dem er so lange nur gespielt, mußte er durch ein ihn überraschendes Ereigniß gezwungen werden. Dazu bedurfte es einer dichterischen Erfindung. Schiller läßt den Sesina (so oder Sesin nennt er den Sesyma Raschin, vgl. S. 165) mit Aufträgen an die Schweden auf dem Wege nach Regensburg im Böhmerwalde gefangen nehmen.*) Und nicht allein hierin weicht er von der Geschichte ab, nach welcher Sesyma seine Aussagen freiwillig, um begnadigt zu werden, erst nach Wallensteins Tod machte, sondern er läßt auch Wallenstein selbst mündlich mit ihm verhandeln, während in Wirklichkeit die Verhandlungen mit den Schweden durch Terzka vermittelt wurden: aber dieser mündlichen Aufträge an Sesyma selbst bedurfte er, damit dessen Gefangennehmung jeden Gedanken Wallensteins an Versöhnung mit dem Hofe abschneide. Auch vermittelte Sesyma nicht die Verhandlungen mit dem schwedischen Heerführer in Regensburg, sondern mit dem Kanzler Oxenstierna in Halberstadt, was der Dichter eben nicht gebrauchen konnte. Daß er Sesina auf dem Wege nach Regensburg Terzkas „ganz Packet an Kinsky, Matthes Thurn, an Oxenstirn, an Arnheim" bei sich führen läßt, erhöht freilich die Gefährlichkeit seiner Gefangennehmung, ist aber

*) Veranlaßt wurde er dazu wohl durch die im ausführlichen Bericht (S. 264) erwähnte Gefangennehmung des mit wichtigen Depeschen an Schaffgotsch gesandten Antonius Schlieff in Prag. Kurz vorher gedenkt derselbe Bericht der Absendung von Wenzel Rabenhaupt an Oxenstierna und Feuquières in Frankfurt.

äußerst unwahrscheinlich. Wenn Schiller zu diesen Abweichungen von der Geschichte durch die angelegte dramatische Handlung bestimmt wurde, so gestattete er sich eine andere aus Rücksicht auf den weimarischen Hof, indem er den Herzog Bernhard von Weimar nicht als Führer der Schweden bei der beabsichtigten Verbindung mit dem Verräther Wallenstein darstellen mochte, wenn er auch in seiner Geschichte des Krieges es begeistert gerühmt hatte, daß die ernestinischen Fürsten „fremde Donner" gegen Habsburgs Geschlecht gerichtet, „fremde Fahnen" gegen dieses zum Siege geführt, daß sie als die „tapfersten Soldaten der Freiheit" gefallen. Das Drama nennt statt seiner den am Oberrhein gebliebenen Rheingrafen Otto Ludwig von Salm.*) Bernhards aber gedenkt Buttler ehrenvoll als eines aufstrebenden Feldherrntalents, bemerkt auch, daß er sich mit Kraft rüste, am Main ein mächtig Fürstenthum zu gründen.

Eine andere bedeutende Schwierigkeit des Stoffes lag darin, daß Wallensteins Plan durch eigene Ungeschicklichkeit scheitert, wie Schiller selbst gegen Körner äußert. Hier galt es durch die Darstellung seines Charakters und der Verhältnisse sein Handeln weniger auffallend zu machen. Schillers Wallenstein ist von der Anhänglichkeit der von ihm geschaffenen Armee an seine Person fest überzeugt; hierauf beruht sein Streben, sich zu einer höhern Würde emporzuschwingen, ja die Krone Böhmens auf sein Haupt zu setzen, was, der geschichtlichen Wahrheit zuwider, als seine Absicht hervortritt. Er *spielt* aber nur mit dem Abfall und dem Anschluß an den ausländischen Reichsfeind, scheut sich vor

*) Auffallen muß es, daß Schiller statt seiner nicht den Pfalzgrafen von Birkenfeld nennt, da dieser nach dem *ausführlichen Bericht* (S. 273) ihm ganz nahe stand und Wallenstein wirklich zu ihm schickte. Vgl. S. 148.

dem wirklichen Verrathe: daher sein verhängnißvolles Zaudern, den günstigen Augenblick zu ergreifen; erst nachdem dieser verschwunden, sieht er sich zum Handeln gedrängt. Aber nicht allein die Scheu vor dem Verrath hält ihn zurück, auch sein Glaube an die Astrologie, von welcher er die Bestimmung der Zeit des Handelns erwartet. So ist es denn der Planetenaspekt, der am Anfange von Wallensteins Tod, wie Schiller selbst sagt, seinen Abfall einleitet und einen muthvollen Glauben an das Glück seiner Unternehmung erweckt. Auch an Oktavio Piccolomini bindet ihn der Aberglaube seines Herzens; ist er ja nicht bloß unter demselben Horoskop mit diesem geboren, sein Vertrauen zu seinem unzertrennlichen Jugendfreunde*) ist durch einen Traum und die glückliche Rettung in Folge seiner Warnung felsenfest geworden. Der letztere Zug ist eine von Schillers glücklichsten Erfindungen. Oktavio gerade ist es, der das Netz des Verrathes um ihn zieht. Diesem Verräther vertraut er alle seine geheimsten Absichten, wie sehr ihn auch seine ergebensten Freunde vor ihm warnen; ihm überliefert er sich selbst, da dieser fast unter seinen Augen die bedeutendsten Führer der Armee

*) Der wirkliche Oktavio Piccolomini war sechzehn Jahre jünger als Wallenstein, stand mit siebzehn Jahren in Italien in spanischen Diensten, kam mit Tampierre über die Alpen, war 1618 bei der Belagerung von Breda Oberstwachtmeister, dann Oberstlieutenant, in Italien Oberst. 1629 ward er Hauptmann von Wallensteins Leibgarde, erhielt dann ein Kommando in Pommern. Erst als er 1631 aus Italien, wo er zwei Regimenter vor Mantua mit Ruhm befehligt hatte, nach Deutschland zurückkehrte, zog Wallenstein ihn in seine Nähe. Bei Lützen zeichnete er sich durch glänzende Tapferkeit aus. Wallenstein erhob ihn zum General zu Roß und zu Fuß und machte ihn, nachdem er den schwedischen General Taubadel gefangen genommen, zum Befehlshaber der gesammten Kavallerie.

von ihm abzieht, auf deren Treue er mit unzweifelhafter Gewißheit rechnet. Unter ihnen ist Buttler dazu bestimmt, das Rächeramt an ihm zu vollziehen. Um dessen Abfall und leidenschaftliche Rache zu begründen, bedient sich der Dichter einer an sich glücklichen Erfindung: Wallenstein hat mit Buttler, um ihn zum ewigen Hasse gegen das Haus Oesterreich zu entflammen, ein schlechtes Spiel getrieben, er hat ihn veranlaßt, sich in Wien um den Grafenstand zu bewerben, aber dem Minister gerathen, das Gesuch abzulehnen und seinen Dünkel durch verächtliche Hindeutung auf seine niedrige Herkunft zu strafen. Aber wie viel wir auch dem Einfluß des Stolzes und der Ehrsucht Wallensteins zutrauen, diese Niederträchtigkeit macht ihn uns geradezu widerwärtig, da Schiller, wenn er ihn auch als nur verwegen und furchtbar, nicht aber als ein Bild des Edelmuthes schildern wollte, ihn doch, wie es im Prolog heißt, uns menschlich näher bringen mußte. Dazu widerspricht dieses unedle, treulose Verfahren dem stolzen Vertrauen, das Wallenstein sonst in seine Beurtheilung der Menschen setzt, und der Ueberzeugung von der Treue derjenigen, welche er durch Wohlthaten sich verbunden hat, so daß er gar nicht daran denken konnte, Buttler erst durch ein so freventliches Spiel an sich zu schließen.*) Schiller

*) Jetzt hebt auch Fielitz S. 110 hervor, daß dieser schlechte Streich dem Ideenschwunge widerspreche, den Schiller seinem Helden gebe, besonders seiner rührend kindlichen Aeußerung über Oktavios Verrath, er sei gegen solche Waffen nur ein Kind. Aber sehr irrt dieser, wenn er hierin einen recht klaren Beweis findet, daß dem Dichter der Charakter seines Helden von Anfang nicht als eine klar geschaute Einheit vorgeschwebt. Dies ist ein harter, unberechtigter Vorwurf. Schiller ließ sich zu dieser hier so mächtig wirkenden Erfindung unglücklich hinreißen, obgleich sie zu Wallensteins Charakter nicht paßt, und gerade in einem so bedeutenden Augenblicke, wo des Helden Bild am wenigsten getrübt werden

scheint das Bedenkliche dieser Erdichtung selbst gefühlt zu haben; denn er gedenkt dieser Geschichte nur an der Stelle, wo Piccolomini derselben zur Gewinnung Buttlers bedarf, nicht an andern, wo die Erwähnung derselben sehr nahe lag, während er sonst solche Züge früher einzuleiten sucht.

Die ganze Leitung der Maßregeln gegen Wallenstein legt der Dichter zur nothwendigen Vereinfachung der Handlung, im Widerspruch mit der Geschichte, in Oktavio Piccolominis Hand. Dieselbe Vereinfachung forderte auch das Zusammenrücken der in der Wirklichkeit vom 12. Januar bis zum 15. Februar sich erstreckenden Handlung in die Zeit von wenigen Tagen. Die zwei von Wallenstein nach Pilsen berufenen Versammlungen sind in eine zusammengezogen. Questenberg, der Abgesandte des Hofes, hat Oktavio gleich die Aechtung Wallensteins überbracht, diesem, nicht Gallas, ist vorläufig der Oberbefehl über die ganze Armee übergeben, und zwar bis zu dem Augenblicke, wo der König von Ungarn bei ihr erscheinen werde. Die zweite Versammlung der Obersten fällt ganz aus. Piccolomini wird gleich am andern Tage durch Wallenstein von seinem Plane, die Armee zu den Schweden hinüberzuführen, unterrichtet und mit dem Auftrage betraut, Altringer und Gallas zu verhaften und selbst die spanischen Regimenter zu übernehmen, worauf dieser denn, noch ehe er mit den von Wallenstein ihm geliehenen Pferden sich entfernt, die meisten Führer zum sofortigen Abfall

durfte, ein schlechtes Licht auf diesen wirft. Wenn Goldbeck, der klugweise Beurtheiler der ersten Ausgabe (in Herrigs Archiv XLVII, 457), meinen deutlich sprechenden Worten nicht entnehmen konnte, daß diese Niederträchtigkeit Wallensteins bei Schiller hervortretendem Charakter widerspreche, so zeugt dies eben, wie so manches andere, von seiner eigenen Befähigung.

beredet. Buttler bleibt nach seinem Wunsche als böser Dämon bei Wallenstein zurück. Gleich nach dessen Abreise erfährt Wallenstein, daß auch alle seine Regimenter in den böhmischen Städten abgefallen und er nebst Kinsky, Terzky und Illo (den ersten hat Schiller hinzugefügt) geächtet ist. So empfängt hier Wallenstein gleich am Tage nach der ersten Versammlung zu Pilsen die Kunde vom Verluste Prags, die mehr als einen Monat später erfolgte. Bei der Aechtung schwebt das Patent des Gallas nach der unrichtigen Fassung des ausführlichen Berichts (S. 257 f.) vor. Sehr auffallend ist der Widerspruch, den sich Schiller hier zu Schulden kommen läßt, aber freilich fand er ihn schon in seinen Quellen. Denn der Bericht bemerkt zur Vertheidigung der eigenmächtigen Ermordung Wallensteins (S. 207), daß, „wo die Rei zum Stand Rechtens nicht leichtlich zu bringen oder sonsten wegen des Verzugs das allgemeine Wesen in Gefahr stehn müßte, einen andern Prozeß oder Sentenz als allein die Exekution selbst, quae hic instar Sententiae est, nicht erfordern". Dieser Vertheidigung bedürfte es gar nicht, wäre die Aechtung gegen Wallenstein ausgesprochen gewesen. Ganz so erwidert Buttler bei Schiller (IV, 6) auf Gordons Frage, ob er Wallenstein ohne Urtheil tödten wolle: „Die Vollstreckung ist statt Urtheils", und gleich darnach beruft er sich auf des Kaisers Befehl. Gegen Deveroux gedenkt er (V, 2) des Ausspruchs des Manifestes: „Lebend oder todt." Ja schon Max Piccolomini sagt V, 1, nachdem er den kaiserlichen Brief gesehen: „Der Fürst verurtheilt und geächtet!"

Als belebende Idee der Handlung dachte sich der Dichter die Rache des Treubruches, weshalb er auch von Meyer als Titelbild zu seinem Wallenstein eine Nemesis gewünscht hatte.

Wallenstein hat mit dem Gedanken, die Treue dem Kaiser zu brechen, in ehrsüchtigem Stolze gespielt, er hat die Treue der Regimenter gegen den Kaiser, dem zu dienen sie geschworen haben, für ein Wort ohne Inhalt genommen, aber gerade an dieser, für nichts gehaltenen Treue geht er zu Grunde. Dem Oktavio wird es leicht, die Obersten sammt den Regimentern durch den Beweis, daß Wallenstein sie zu den Reichsfeinden hinüberführen wolle, von ihm zu trennen. Buttler bezeichnet es gleich bei seiner Ankunft zu Eger als einen Sühne fordernden Frevel, daß Wallenstein nicht zurückgeschreckt sei vor dem Gedanken, den Krieg in des Kaisers Lande zu tragen, den heiligen Herd der Laren umzustürzen. Und wie konnte Wallenstein, der doch selbst auf Oktavios und anderer Treue gegen ihn fest baut, die Treue gegen den Kaiser so leicht aufgeben! Er, der die Treue gegen den Kaiser frevelhaft zu verletzen sich nicht scheut, geht gerade dadurch zu Grunde, daß er blindes Vertrauen auf Oktavio setzt, dessen Treubruch er selbst später als eine unnatürliche Ruchlosigkeit betrachtet (W. T. II, 9). Freilich meint er (W. T. III, 18), nie hätte er Ferdinand Krieg anzukündigen vermocht, wäre dieser ihm gewesen, was er dem Oktavio; der Kaiser habe sich nie seiner Treue anvertraut, er sei schon argwöhnisch gewesen, als er den Feldherrnstab in seine Hände gelegt: aber seine Leidenschaft übersieht die Treue, welche er ihm nicht als Freund, sondern als Kaiser schuldete, der den Schutz seiner Länder und des Reiches ihm anvertraut hatte. Daß er aber die Treue gegen diesen so leicht aufgeben konnte, findet seine Erklärung in dem Hasse, welchen er seit seiner Entlassung vom Kommando auf den Kaiser geworfen, der freilich nur an wenigen Stellen hervorbricht, wie überhaupt jenes ganze erste Kommando und die Ansprüche, welche

er aus jener Zeit noch gegen den Hof zu erheben hat, absichtlich sehr zurücktreten. Daß aber Rache den Wallenstein zu seinem Abfalle verleitet, spricht Buttler selbst am Schlusse des angeführten Monologs aus:

Nimm dich in Acht! Dich treibt der böse Geist
Der Rache! Daß dich Rache nicht verderbe!

Ja, es ist ein eigenes Spiel der Nemesis, daß Wallenstein, der sich am Kaiser rächen will, durch die Hand desjenigen fällt, dessen Rache er selbst in der Absicht, ihn auf Tod und Leben mit sich zu verbinden, durch einen niederträchtigen Versuch, ihn gegen den Hof zu erbittern, gegen sich aufgerufen hatte. Vgl. oben S. 195. Schiller bezeichnet einmal gegen Körner Rach- und Ehrsucht als Wallensteins Leidenschaften. Wie Buttler die eine hervorhebt, so deutet auf die andere der gutherzige, gemüthvolle Gordon hin (W. T. IV, 1), der seine Größe und Macht, seine „dunkelschwankende Gewalt", als einen Fallstrick und das Verbrechen des Verrathes, vor dem er selbst zurückscheut, als Folge der unnatürlichen, ganz neuen Kriegsgewalt bezeichnet, wodurch der Kaiser ihn sich selbst gleichgestellt habe. Gordon, der die beschränkte Beurtheilung theilnehmender Gutmüthigkeit ausspricht, betrachtet Illo und Terzky als die fluchwürdigen Verführer, die den Samen böser Leidenschaft in dessen Brust gelegt. Man hat daran Anstoß genommen, daß Wallenstein so oft des Schicksals gedenkt, dessen Gewalt die Menschen nicht zu widerstehn vermögen, aber der Glaube an ein dunkel waltendes, den Menschen treibendes Schicksal liegt tief in seiner Seele, hängt innigst mit seinem astrologischen Wahne und der Ueberzeugung zusammen, daß er zu Hohem bestimmt sei. Und pflegen nicht die Menschen ungeheure Thaten, zu denen sie sich getrieben fühlen, von sich

gleichsam abzuwälzen, indem sie die Schuld dem Schicksal zumessen? So thut es auch Buttler, wo er den Mord Wallensteins vor sich selbst entschuldigen möchte. Dagegen durchdringt die Idee des jeden Frevel rächenden Schicksals, das von jenem düstern Schicksalszwange durchaus verschieden ist, unsere ganze Dichtung, worin der Frevel des Treubruchs durch den gewaltsamen Tod des mächtigen Helden gesühnt wird, der eine Welt in Waffen mit kühnem Selbstvertrauen zu seinem und des Reiches Dienste hervorgerufen und geleitet hat. Freilich zieht er auch sein ganzes Haus und selbst den Max in sein Verderben hinein: aber es gibt etwas Höheres als das irdische Dasein, und dem Heldentode des jungen Helden, der dem Schönsten, was das Leben bietet, entsagt, um sich die Treue zu erhalten, entsprießt unverwelklicher Lorber, während Wallensteins trauriges Ende uns mit Bedauern über den schmachvollen Verrath eines solchen Mannes erfüllt. Dieses spricht sich in Gordon, von dem man mit Recht gesagt hat, daß er zum Theil die Rolle des griechischen Chores vertrete, auch persönlich aus. Wallenstein ist den düstern Mächten der Rach- und Ehrsucht zum Opfer gefallen, weil er die Treue verrathen.

Zu der Dichtung des Max (denn Piccolomini hatte damals keinen Sohn, ja er verheiratete sich erst nach Wallensteins Tode*))

*) Davon, daß Oktavio Piccolomini sich eines Neffen Joseph Silvio von Piccolomini annahm, der mit der Bezeichnung „genannt Max" erscheint, daß er diesen nach Wallensteins Tod zum Erben einsetzte, aber dessen jammervollen Tod in einer Schlacht gegen die Schweden zu betrauern hatte, davon wußte Schiller nicht das geringste; sein Max ist ein bloßes Dichterbild trotz der 1870 zu Pilsen erschienenen, die ersten Mittheilungen über jenen Neffen bringenden Schrift: „Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im schillerschen Wallenstein und dessen Ende in der Schlacht bei Jankau am 6. März 1665.

wurde der Dichter wohl zunächst durch den Wunsch veranlaßt, „die dürre Staatsaktion möglichst in eine menschliche Handlung umzuwandeln". Freilich hatte er dies schon dadurch zu erreichen gesucht, daß er sie, so viel er vermochte, von der politischen Umhüllung löste, er die Handlung in die Brust des Helden legte, der von unersättlicher Ehr- und Rachsucht aufgeregt wird, aber den endlichen Entschluß von den äußern Umständen abhängig machte (das Schicksal sollte möglichst viel, die Fehler des Helden möglichst wenig wirken): doch es trieb ihn, neben dem düstern Helden noch ein reines Jugendbild der Liebe und Treue darzustellen, wodurch er eine innigere Rührung hervorzubringen hoffte, welcher er nicht entsagen mochte, ja er wollte sich dadurch gleichsam für das gewaltige Ringen mit dem ungefügen, nicht zum Herzen sprechenden Stoff entschädigen. Mit der Einführung des Max waren seine Liebe zu Wallensteins Tochter (dessen wirkliche, damals zehnjährige Tochter, Maria Elisabeth, heiratete später den Grafen Rudolf von Kaunitz, der 1689 starb), und ihre und ihrer Mutter Anwesenheit im Lager (der Geschichte nach hielten sich beide während des traurigen Ereignisses zu Brück in Unteröstereich auf), so wie der Gegensatz zu seinem Vater gegeben, von dessen Verrath sich der edle Jüngling zuerst mit Abscheu abwendet. Aber diese freie Erdichtung war für die reine Kunstform verhängnißvoll, da dadurch die Exposition eine übermäßige

Eine geschichtliche Quellenstudie aus dem Schloßarchive zu Nachod von Arnold Freiherrn von Weihe-Eimke." Es ist das Zusammentreffen derselben Art, wie beim Gange zum Eisenhammer; denn auch eine Gräfin Kunigunde von Savern, von der Schiller nichts wußte, ist neuerdings nachgewiesen worden. Noch weniger darf man mit Schebeck in Wallensteins Vetter Max von Waldstein (vgl. S. 163) das Vorbild von Max Piccolomini sehn. Beide Maxe haben mit dem schillerschen nur zufällig den Namen gemein.

Breite erhielt, welche auf die übrige Gestaltung des Dramas ihren Einfluß übte. Denn jetzt mußte auch die ganze Geschichte des Banketts und Questenbergs Audienz in ihrer vollen Ausdehnung erscheinen, und so wurde die knappe Form des Dramas gesprengt; denn es ergab sich eben ein Drama von zehn Akten sammt einem Vorspiele, noch um ein Drittel länger als Karlos. Daß es dem Dichter gefiel, die zehn Akte auf zwei Dramen zu vertheilen, bessert die Sache nicht; denn die fünf ersten Akte gehen nicht über die Exposition der Handlung hinaus, von der sie nicht getrennt werden können, und bestehen auch die fünf oder die drei letzten Akte nothdürftig als selbständiges Drama, so sind sie doch, künstlerisch betrachtet, ein solches nicht, da sie die vorhergehenden Akte zum Theil voraussetzen, wenn auch freilich der Dichter die drei letzten mit der bestimmten Aussicht ausarbeitete, daß sie als selbständiges Stück gegeben werden sollten, wonach sie schon bei der ersten Vorstellung als Tragödie Wallenstein, ohne Andeutung, daß sie der zweite Theil zu den zwei Tage vorher aufgeführten Piccolomini seien, auf dem Theaterzettel bezeichnet wurden. Auch hat unser Dichter in den Liebesszenen zu sehr seinem Herzen nachgegeben, und die Einheit durch die ausgeführten Familienszenen gebrochen, welche die Haupthandlung zu stark überwuchern. Die Frauen gehören überhaupt nicht hinein, doch hat Schiller die Gestalt der Gräfin Terzky glücklich benutzt, die, in einer entfernt an Lady Macbeth erinnernden Weise, den letzten Anstoß zur Verbindung mit den Schweden gibt und sich überhaupt als eine für Wallensteins Ehrgeiz verhängnißvolle Macht darstellt. Die wirkliche Gräfin Terzky, die Schwester von Wallensteins Gattin, Maximiliane von Harrach, war freilich in Pilsen und Eger, aber sie hielt sich von der Politik

durchaus fern; dagegen war die gleichfalls in Pilsen und Eger anwesende Gattin des Grafen Kinsky von Wchinitz, Terzky's Schwester, mit Wallensteins Plänen bekannt, wie Murr S. 338 bemerkt. Schiller konnte eben Wallensteins Schwägerin besser gebrauchen, die er seinem Zwecke gemäß einmal mit Terzkys Mutter verwechselt (W. T. II, 7, 5). Zur Exposition gehörte auch die Darstellung des Heeres im jetzigen Vorspiele. Schiller glaubte sie nicht entbehren zu können, weil Wallensteins ganzes Unternehmen auf dem Heere ruhe, dessen Abfall seinen eigenen Sturz herbeiführe. Aber einer weitern Ausführung des Lagerlebens bedurfte es nicht; es würde genügt haben, hätte der Dichter auf andere Weise uns den Geist des Lagerlebens gelegentlich veranschaulicht. Freilich Gleims Behauptung: „Zwei Wachtmeister wie Paul Werner (in Lessings Minna) konnten die Stimmung für ihren General eine Million mal besser dem Zuschauer bekannt machen!" ist geradezu kindisch übertrieben. Von einer trilogischen Kunstform unseres Dramas kann demnach nicht die Rede sein, da die Trennung in drei Stücke sich hier rein zufällig ergeben hat, auf keinem innern Grunde ruht.*)

*) Goethe erkannte, als er im Jahre 1819 durch eine Abhandlung des großen Philologen G. Hermann über die tragischen Tetralogien der Alten nachzudenken veranlaßt war, in der Trilogie Wallenstein, in welche dem wirkenden und schaffenden Geiste des Dichters der Stoff gegen seinen Willen zerfallen sei, eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wie man sich früher die alten Trilogien gedacht habe. „Der Empfindungsweise neuer Tage gemäß bringt er das lustige, heitere Satyrstück Wallensteins Lager voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung: sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte, himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet. Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen, und zugeben, daß für Sinn und Ge-

Eine ganz neue Auffassung des Wallenstein hat Fielitz a. a. O. S. 7 ff. versucht. Er stützt sich auf einzelne Aeußerungen Schillers, wogegen er dessen auf seinen dichterischen Plan Licht werfende Abweichungen von der Geschichte nicht beachtet. Da Schiller einmal als punctum saliens des Dramas diejenige dramatische That bezeichnet, „auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird", so geht Fielitz auch im Wallenstein auf diese aus. Er findet sie darin, daß Max, der allein Wallenstein von seinem verhängnißvollen Schritte hätte abhalten können, mit seiner Mahnung leider zu spät komme. Aber wäre dieser auch früher gekommen, den Wallenstein vom Abfalle abzuhalten hätte er nicht vermocht, da dessen ganzer Charakter und alle Umstände ihn dazu treiben und es seiner Ehrsucht unmöglich war, ihren ausschweifenden Plänen zu entsagen, alle Früchte eines langen Lebens zu vernichten und sich selbst dem allgemeinen Spotte auszusetzen, wie es Schillers Wallenstein in den Worten: „Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit ꝛc." (W. T. I, 7) so bezeichnend ausspricht. Fielitz hat eben aus seinem einseitigen Standpunkte das ganze große Drama angesehen, wodurch er auf die wunderlichsten Behauptungen gerathen ist. Max ist nichts weniger als Wallensteins Schutzgeist, der nur zu spät kommt, sein Zuspätkommen ist keineswegs „die That, auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird". Max erscheint nur als Liebling Wallensteins, durch dessen Verlust seine Seele ihren höchsten Reiz verloren hat; das von Fielitz gesuchte punctum saliens ist der Augenblick, wo Sesinas Gefangen-

fühl hierauf nichts weiter folgen könne." Dies ist aber nur eine willkürliche Zurechtlegung, welche den künstlerischen Mangel des Wallenstein als Trilogie nicht bedecken kann.

nehmung Wallenstein zum Entschlusse zwingt. Wenn Goethe in dem von Schiller gebilligten Theaterbericht als Objekt des ganzen Gedichtes „die Darstellung einer phantastischen Existenz“ bezeichnet, „welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird, aber durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und sammt allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht“, so darf man nicht mit Fielitz S. 100 die Bedeutung jenes Berichtes durch Schillers Aeußerung gegen Körner schwächen wollen, er habe ihn mit Goethe „etwas eilfertig“ gemacht; denn die Eilfertigkeit der Abfassung schließt keineswegs die Richtigkeit aus. Der Dichter wollte dramatisch begründen, wie Wallenstein durch die Zeitumstände und seinen Charakter zum Treubruch verleitet worden und, weil er die sittliche Macht im Menschen verkannt, habe zu Grunde gehn müssen: keineswegs sollte die ganze Tragik an dem Haare des zu späten Erscheinens von Max hängen.

Sehen wir von dem bezeichneten Mangel der dramatischen Form, der zuweilen eintretenden epischen Breite der Darstellung, einzelnen zu ausgedehnten Schilderungen und kleinen störenden Widersprüchen ab, so wirken bei der Gliederung und Ausführung Wallensteins künstlerische Besonnenheit und Berechnung, reiche Gestaltungskraft, dramatische Lebendigkeit und frische Anschaulichkeit zu ergreifender Wirkung auf das glücklichste zusammen, so daß uns ein großartiges, mächtig anziehendes, die mannigfachsten Empfindungen aufregendes Bild des noch im Untergange seine mächtige Geisteskraft und unerschütterliche Willensstärke bewährenden Helden vor die Seele tritt, wir uns von echt

tragischer Erschütterung bewegt fühlen. Mit besonderm Geschick hat Schiller durch individuelle Züge aus dem Leben Wallensteins und seiner Zeit das Bild belebt und gleichsam sprechend aus dem Rahmen heraustreten lassen; ihre geschickte Benutzung ist keine der geringsten Vorzüge der Dichtung. Er fand diese in Murrs mehrgenannten Beyträgen, die Boxberger zuerst als eine Hauptquelle Schillers erkannt hat. Als vollendeter Künstler bewährt sich der Dichter durchweg in der Anlage; besonders geschickt weiß er die für die Handlung bedeutenden Personen gleich bei ihrer ersten Erwähnung lebendig vorzuführen und alles auf entsprechende Weise einzuleiten. Schon im Lager werden uns außer Wallenstein Max Piccolomini, Buttler und Isolani nahe gebracht. Buttlers entschiedener Charakter und seine begeisterte Anhänglichkeit an Wallenstein verräth sich bereits am Anfange der Piccolomini, aber gleich in der dritten Szene deutet Oktavio an, daß er ein sicheres Mittel habe, diesen zu bannen. Wir sehen Wallenstein von vorn herein verrathen und verkauft, wodurch freilich die tragische Wirkung etwas beeinträchtigt wird; denn der gleichsam mit gebundenen Händen dem Gegner überlieferte Held erweckt eher Unbehagen und Bedauern als tragische Wirkung, die freilich Wallensteins Tod in höchster Weise erreicht.

Der sprachliche Ausdruck ist glücklich gehoben, treffend und durchweg den Verhältnissen und Personen angemessen*), ver-

*) Boxberger hat darauf aufmerksam gemacht, daß Schiller eine Anzahl der zu Wallensteins Zeit gangbaren Fremdwörter absichtlich aus seinen Quellen beibehalten, wie Jurament, Konjunktion, Succurs, kontentiren, Antecamera. Aber auch andere Ausdrücke nahm er aus seinen Quellen, so einmal den Namen Böheim, Kommendant, ja sogar nachher statt nach und auch das krumme (statt steife) Roß ist beibehalten.

irrt sich nur selten in rhetorisches Pathos und Ueberspannung; an einzelnen Stellen würde eine noch sorgsamere Feile freilich förderlich gewesen sein.*) In dem im Volkstone gehaltenen**) Vorspiele hat sich Schiller mit Glück gereimter vierfüßiger jambischer Verse in der Art der goetheschen im Faust und in den Puppenspielen, wie er selbst sagt (vgl. oben S. 78), bedient. Sehr häufig, besonders im ersten Fuße, werden Trochäen jambisch gemessen, wie in allen Dramen Schillers, auch bei Goethe. Statt des Jambus tritt auch der Anapäst ein, zuweilen hart genug, wie weit herum, querfeldein, drum hab' ich, merkst du wohl, ists jetzt Zeit, Fried' ihr Herrn! nichts ihr Herrn, liebe Herren. Neben vierfüßigen finden sich zuweilen drei-, auch wohl zwei- und fünffüßige Verse. Einmal bildet Sieh! sieh! einen Vers. Man hat mehrfach diese Verse nicht nach bestimmten Versfüßen abtheilen wollen, sondern sie als Takte von vier Hebungen bezeichnet, aber von dieser Lehre wußte Schiller noch so wenig wie Goethe. Einzelne sind etwas schwer zu sprechen, wie: Als der Sachs noch im Lande thät pochen (drei Anapäste) | Meldet, Regensburg sei genommen (Anapäste am Anfang und Ende***) | Liege, wer will, mitten in

*) Der Text der schillerschen Dramen ist noch immer durch eine Unmasse von oft irreführenden Gedankenstrichen entstellt, die zum größten Theile in einfache Punkte zu verbessern sind. Wer Briefe und Schriften des vorigen Jahrhunderts gelesen hat, kennt die Unsitte, statt der Punkte auch Striche anzuwenden, die leider auch häufig aus der Handschrift in den Druck übergegangen sind.

**) Daher die Formen Scheni, Schef, Ordenanzen, Mußjö, 'ne, 'nen statt eine, einen, manche gemeine Wörter und viele glücklich verwandte volksthümliche Redensarten.

***) Aus der berliner Handschrift wird eingenommen angeführt, wonach nur der erste Fuß ein Anapäst wäre.

der Bahn (Anapäst im dritten Fuße) | Des Anstoßes und Aergernisses (wo man ein des nach und willkürlich eingeschoben hat). Sie hätten mit geringer Aenderung leicht fließender gemacht werden können. Manchmal kann man über die metrische Lesung zweifelhaft sein. Oft liegt die Schuld wohl an der Nachlässigkeit der zum Druck verwandten Abschrift. Wenn wir lesen (50): „Gnädige Herren, einen Bissen und Trunk!" so sollte wohl entweder Herrn oder 'nen Bissen stehn; denn die vorletzte Silbe von gnädige ist lang, wie in kaiserliche, einheimische. Manches hat freilich Schiller vor dem Drucke verbessert, aber leider nicht überall die Feile walten lassen.

Neben unmittelbar auf einander reimenden Versen finden sich häufig Verschränkungen, auch vielfach dreifache Reime, ganz in der Weise der Knittelverse. Unbedenklich reimen hier **i** und **ü, ei** und **eu, ö** und **e,** auch Bekannte auf Lande, heißen auf preisen u. ä. Der schwäbische Reim von **i** und **e** (geringe — Menge I, 6, 93, f.) beruht nur auf einem Druckfehler der dritten Ausgabe, da das richtige gering auf Ding und ging reimt. XI, 248 steht des Reimes wegen schänden statt schinden.

In den beiden Dramen, auch im Prolog, hat sich Schiller des schon in Karlos sowie in seinen Uebersetzungen aus Euripides benutzten fünffüßigen Jambus bedient, doch laufen auch hier sechs- und vier-, selbst zwei- und dreifüßige, Verse mit unter, und besonders am Ende von Reden finden sich vierfüßige, auch kürzere, gleichsam als Ruhepunkte; künstlerisch aber sind die letztern meist so wenig zu billigen als die andern, wohl unwillkürlich eingeflossenen Abweichungen vom fünffüßigen Jambus, wie solche auch Schillers spätere Dramen zeigen. Selbst

Siebenfüßler fehlen nicht, auch Verse aus einem und anderthalb Fuß, letztere selbst am Ende von Szenen. Dagegen sind die Reimverse, in welche Max, Thekla und Wallenstein mehrmals ihre Monologe lyrisch nach Vorgang Shakespeares ausklingen lassen*), von schöner Wirkung. Auf Shakespeares Gebrauch hatte Wilhelm Schlegel**) aufmerksam gemacht. Häufiger finden sich diese in Maria Stuart. Zuweilen, selbst im letzten Fuße, wie noch in den spätern Dramen, bedient sich Schiller des Anapästs, auch wohl mit einer dem dramatischen Vers kaum angemessenen Härte, wie wenn er Verse anfängt mit „Diesen Buttler", „Findet unerwartet". Das Theater und die Gesammtausgabe der Werke haben häufig die Anapäste durch Weglassen eines e weggeschafft, wozu freilich keine Befugniß vorlag. Wir haben diese Fälle nur im Lager verzeichnet. Vollmer hat überall die echte schillersche Lesart hergestellt. Einmal bildet der Ruf: „Lichter! Lichter!" einen Vers (wo leicht eine metrisch passende Form zu finden gewesen wäre), ein andermal Illos zorniges: „Schreib', Judas!" Der Revers auf dem Bankett ist in Prosa abgefaßt, dagegen wird eine Stelle aus der kaiserlichen Vollmacht an Oktavio metrisch, doch in einer sehr nahe an die Prosa anklingenden Weise, gegeben. Mehrfach hat der Dichter sich der Freiheit bedient, den Vers in der Mitte eines zusammengesetzten Wortes nach dem ersten Theile abzubrechen, wie in abgequält, wohlbehalten, Glücksgestalt. In Maria Stuart findet sich diese Freiheit nur noch zweimal.

*) Auch in dem S. 109 f. erwähnten Monolog Buttlers ist der zweite Theil gereimt und selbst Deveroux schließt W. T. V, 2 mit einem Reimpaar.

**) In dem Aufsatze „Etwas über William Shakespeare" in Schillers Horen 1796 Stück 4 (Werke VII, 43).

IV. Erläuterung.

Prolog.

Der Vorredner, der bei der Aufführung im Kostüm des Max Piccolomini erschien, spricht zuerst im Namen der Schauspieler, die sich auch im neu hergestellten und ausgeschmückten Theater die Gunst des so feinfühlenden Publikums von Weimar und Jena erbitten, dann für den Dichter selbst zur Einleitung seines Wallenstein und zunächst des folgenden Vorspiels, womit er etwas auf der deutschen Bühne ganz Neues gewagt habe. Der Bau des zugleich für die Redouten bestimmten Gebäudes war 1779 begonnen, das Theater im nächsten Frühjahr eröffnet, seit 1784 an einen Theaterunternehmer verpachtet, seit dem Mai 1791, wo Goethe die Direktion in Weimar übernahm, für das Hoftheater benutzt, jetzt unter des stuttgarter Malers und Baumeisters Nik. Friedr. Thouret Leitung in würdiger Weise umgestaltet worden. Unter einem Säulenkreise dorischer Ordnung auf elliptisch gestellten, das Parterre einschließenden Pfeilern befanden sich hinter einer Balustrade die Logensitze. Als der berühmte Schauspieler und Theaterdirektor Schröder im Juni 1800 das Theater gesehen, schrieb er, es sei sehr hübsch eingerichtet und mache Goethes Angaben alle Ehre.*)

*) Dieser Kreis (24) ist nicht die Bühne, sondern der Zuschauerraum, wie die Mehrheit Zeugen (25) zeigt, wonach man freilich auch stehen statt

Der Wiedereröffnung des neuhergestellten Theaters und der Hoffnung der Schauspieler sind die drei ersten Absätze des Prologs*) bis V. 31 gewidmet. Der edle Meister (15) ist Iffland, der 1796 und 1798 eine Reihe bedeutender Gastrollen zu Weimar gegeben hatte. Bei der lang gehegten Hoffnung (20) schwebt Schröder vor. Hierüber, sowie über die von Goethe eingeschobenen Verse vgl. oben S. 56 f. 72 f.

Nach einer schönen Ausführung, wie flüchtig die Gebilde des Schauspielers vorüberrauschen (V. 32—49)**), wendet sich der Prolog zu dem neuen, des Ernstes der Gegenwart würdigen Unternehmen des Dichters (V. 50—69)***), welches den Blick auf die Zeit zurücklenkt, die durch den westfälischen Frieden glücklich geendet worden (V. 70—78). England hatte sich mit Rußland, Oesterreich, der Pforte, Neapel und Portugal gegen den von mehr als wallensteinischer Ehrsucht getriebenen Mann verbunden, der eben im Lande der Pyramiden kämpfte. Gegen Frankreich,

---

stehe erwarten sollte. Vier Verse später geht Kreis auf die Zuschauer. Aber Zeugen scheint bloß Druckfehler statt Zeuge. Vgl. die nächste Anmerkung.

*) Den ersten, einzig maßgebenden Abdruck des Prologs hat der Musenalmanach auf 1799, wo er am 7. Oktober gedruckt wurde. Erst am folgenden Tag sandte ihn Goethe an die allgemeine Zeitung. Die Abweichungen derselben (V. 14 wahrem statt warmem, 19 unsere statt unsre, 24 Zeuge statt Zeugen, 32 die mim'sche statt des Mimen, 64 Um statt Und, 83 ferne statt fern) sind wohl meist Druck- oder Schreibfehler.

**) Zu 48 f. hat man die Stelle des späten griechischen Lebensbeschreibers des Thucydides verglichen: „Wer von den Besten gelobt worden und anerkannten Ruhm erlangt hat, besitzt eine auf die Zukunft verbürgte Ehre, die nicht zu fürchten braucht durch spätere Entscheidung ausgelöscht zu werden."

***) Die Schattenbühne (67), insofern sie dichterische Gestalten vorführt. So heißt es am Ende des Gedichtes Melancholie an Laura: „Fliehn die Schatten." Aehnlich steht 114 Schattenbild.

das die Herrschaft der Welt in Anspruch nahm, kämpften jetzt England und seine Verbündeten um ihre Freiheit. Vgl. Schillers Gedicht der Antritt des neuen Jahrhunderts (vom Juni 1801.) Den westfälischen Frieden faßte man damals, wo der vaterländische Standpunkt den meisten Deutschen noch in weiter Ferne lag, als ein für Deutschland erfreuliches Ereigniß auf, ohne seiner unseligen Folgen zu achten. Schiller selbst hatte in seiner Geschichte des Krieges geäußert, die Hand des Fleißes habe unvermerkt alle verderblichen Folgen des Krieges wieder ausgelöscht, aber die wohlthätigen Folgen seien geblieben, die allgemeine Staatensympathie, welche den Frieden beschütze. Wie morsch der von Fremden vorgeschriebene Bau gewesen, sollte er nur zu bald erfahren, aber auch jetzt noch pries er jenen Frieden, weil er Deutschland so lange Ruhe, Sicherheit und Glück gebracht. Die Auflösung des deutschen Reiches lag, obgleich nicht ausgesprochen, thatsächlich vor, das linke Rheinufer war für Deutschland verloren. Aber obgleich die alte feste Form Europas zerschlagen ist, sollen die Zuschauer ruhig in die Zukunft sehn, da sie ja des Friedens sich erfreuen*), und so darf er ihnen jene Schreckenszeit in lebendigem Bilde vorführen.

Mit V. 79 geht der Dichter zur Schilderung der düstern Zeit am Anfange des Jahres 1634 über, mit welchem sein Wallenstein beginnt. Der Charakter und das Unternehmen seines Helden werden bezeichnet, dessen Namen er nicht nennt, da er allen Zuschauern durch die Anzeige der heutigen Vorstellung

*) Zum diesjährigen Geburtstage der Herzogin hatte Goethe einen Aufzug des Friedens angeordnet gehabt. Seine vier dazu gedichteten Stanzen, welche das Glück des endlich im vorigen Jahre erlangten Friedens feierten, erschienen in demselben Almanach mit unserm Prolog.

längst bekannt ist. Etwas erkältend wirkt die Bemerkung, die Geschichte habe kein unparteiisches Bild von ihm überliefert, im Spiegel der Kunst wolle er den geschichtlichen Helden zeigen, ihn dem Herzen der Zuschauer menschlich näher bringen. Daß sein Uebermuth, seine Verwegenheit (92 f.) ihn zum Verbrechen (118) verführt habe, spricht er aus, entschuldigt ihn aber mit der menschlichen Schwäche und der Gewalt des Schicksals; denn nur von diesem können die unglückseligen Gestirne (110) verstanden werden, denen der größte Theil*) der Schuld zugeschrieben wird, nicht von dem Aberglauben an die Astrologie.**)

V. 119 leitet zur heutigen Vorstellung über, welche den Halt vorführen soll, den die Armee dem Helden geboten, dessen übermüthigen Abfall dieser allein erklären könne. Das Unternehmen selbst will er bald auf dieser Bühne in einer „Reihe von Gemälden" vorführen, wobei man freilich an mehr als zwei Stücke denkt. Zuletzt (129) kommt er auf die ungewohnte Reimform deren Wiedereinführung auf dem Theater der Dichter mit Berufung auf das ältere deutsche Drama rechtfertigt (vgl. S. 207), dabei aber mit heiterer Laune auch daran erinnert, daß Thalia, die Vorsteherin der Bühne, zu den Musen gehöre, den Göttinnen, die des Gesanges und des Tanzes sich erfreuen. Der gebundenen metrischen Rede gedenkt er nicht, doch ist natürlich auch diese mit gemeint, wenn er von 133 an die Zuschauer mahnt, dem Dichter zu danken, wenn er nicht die Wirklichkeit, sondern ihre

*) Hälfte, ein Schiller beliebter Ausdruck, wie Kabale und Liebe V, 8, Karlos I, 9.

**) Später hat Schiller den Einfluß des Schicksals mehr zurücktreten lassen, als er zur Zeit, wo er das Lager und den Prolog dichtete, beabsichtigt zu haben scheint, dagegen war die Astrologie stärker betont.

künstlerische Wiederspiegelung vor ihnen erscheinen lasse und sie auch durch die Form daran erinnere, daß es nicht die platte Wirklichkeit gelte. Schillers idealer Sinn widerstrebte der Ansicht, daß die Bühne mit dem Scheine der Wirklichkeit täuschen solle. Vgl. S. 50. 62. Man denke an Gottsched, welcher die Oper für einen Unsinn erklärt hatte, weil verständige Leute in der Wirklichkeit nicht ihre Gedanken und Gefühle singend aussprächen. Es war das erstemal, daß Schiller gleichsam in Person vor das weimarische Publikum trat, was Goethe selbst bisher nicht gethan, da seine Prologe und Epiloge nur im Namen der Schauspieler dieses ansprachen, er zu keinem eigenen Stücke, mit Ausnahme des nicht auf die Bühne gebrachten „Faust", einen solchen schrieb.

Wallensteins Lager.

Unser Vorspiel sollte nicht allein die Lage und Stimmung des wallensteinischen Heeres anschaulich darstellen, sondern auch den bedeutenden Augenblick der Handlung näher bezeichnen. Die ungezwungene Art, wie die bezüglichen Handlungen eingeflochten sind, zeugt von Einsicht und Geschick. Wir erfahren gleich zu Anfange, daß eben wieder neue Truppen angekommen sind, und zwar von der Saale und dem Main (Auftritt I)*), und viele Regimenter aus fremden Landen sich hier zusammengefunden, wobei ausdrücklich Pilsen als Ort des Lagers bezeichnet wird (A. II). Als eben angekommen erscheinen A. V zwei holkische Jäger, über deren wildes Treiben und ihre bisherigen Züge wir

*) Zu V. 21 vgl. Luk. 22, 49. — V. 22 setzte erst das Theater (1805) widerrechtlich jauchzen statt juchzen. — V. 27. Zu Klauen vgl. 2. Mos. 10, 26. — V. 29. Vgl. den Ausdruck Jes. 9, 20. — V. 43. In dem offenbar irrigen die drei scharfe Schützen ist nicht mit Helbig die zu streichen, sondern dafür dir zu setzen, wie Hölscher (Programm von Recklinghausen 1872 S. 4) und Boxberger (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1873 II, 379) bemerkt haben. Boxberger hat es bereits aufgenommen. Der Dativ steht, wie I, 3. 16. 45. VI, 178 (wo Schiller erst im Druck euch statt auch schrieb). — 47. Vögel, nach einem schon alten Gebrauche, wie Zeisig, Kauz, besonders in Verbindung mit lustig, lose. — 48. Gewöhnlich sagt man Batzen haben.

Näheres A. VI erfahren. General von Holk war berüchtigt durch seine 1632 und 1633 verschuldeten schrecklichen Verheerungen des sächsischen Voigtlandes und Erzgebirges; er hatte Leipzig eingenommen und gebrandschatzt, sich aber von da zurückziehen müssen, und war bereits am 30. August 1633 am Typhus gestorben. Man sagte damals, die Holkischen hätten auf der leipziger Messe Pest, Elend und die Strafe Gottes sich geholt.*) Schiller läßt den zweiten Jäger außer dem Voigtland Baireuth und Westfalen als Orte nennen, die von ihnen zu erzählen wüßten. Daß aber auch die Generale und Kommandanten schon in Pilsen versammelt sind, ja sogar ein Abgeordneter des Kaisers sich eingefunden, wonach etwas besonderes im Werke sein müsse, erfahren wir schon A. II**) bei Gelegenheit der an dieser Stelle so glücklich ersonnenen heutigen doppelten Löhnung aus Anlaß der erwarteten Ankunft von Wallensteins Gattin und Tochter.

*) Man könnte hierauf das Wort des Jägers (A. V) beziehen, die Jäger hätten die silbernen Tressen nicht auf der leipziger Messe geholt, wenn es nicht vielmehr bloß sagen soll, die Tressen hätten sie sich erbeutet, mit Beziehung auf ihre Anwesenheit in Leipzig. Schiller gedenkt in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges der holkischen Verheerungen, aber nicht jenes Wortes von der leipziger Messe.

**) Questenberg wird nicht genannt, sondern verächtlich als alte Perücke von Wien (23 f.) bezeichnet. Die Perücke steht als Tracht des hohen Staatsbeamten. Es schwebt wohl die weißgepuderte Allongenperücke vor, die freilich erst gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aufkam. — Zu 22 ff. vgl. oben S. 73. — In den Worten (26): „Das hat wieder was zu bedeuten", ließ erst der Druck wieder vor was weg. — Des Friedländers heimlich Gesicht (30) deutet auf Wallensteins ernste Verschlossenheit. Friedländer oder auch Friedland heißt Wallenstein meist im ausführlichen Bericht. — Unser Regiment und die andern vier (35). Nach dem Perduellionis Chaos hatte Terzky damals 5 Küraſſier-, 2 Fuß- und 1 Dragonerregiment.

Der pfiffige Wachtmeister meint, man wolle heute die neuen Truppen mit Trank und Speise anziehen, was freilich sonderbar scheint. Die doppelte Löhnung steht mit der später folgenden, auch in den Piccolomini benutzten Annahme in Widerspruch, daß die Löhnung schon seit lange, seit vierzig Wochen (A. XI, 222 f.) oder seit einem Jahre (P. II, 7, 138 f.), nicht gegeben worden. Ein noch auffallenderer Widerspruch liegt darin, daß nach A. IV Regensburg eben genommen ist, was fast zwei Monate vor der ersten Versammlung in Pilsen geschah. Freilich hätte der Dichter diese Begebenheiten näher aneinander rücken können, als sie wirklich erfolgten, aber in der Rede des Kapuziners (A. VIII) und in den Piccolomini (II, 7) wird es Wallenstein Schuld gegeben, daß er Regensburg nicht schon wieder genommen. Der ganze vierte Auftritt wäre wohl zu entbehren, da er keinen bedeutenden Zug gibt; denn als einen solchen können wir die vom Wachtmeister angedeutete Feindseligkeit des Kurfürsten von Baiern kaum anerkennen. Auch die hier gemachte Bemerkung, die Feinde schwärmten schon frisch im Felde herum, ist bedenklich. Wallenstein beruft sich bei seiner Weigerung (P. II, 7, 177) auf die böse Jahreszeit.*)

Nachdem die Stimmung und Lage des Heeres anschaulich geschildert ist, bringt A. XI ein Kürassier die aus dem Munde seines Obersten empfangene Nachricht, man fordere zu Wien, achttausend Mann Kürassiere, Jäger und reitende Schützen sollten den Kardinal-Infanten**) nach den Niederlanden begleiten. Nach der Geschichte brachte diese Forderung nicht, wie bei Schiller,

) 7. Ein Eilbot. Vgl. oben S. 73. — 8. Eingenommen. Vgl. S. 208. — 11. Unfreund (feindlich) schrieb Schiller beim Drucke für unfreundlich.

**) 48 heißt er „der hispanische rothe Hut".

Questenberg, sondern der Pater Quiroga. Vgl. S. 173. In den Piccolomini II, 7 werden acht Regimenter zu Pferde, „achttausend Pferde", angegeben. Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges nennt in Uebereinstimmung mit der Ueberlieferung, auch des ausführlichen Berichtes, sechstausend Mann Reiterei. Die Abweichung ist kaum absichtlich. Alle anwesenden Soldaten erklären sich entschieden gegen eine solche Forderung und bringen so ihren Widerwillen gegen den Hof und Spanien, sowie ihr Festhalten an Wallenstein und einem freien Soldatenleben zu bewegter Darstellung. Der Wachtmeister, der launig als „Befehlbuch" bezeichnet wird, wie (VI, 30 f.) derselbe erste Jäger gespottet hatte, daß dieser dem Wallenstein nur sein Räuspern und Spucken abgesehen habe*), thut sich hier als weiser Rath mit köstlicher Wichtigkeit hervor.**) Seine Beredsamkeit***) führt zum Beschlusse, jedes Regiment solle in einer Eingabe seinen Willen erklären, sich von Wallenstein nicht trennen, nur seinen Befehlen folgen zu wollen; die Eingabe soll dem jungen Piccolomini übergeben werden, damit dieser ihre Sache bei Wallenstein vertrete. Mit diesem Beschlusse erhält die Handlung des Lagers ihren glücklichen Abschluß. Schon vorher war des jungen Piccolomini rühmend gedacht, wie denn im Lager auch bereits Buttlers Emporkommen (A. VII) und Iso-

*) Sprichwörtliche Redensart, wie im Französischen.

**) Er muß sich dazu erst mit einem Gläschen „Melnecker" stärken, der für den Magen gut sei. Es sollte Melnicker heißen. Der Melniker oder Melnicker ist der beste böhmische Wein. Karl VI. legte bei Melnik (Melnick, Mielnik) Weinberge von Burgundertrauben an. Wein wird in Böhmen außer bei Prag nur im Elbthal zwischen Melnik und Außig gezogen.

***) Hier hat das Theater drei falsche Lesarten in den Text gebracht: 152 könnten statt können, 161 bringt statt bring', 170 nicht statt nichts.

lanis Schuldenmachen (XI) geschickt erwähnt sind. So geht also die beabsichtigte Erklärung der Soldaten hier der der Obersten voran. Auffallend bleibt, daß Schiller dieses Eintreten der Soldaten selbst später nur nebensächlich erwähnt, W. T. I, 2, 73 ff., wo die Regimenter ihm selbst die Schrift übersenden, die sich gegen den Zug nach Flandern ausspricht. Nur die Arkebusiere (Musketiere) wollen von einer solchen Auflehnung gegen die Forderung des Kaisers nichts wissen, wie hoch auch ihnen Wallenstein als Feldherr steht; an der Pflicht gegen den Kaiser halten sie vor allem fest.*) Diese Arkebusiere, mit Pickelhauben, Degen und Gabelbüchsen (Arquepusa) bewaffnete Soldaten, vom Regimente des General Tiefenbach, die in Schlesien ruhig bei den Bürgern gelegen, sind bürgerfreundlich, keine wilden, auf das Soldatenhandwerk versessenen Krieger, sondern ehrliche Handwerker, die sich als Gevatter einander begrüßen; sie betrachten den Krieg nur als ein Uebel, an dem sie, so lang es Noth thut, zum Besten des Kaisers und des Reiches theilnehmen. Den schärfsten Gegensatz bilden sie besonders zu den holkischen Jägern, aber auch zu allen übrigen Soldaten, die das Soldatenhandwerk als Leben der Freiheit und des Glücks betrachten, und es bedauern würden, ginge es mit dem Kriege, wie sie fürchten müssen, zu Ende. Auf die Neigung der Tiefenbacher zur Ruhe möchte es auch wohl deuten, daß der zweite Arkebusier gar nicht spricht.**)

*) Der eine der Arkebusiere ist aus der kleinen schwäbischen Reichsstadt Buchau an dem von seinen Woll- und Federgräsern benannten Federsee, der andere „aus der Schwyz", wo „Schwyz" des Reimes wegen als Bezeichnung der Schweiz steht. Vgl. die Erläuterungen zum Tell S. 41***.

**) Bemerkenswerth ist auch ihr stilles, nicht einmal in der Ueberschrift angegebenes Erscheinen A. X. Goethe bezeichnete in seinem Berichte der allgemeinen Zeitung die Tiefenbacher im Gegensatze zu den holkischen Jägern,

Sie drücken sich gleich, als es sich um eine männliche Erklärung für Wallenstein handelt. Daß sie sehr genügsam, zeigt die Erwiderung der Marketenderin, bei der sie wenig verzehrt haben.*) Von andern Truppen finden wir im Vorspiele: die Küraſſiere, von denen der eine von einem jetzt unter Max Piccolomini stehenden wallonischen Regiment, dessen früherer Führer Graf Pappenheim bei Lützen den Heldentod gestorben, der andere von einem lombardischen ist (der erstere zeigt sich sehr tüchtig und ehrenhaft, wie die Führer des Regiments)**), dann buttlerische Dragoner aus Irland, von kecker Entschlossenheit, Isolanis Kroaten, als raubgierig berüchtigt, aber dabei etwas einfältig und stark gläubig (sie verschwinden mit dem von ihnen vertheidigten Kapuziner), Scharfschützen, meist lustige Tyroler (I, 43 ff.), die an ihrem Landesherrn hängen (der Scharfschütz aus Lothringen A. XI, 363 ist wohl derjenige, der den Kroaten A. III geprellt hat***), auch Uhlanen, die im Anfange mit den Kroaten am Kohlenfeuer sitzen (nur A. II spricht ein gutmüthig Derber ein Wort). Den Hauptstamm bilden die fünf terschkaschen Regi-

---

„wüsten Jünglingen, welche dem Glücke nachstreben und nur in der Losgebundenheit ihr Daſein fühlen", als „Repräsentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee".

) Der Trompeter spottet: „Aber das denkt wie Seifensieder." Das, nach der gewöhnlichen, verächtlichen Bezeichnung einer Person. Vgl. V, 45. Der Seifensieder steht als Mann der Ruhe um jeden Preis, wohl mit Erinnerung an den in Goethes Egmont II, 1 (vgl. Erläuterung S. 71) auftretenden.

**) Goethe sieht in dem wallonischen Küraſſier „eine kühnere und zugleich gebildetere Klasse von Menschen". Später bemerkt er, seine gebildetere Natur zeige heroisch menschliche Gesinnungen. In Wallensteins Tod III, 15 hören wir, daß einer von Piccolominis Regiment aus Brüggen, ein anderer aus Köln ist.

***) III, 3 las man seit dem Theater irrig ein (statt das) Paar.

menter (Terschka*) wird das böhmische Trezka ausgesprochen, wie Murr S. 348 bemerkt), von denen eines, bei dem unser Wachtmeister, Trompeter und Constabler (Artillerist) stehen, Wallensteins Regiment ist. Es sind Böhmen, die gar viel sich einbilden, sich für den Bauer gar zu vornehm halten. Wie arg diese es getrieben, tritt uns gleich im ersten Auftritte entgegen, wo der Bauer klagt, daß sie in den letzten acht Monaten**) schlimmer als die Sachsen gehaust, die unter Arnim 1631 nach der leipziger Schlacht in Böhmen eingefallen waren und das Land gebrandschatzt hatten, bis sie Wallenstein vertrieb.***) In Folge dieser Noth wurden denn die Bauern zur Verzweiflung getrieben und zu schlechten Mitteln verleitet, wie uns der am Anfange auftretende zeigt, der mit falschen Würfeln die Soldaten zu betrügen sucht.†) Durch das spätere Aufgreifen des falschen Spielers in A. X††) kommt in die Darstellung ein bewegtes Leben†††), wie vorher von anderer Seite durch die Kapuziner-

---

*) Dies dürfte sich geschichtlich kaum rechtfertigen lassen, da die Zeit des Lagers in den Februar 1634 fällt.

**) Terschka nennt ihn der Bauer I, 37, aber auch der Wachtmeister II, 36, der dagegen A. XI, 365 Terzka braucht. In den beiden Dramen steht Terzky.

***) Herchenhahn (III, 67) sagt, von den Sachsen sei das Volk in Böhmen nicht so stark geplagt worden wie von den wallensteinischen Truppen.

†) Goethe hat, wie oben S. 76 bemerkt ist, die beiden motivirenden Verse eingeschoben, wonach der Bauer die Würfel sich angeeignet hat, als ein Hauptmann, der sich derselben bedient hatte, von einem andern Hauptmanne im Zorne erstochen worden. Daß falsches Spiel häufig vorkam, ergibt sich aus dem nach X, 2 kürzlich ergangenen Mandate.

††) Der Arkebusier schiebt die Schuld dort mit Recht auf die Noth, die „Desperation".

†††) X, 6 fehlten ursprünglich die Worte denn seht!

predigt*) und durch das Eintreten des Rekruten. Der Auftritt mit diesem (A. VII)**) zeigt uns nicht bloß, wie die Lust nach dem freien, lustigen Soldatenleben in den Bürgerstand eingedrungen, sondern auch die Verhöhnung aller bürgerlichen Tugenden und alles Bürgerglückes durch diese rohen Kriegshorden allgemein geworden.

Die innige Verbindung der Soldaten mit Wallenstein, wie ihr Pochen auf Freiheit und Gewalt tritt vor allem lebhaft hervor. Wallenstein hat ein Reich von Soldaten gegründet, wie es der erste Jäger ausspricht (A. VI, 154)***), das nicht auf die Herstellung des Friedens geht, sondern seinen Zweck in sich trägt, nur Krieg und immer Krieg will. Das Heer soll eine Macht für sich bilden, die ganz allein von Wallenstein abhängt, der, wie

*) Man vergleiche dazu die Rede des Paters in den Räubern, mit unsern Erläuterungen S. 180 ff.

**) Der Wachtmeister bedient sich bei der gravitätischen Aufnahme desselben (36 f.) der biblischen Redensart vom Anziehen eines neuen Menschen (Eph. 4, 24). — In dem darauf folgenden vierfüßigen, freilich etwas harten Verse: „Mit dem Helm da und Wehrgehäng" ließ das Theater da aus, wie das Er in dem weiter unten folgenden Verse (92): „Kamerad, laß Er das unterwegen!" — Zum Schiffe der Fortuna (42) vgl. XI, 53. W. T. V, 2, 17. Wallenstein heißt der Fortuna Kind P. IV, 4, 54. Das Bild vom Schiffe braucht Schiller auch sonst. In der Braut von Messina spricht der Chor 1, 8 von dem Kriege als dem ewigen Beweger des Menschengeschicks, wobei er sich des Bildes von der „steigenden, fallenden Woge des Glücks" bedient. — Ist (statt War) ein Stock (55) änderte Schiller erst beim Drucke.

***) „Des Friedländers wilde Jagd", nach der bekannten, von Bürger behandelten Sage vom wilden Jäger. Theodor Körner nannte nach unserer Stelle die lützowischen Jäger, bei denen er eingetreten war, „Lützows wilde Jagd". „Wir wissen, daß der dritte Mann muß verloren sein", schrieb er mit Beziehung auf das Wort des ersten Jägers A. VI, 72, und in seinem Korps sang man beim Champagner das Schlußlied des Lagers.

es der Mund des großsprecherischen Wachtmeisters verräth (VII, 76 f.), es auch wohl zu eigener Machterhöhung anwenden dürfte. Nach dem Vertrage, den er mit dem Kaiser bei der zweiten Uebernahme des Kommandos geschlossen (vgl. S. 135), steht er frei und unabhängig da (A. XI, 185 ff.), so daß ihm der Kaiser nichts anhaben kann. Der Hauptleute und Generale ist er schon durch die Vorschüsse versichert, welche diese für die Regimenter gemacht; denn bei seinem Abgang wären solche verloren (A. XI, 153 ff.). Die Soldaten aber hat Wallenstein sich dadurch unzertrennlich verbunden, daß er wie ein Vater für sie sorgt und ihnen alles gestattet, was irgend mit der nothwendigen Zucht und Ordnung vereinbar ist (A. VI, 134 ff.), sein Geist wie ein höheres Wesen sie beherrscht und sie auf sein unverbrüchliches Glück bauen (A. VI, 165 ff.)*), das man im Heere, nach der Vorstellung der Zeit, einem Bündnisse mit dem Teufel zuschreibt (A. VI, 175 ff.).**) Dieser ganz einzige „Feldhauptmann" (XI, 117)***) ist die Seele

*) Kriegspanieren (169) schrieb Schiller später des Verses wegen statt Panieren. Zwölf Verse früher stand ursprünglich ein doppeltes Still!

**) Als ein Teufelsgeist ist auch das „graue Männlein" gedacht, das nach dem Wachtmeister durch verschlossene Thüren zu ihm geht (A. VI, 195 ff.), wobei freilich der Astrolog Seni zu Grunde liegt. Ganz im Sinne der Zeit ist es erfunden, daß Wallenstein sich durch eine Zaubersalbe gefeit hat (VI, 189 f.), die durchaus nicht, wie Birlinger behauptet, dem mittelalterlichen Aberglauben widerspricht, wenn auch der Wachtmeister sie irrig für die Hexensalbe hält, wogegen „der Koller von Elenshaut" (VI, 187 f.) überliefert ist. Murr S. 36: „Er ist in seinem Kollet [auf dem Porträt] dargestellt, das er gewöhnlich im Felde, nach damaliger Mode, von Elendleder trug." Schiller braucht hier Koller, dagegen im Reime die Mehrheit Kolletter XI, 80. Ursprünglich hatte er das Goller statt der Koller geschrieben.

***) Es war dies der gangbare Ausdruck für den höchsten Befehlshaber, wogegen die Hauptleute auch Feldmarschalle hießen.

der von allen Orten zusammengeströmten Massen, welche nur durch ihn und in der unwiderstehlichen Kraft ihres Zusammenhaltens im Stande sind, sich der Welt und dem Hofe mit seinen Pfaffen und Schranzen gegenüber zu erhalten, die ihren Feldhauptmann so gern beseitigen, der Soldaten Macht brechen und sich unterthänig machen möchten, wie dies der Wachtmeister und der erste Kürassier bezeichnend aussprechen (A. XI, 95 ff. 228 ff.)*). Ueber Wallenstein selbst, sein Aufkommen von einem schlichten Edelmann (A. VII, 70 ff.), die Bildung seiner ersten Armee vor acht, neun Jahren (A. XI, 88 ff.), absichtlich nicht ganz genau (vgl. S. 160)**), seine herzogliche und reichsfürstliche Würde (A. XI, 197 ff.)***) hören wir gelegentlich; selbst

*) In dem mit Wollen uns nicht beginnenden Verse (230) hatten die Theaterhandschriften noch wir vor uns, wie 252: „So gelt' ich gleich mir selbst was (statt Muß mir noch etwas gelten) mehr." Gleich darauf (256) stand noch ist vor Pflug (vgl. Jes. 2, 4), dann 272 rauben statt morden, 284 So gut als statt Wie.

**) Ursprünglich hieß es: „Ja, ja, in der Menge da sitzt die Macht! | Der Friedländer hat dies wohl erwogen, | Wie er dem Kaiser vor ein Jahrer acht | Die große Armee hat zusammengezogen". — Hier (87) stand früher eine furchtbare Meng' statt einen furchtbaren Haufen, wie vorher 41 der Soldat statt Soldaten, 74 Dorf oder Städtlein spüren, weiter unten 92 Hunger statt Hungers, 99 nun statt nur. Willkürliche Aenderungen des Theaters waren 51 hätt' statt hätte und 88 zusammengebracht.

***) Ein Freier erklärt das vorhergehende ein Unmittelbarer, und deutet auf seine herzogliche Würde hin (vgl. A. XI, 215: „Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich nennen"), die ihm das Münzrecht gab, das er schon als Herzog von Friedland ausübte. Die von ihm geschlagenen Dukaten, Thaler, Gulden und Groschen hat Murr S. 378 ff. verzeichnet. Seine reichsfürstliche Würde als Herzog von Mecklenburg wurde freilich jetzt nicht mehr anerkannt. — Die Aufforderung zu Brandeis (VI, 200 ff.) nahm Schiller aus Khevenhiller oder Herchenhahn. Am 19. Januar 1628 erhob der Kaiser ihn zu einem Fürsten des

seiner Jugendabenteuer auf der nürnbergischen Universität Altorf (VII, 78 ff.)*) wird gedacht. Sein Grauen vor dem Krähen des Hahnes erwähnt der Kapuziner (A. VIII, 128. vgl. XI, 1, ff.)**), wie auch die ihm wohl fälschlich früher zugeschriebene, von Schiller in seiner Geschichte erwähnte Aeußerung, er wolle Stralsund wegnehmen, wenn es auch mit eisernen Ketten an den Himmel ge-

heiligen römischen Reiches. Wallenstein wartete ihm auf dem königlichen Schlosse zu Braudeis in Böhmen bei der Tafel auf und Ferdinand hieß ihn als einen regierenden Herzog von Mecklenburg sich das Haupt bedecken. — Für das statt wegen dem (203) wurde erst beim Drucke geschrieben. — Bei der Frage des Wachtmeisters (209): „Weß ist das Bild und das Gepräg?" schwebt die des Heilands Matth. 22, 20 vor.

*) Murr bemerkt S. 303, dies Märchen sei längst widerlegt. Er erzählt es folgendermaßen: „Wallenstein störte die Ruhe der Universität. Eben ließ damals der Rektor derselben ein neues Carcer bauen, und zum Schrecken bekannt machen, daß es den Namen desjenigen führen sollte, welcher wegen seiner Vergehungen zuerst in dasselbe würde gesetzt werden. Wallenstein hatte bald Gelegenheit, der erste zu sein, der diese Strafe des Carcers verdiente. Als ihn aber die Pedelle in dieses Gefängniß bringen wollten, blieb er, unter verschiedenem Vorwande, am Eingange etwas stehn, stieß seinen kleinen Hund ins Carcer und schloß die Thüre zu. ‚Nun,' sprach er, ‚muß das Carcer nicht Wallensteins, sondern des Hundes Namen führen.' Das Carcer hieß schon seit 1576 Stumpfel, weil in diesem Jahre Gabriel Stumpflein zuerst darin saß." Uebrigens war Hundsloch gewöhnliche Bezeichnung des Carcers. — Von andern Streichen Wallensteins an der Universität Altorf in den Jahren 1599 und 1600 berichtet Murr S. 301 f., wie auch von der Mißhandlung seines Famulus Johann Reheberger, weil dieser müßig im Fenster gelegen. Wie Professoren, so hatten auch reiche Studirende Studenten als Diener (Famuli).

**) In der spöttischen Inschrift auf ihn bei Murr S. 361 f. heißt es: „Hahnen, Hennen, Hund' er bandisirt (fängt) | Aller Orten, wo er logirt. | Doch muß er gehn des Todes Straßen, | D' Hahn grähen, d' Hund' bellen lassen." Daneben hat Schiller die Stelle der lateinischen, auf eine äsopische Fabel deutenden Grabschrift (daselbst 363) benutzt: Qui galli cantus, Libyci de more leonis, | Horruit. Daß Löwen das Krähen des Hahnes fürchten, erwähnt auch Plinius.

bunden wäre (A. VIII, 122 f.)*). Im Gegensatze zu der größern Freiheit seiner Soldaten wird die uns überlieferte strenge Zucht Gustav Adolfs hervorgehoben, die aber auch nicht erst nach seinem Tode ausartete (A. VI, 79 ff.). Die demselben zugeschriebenen Feldschulen hat Schiller, der ihrer in seiner Geschichte des Krieges ausführlich gedenkt, mit Recht auf das wallensteinische Lager übertragen (A. V, 45 ff.).

Wallenstein gestattete und beschützte in seinem Lager jeden Kultus, da er Soldaten und Obersten jeden Glaubens annahm. So hatten auch katholische Geistliche und besonders Mönche freien Zutritt. Letztere waren gegen Wallenstein, dem man, trotz seiner Ausbildung bei den Jesuiten, Unglauben Schuld gab, äußerst aufgebracht und verfluchten ihn. Sehr glücklich läßt der Dichter hier einen Kapuzinermönch auftreten, welcher, erbittert über das lustige Tanzen an dem heutigen hochheiligen Sonntage (ein solcher wird zu diesem Zwecke ohne weiteres angenommen), seine Strafpredigt losläßt.**) Daß Schiller zu dieser Predigt vorzüglich eine Sammlung des Paters Abraham a Sancta Clara

*) Hier war durch Versehen der auch durch den Reim geforderte Vers: „Hat aber sein Pulver umsonst verschossen," schon im ersten Drucke ausgefallen. Er hatte sich in der berliner Theaterbearbeitung erhalten und wurde auch auf andern Bühnen gesprochen. Irrig ist die Betonung von Stralsund als Jambus, da der Ton auf Stral liegt. — In Wallensteins Aeußerung ist gebunden statt des durch den Reim gebotenen geschlossen überliefert, wonach ersteres auch in Schillers Geschichte steht.

**) Die einen lustigen Walzer aufspielenden Bergknappen werden die Prager genannt, wie man in Weimar noch zu Schillers Zeit umziehende böhmische Musikanten nannte, die sonst auch wohl die Böhmischen heißen. Sie erschienen in Bergknappentracht. Schiller wollte zuerst nur einen Spielmann auftreten lassen, wie sich aus seiner Aeußerung an Goethe vom 8. Oktober 1798 ergiebt. In der Theaterhandschrift strich er die drei Schlußverse des siebenten Auftritts.

benutzte, ist S. 70 f. erwähnt.*) Der Dichter hat außer einer Stelle in dem Tractat „Soldaten-Glory" nur „Auff, auff ihr Christen!" benutzt. Wir geben hier die in Betracht kommenden Stellen nach der Ordnung unserer Predigt; dort stehen sie in ganz anderer Folge. Die wörtlich von Schiller benutzten Stellen sind gesperrt gedruckt; wenn sie lateinisch sind, stehen sie in Anführungszeichen.

„Lebt man doch allerseits, *als hätte der Allmächtige GOtt das chiragra und könne nicht mehr darein schlagen.* — Nicht stehen wie jene Faullenzer, denen Filtzweis [zum Vorwurf] ist gesagt worden: „Quid hic statis tota die otiosi?" ꝛc. sondern solt fein behertzhafft nach dem Degen greiffen. — Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern als von den Musqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken als mit dem Degen umbgehen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als zu Preßburg in der Garnison liegen. Nichts nutz seynd die jenige Soldaten, welche lieber Lucelburg als Luxenburg belägerern! Nit zu leyden seynd die jenige Soldaten, die da lieber

*) Vgl. Boxberger „Schillers Kapuzinerpredigt" in Gosches *Archiv* II, 402—430. Goethe schrieb im Berichte für die *allgemeine Zeitung*: „Wer erkennt nicht in dieser Redekunst die Schule, in der sich Pater Abraham a Sancta Clara gebildet, wer lacht nicht über diese barbarisch geistliche Erscheinung? Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht; wir sehen schon eine lebhafte, gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen." Dies dürfte doch Schiller kaum beabsichtigt haben. Bloß die starkgläubigen Kroaten vertheidigen den Kapuziner. Vgl. S. 220.

Partiterey, als Parthey-Reitter abgeben; zu schimpffen seynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Säbel umbspringen. — Soldaten die lieber haben Krüg als Krieg, seynd nichts nutz. — Gäntzlich aber kann man es nicht widersprechen, und tröhet fürwahr der über uns erzürnte GOtt durch viel Zeichen am Himmel und auff Erden mehrmalen ein wollverdienten Ruthenstreich; der gar große und erschröckliche Comet mag woll ein Ruthen gewest seyn, die uns GOtt in diß große Fenster gesteck hat. — Vor vielen Jahren hero ist das Römische Reich schier Römisch arm worden durch stäte Krieg . . .; Elsaß ist ein Elendsaß worden durch lauter Krieg; der Rhein-Strohm ist ein Peyn-Strohm worden und andere Länder in Elender kehrt worden. — Aber wer verursacht so langwürige, klägliche, schmertzliche, schädliche Kriegs Empörungen, wer? der: Nein, sondern die, die Sünd. — Die Sünd ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen und Kriegs-Schwerdt in unsere Länder ziehet. — Nach dem S im ABC folgt das T, nach der Sünd folgt der Türck. — Et ubi erit victoria, „si Deus offenditur?“ Wie wird dann ein Hoffnung seyn zum Sieg und Victori wider diesen gröstẽ Feind, wenn GOtt beleidigt wird? . . . „Ubi erit spes victoriae?“ — Das Weib in dem Evangelio hat den verlohrnen Groschen gesucht, und gefunden; der Saul hat die Esel gesucht, und gefunden; der Joseph hat seine saubere Brüder gesucht, und gefunden: der aber Zucht und Ehrbarkeit bey theils [d. i. einigen] Soldaten sucht, der wird nicht viel finden. — Under andern seynd auch etliche scrupulosi Soldaten zu ihm [dem h. Joanni] getretten, sprechend: Was solten dann wir thun? Worauf Joannes

geantwortet: Thut niemand Uberlast noch Gewalt: „Contenti estote stipendiis vestris“, und seyet mit eurem Sold zu frieden.*) — Es ist ein Gebott, du solleſt den Namen GOttes nicht eytel nennen. Wann euch solte von einem jeden Flucher ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monath der Schedel so glat, und so er auch deß Absalons Strobel gleich wäre, als wie ein gesottener Kalbskopf. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolcken und von der guldenen Sonnenstrahlen ganz auß-geläuttert; so muß doch bey euch Donner und Hagel allzeit ein-schlagen: So man zu allen Wetterern**), welche euer Fluch-Zung ausbrütet, müßte die Glocken leutten, man köndte gleichsamb nicht Meßner genug herbey schaffen. — David war auch ein Soldat . . ., doch hat dieser streitt-bare Kriegs-Fürst keinem viel tausend Teufel auf den Rucken ge-laden, ich vermeine ja nicht, daß man das Maul muß als weiter aufsperren zu diesem Spruch: GOtt helf dir, als der Teuffel holl dich. — Es ist mehrmalen ein Ge-bott: Du sollst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem eintzigen Strichel vermehrt, indeme sie statt deß Nit

*) Schiller folgt der Vulgata (Luc. 3, 14): Interogabant autem eum milites dicentes: Quid faciemus et nos? Et ait illis: Neminem concutiatis neque calumniam faciatis et contenti estote vestris stipendiis.

**) Schiller hat „für jeden Donner und Blitz“ gesetzt; genauer entspräche dem zu unser bei. Aber Hölscher hat schon bemerkt, daß in diesem Falle das für ganz eigentlich steht. Für die berliner Aufführung hatte Schiller die vier Verse (81—84) „Die Glocken — Munde geht“ weggelassen und 79 euch statt man gesetzt. Aber nicht des für wegen wurden die Verse getilgt, sondern zur Kürzung, wie auch schon vorher 31 f. („Und das — Arm“) und 46—49 („Auf das Unrecht — ABC“).

das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: ‚Du sollst Mitstehlen.‘ . . . Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Meinung, als seyen sie deswegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. — Und vor euch nicht sicher ist das Geld in der Truhen, die Truhen in dem Hauß, das Hauß in dem Dorff, das Dorff in dem Land.“

Außer diesen Stellen des wiener Augustinermönches Barfüßler Ordens wie auch freier Nachahmung ähnlicher hat Schiller dem Kapuziner manche Bibelausdrücke und bildliche Redensarten des Volksmundes geliehen.*) Die Bußpredigt ist mit großem Geschick entworfen, auch die Art, wie der Pater, statt

*) Heisa, juchheia! wie Heisa, dudeldum! bei Schubart. Ursprünglich stand juchheisa. Mit juch wird he, heia oder heisa verbunden. Goethe hat in seinem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern „Dudeldumdei“. Vgl. meine Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken II, 188. Seltsam bemerkt Birlinger: „Heisa kann nur Verhöhnung der tollen Tänzer des Sonntags sein, soll zugleich das Ohr des Völkleins zuhören machen.“ — Die Arche der katholischen Kirche hat auch Abraham a Sancta Clara. — In Abrahams Schoß, nach Luk. 6, 23. — Ne custodias gregem meam (Beschütze meine Herde nicht!), wohl nach dem Worte an Petrus Joh. 15, 21 ff., wird als Befehl Gottes an Wallenstein gedacht. — Jerobeam, der erste und Ahab, der achte König Israels, waren Götzendiener. Bei Abraham a Sancta Clara werden als jüdische Könige Jerobeam und Ahab genannt. — Jehu übte Rache an Ahabs Sohn Ahasia und zerstörte den Baalstempel; er ward von Gott als König eingesetzt, aber er ließ nicht vom Götzendienste Jerobeams. — König Saul starb „in seiner Missethat“ wider den Herrn. — Holofern ist der von Judith getödtete Feldherr Nebucadnezars. — Bei der Kriegsfuri (im ersten Drucke in der allgemeinen Zeitung stand irrig Kriegsfuria) schwebt wohl die Stelle des ausführlichen Berichts vor, „diese Stadt (Regensburg) in der Furi auch wegzunehmen“. — Zeichen und Wunder, biblische Redeweise (Joh. 4, 48), wie in Goethes „Götz“ II, 9.

sich irre machen zu lassen, immer hitziger auf den Wallenstein losfährt, äußerst glücklich.*)

Trefflich verwandt und ausgeführt ist die A. V mit einer vorgeblichen Nichte „aus dem Reich" (wie zu Schillers Zeit Franken und Schwaben allgemein hießen) auftretende, ganz dem wilden Kriegerleben angehörende Marketenderin, die hierher gekommen, um alte Schulden einzukassiren. Schiller nennt sie Gustel aus Blasewitz, in Erinnerung an die Tochter der Besitzerin des Schenkgutes in Blasewitz, einem 3/4 Stunden oberhalb Dresden gelegenen Dorfe an der Elbe, das er im Herbst 1785 vom gegenüberliegenden Loschwitz aus manchmal besucht hatte.**)

*) Die Stelle „So ein Teufelsbeschwörer — bist des Todes" lautete kürzer in der von Goethe an die allgemeine Zeitung geschickten Fassung: „So ein Saul und Teufelsbeschwörer, | So ein Jehu und Friedensstörer, | So ein listiger Fuchs Herodes. | Soldaten. Pfaff, halts Maul! Du bist des Todes!" Sonstige Abweichungen des Abdruckes unserer Szene in der allgemeinen Zeitung sind V. 15 hier still (still wurde in der ersten Ausgabe gestrichen), 34 Das statt Und das, 35 Könnte jetzt, 40 Sind Abteien (in den Theaterhandschriften ist nur nach Abteien eingeschoben), 41 alle gesegnete, 80 Deines Gottes, 82 des Friedländers, 104 euren Krallen, 105 und höllischen, 112 Da das Aergerniß kommt, 114 ja statt doch, 115 verschimpfen. In der berliner Handschrift fanden sich 18 die östreichischen Formen Schnaberl und Saberl (Säbel in der stuttgarter Handschrift, die auch 67 Abrams hat). Das Theater führte 69 irrig plackt statt plagt ein.

**) Johanne Justine (Gustel) Segebin war am 5. Januar 1763 zu Dresden geboren. Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode des Vaters, der Thorwart im Großen Garten an der Seite nach Strehlen gewesen, hatte ihre Mutter schon im Juli 1764 das sogenannte Schenkgut in Blasewitz übernommen und zwei Monate später den kurländischen Lakai Karl Friedrich Fleischer geheiratet. Durch den zu Blasewitz im Herbst wohnenden Kapellmeister Naumann waren Körner und Schiller wohl auf das Schenkgut gekommen, welches mit sieben Kindern gesegnet war, von denen vier aus zweiter Ehe stammten. Justine heiratete schon am 30. Januar 1787, also während Schiller noch in Dresden war, den dortigen Advo-

Ihr Hin- und Herziehen gibt eine lebhafte Anschauung des wilden Treibens der Zeit.*) Sie war dabei, als Wallenstein 1627 den Grafen von Mansfeld bei Dessau schlug und ihn nach Ungarn verfolgte**), befand sich auch bei der Belagerung Stralsunds 1628; darauf ging sie mit der Verstärkung (Succurs, was häufig im ausführlichen Bericht vorkommt) der kaiserlichen Soldaten vor Mantua, zog mit den Truppen, die Alvarez de Figuera Duca di Feria 1633 von Mailand nach Oberschwaben führte, und begleitete dann ein spanisches Regiment nach den Niederlanden.***) Hier wird auch die Feldschule (oben

---

katen und Notar Christian Friedrich Renner, der 1798 als Senator in den Stadtrath gewählt wurde. Wie Schiller dazu gekommen, sie hier aufzuführen (Reime auf „Blitz" gab es ja auch sonst, und jedenfalls hätte er den Vornamen ändern sollen), ist nicht zu sagen. An unzuverlässigen Sagen über die im allerhöchsten Alter verstorbene Dame fehlt es nicht. Mit Recht hat sie es Schiller verdacht, daß er sie in dieser Weise verewigt hat, sollte sie ihn auch einmal schnippisch abgefertigt haben. Vgl. Hermann Pilz im „leipziger Tageblatt" 1885 Nr. 258. — Der Blitz (schlage drein!) ist ein Fluch wie der Donner! Birlinger findet darin einen „Anachronismus für — den Telegraphen"!

*) Stellt sich dar (20), volksthümlich für „zeigt sich". Vgl. 1 Sam. 17, 6.

**) Daß er ihn bis Temeswar (Temesvar) in Ungarn verfolgt habe, ist freilich ungeschichtlich, aber vom Dichter angenommen, um eine sehr weite Entfernung zu bezeichnen. Heisler (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1876 II, 101) will an das Temesvar eine Meile von Gran denken, das nach dem Theatrum Europaeum I, 944 der Bassa von Ofen einnahm. Dieses wird nirgends mit Wallenstein oder mit Mansfeld in Verbindung gebracht, doch heißt es, der Herzog von Friedland habe den Bassa von Ofen von der Belagerung der Stadt Norigrad zurückgetrieben. In der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sagt Schiller bloß, Wallenstein habe Mansfeld bis nach Ungarn verfolgt, aber dessen Verbindung mit Bethlen Gabor nicht verhindern können.

***) „Der lange Peter von Itzehö." Auf die Länge kam Schiller durch die außergewöhnliche Größe des Schauspielers August Leißring, der den ersten Jäger darstellte. Willkürlich hält Birlinger Leißrings Behauptung, Schiller sei durch

S. 226) glücklich eingeführt.*) Ein noch lebendigeres Bild des auf Deutschlands unglücklichem Boden wogenden Krieges erhalten wir A. VI in den Reden der beiden Jäger**), besonders in der Erzählung des ersten, der nacheinander bei Gustav Adolf***), Tilly und den Sachsen†) gedient hat, ehe er Wallensteins Werbung folgte. Auch in dem Gespräch des ersten Kürassiers mit dem den Nährstand vertretenden ersten Arkebusier (XI, 289 ff.) tritt das altes nun beherrschende soldatische Element in seiner zeitlichen Berechtigung hervor.††)

seine Größe, da er den ersten Jäger geben sollte, dazu gekommen, diesen als langen Peter zu bezeichnen, für unwahr. Der Dichter soll nach Birlinger dazu durch den „langen Fritz" vom Regiment Rheingraf veranlaßt worden sein, der mit Tilly kämpfte, in Schillers Geschichte nur als „schwedischer Rittmeister" genannt wird. Der lustige „lange Peter von Itzehö", früher Schreiber, der die Goldstücke seines Vaters verjubelte und durchging, dann aus einem Dienst in den andern lief, hat mit dem „langen Fritz" nur die Länge gemein. Schiller hat die Person seines ersten Jägers ganz und gar erfunden. Scherzhaft nannte man später den in Itzehoe wohnenden Romandichter Johann Gotthwerth Müller mit diesem Namen. Itzehö, auf das der Reim führte, war Schiller aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt, aber die holsteinische Stadt heißt Itzehoe (ursprünglich Etzeho). Die Schweden eroberten sie ein paarmal.

*) Das Theater schrieb unnöthig 39 Leib statt des einen Hiatus bildenden Leibe, 45 den (statt der) engen Stuben, Körner daselbst fürchtet statt des volksmäßigen fürcht (d. i. fürch't). Stuben in der Einzahl entschuldigt der Reim wie Messen V, 6.

**) Statt Feindes und Freundes stand (V. 37) in der allgemeinen Zeitung Freundes und Feindes, wohl durch Versehen. Das Theater ließ V. 65 leben nach flott will ich aus; in der allgemeinen Zeitung fehlte ich.

***) Ursprünglich stand 80 Gustav Adolf (statt dem Schweden).

†) Seine Schilderung der strengen Mannszucht der Sachsen in Böhmen ist nicht ganz der Geschichte gemäß, stimmt auch nicht wohl zu A. I, 31 f. Vgl. oben S. 221***.

††) Gehudel (V. 293), wie Hudelei, Schererei. — V. 303 hieß ursprüng-

Das im Vorspiel so scharf ausgeprägte Bild der Herrschaft des Soldatenreichs unter Wallenstein lehrt, wie dieser bei seinem kühnen Unternehmen die festeste Stütze in diesem hoffen durfte, ja wir müssen es völlig unwahrscheinlich finden, daß die Armee dabei so rasch von ihm abfallen konnte, wie es die beiden folgenden Dramen darstellen; denn von der Treue an Kaiser und Reich finden sich hier nur sehr vereinzelte Spuren. Das Soldatenleben tritt mit solcher unwiderstehlichen, Bürger und Bauern verächtlich drückenden Allgewalt hervor, daß Iffland sich scheute es in dem militärischen Berlin zur Aufführung zu bringen.

Das Ganze ist von zwei Soldatenliedern eingefaßt. Das erste sollte der grausamen Zerstörung Magdeburgs mit soldatischer Lust gedenken, nach dem damals fast allgemein verbreiteten Glauben, die Stadt sei auf Tillys Befehl verbrannt worden; da aber das von Goethe dazu bestimmte, im Volkston gehaltene Gedicht*) diesem selbst nicht genügte, so trat an dessen Stelle ein allgemeines, in der Art des Räuberliedes in den Räubern gehaltenes Soldatenlied. Vgl. oben S. 66. 72. Das einen etwas höhern Ton anschlagende Schlußlied mit Chor**) ist gleichsam die Poesie des gemeinsamen Soldatenlebens, das dem herzhaften Muthe und der frischen Jugendlust vertraut, unbekümmert um

---

lich: „Aber ich brauche nicht auf mir trommeln zu lassen", wo wenigstens ich überzählig war. — V. 334 stand sachte statt erst. — Das Theater hatte V. 300 mir statt mirs, 322 ließ es weg nach Leib wohl durch Versehen aus, 336 schob es noch vor den Brodkorb ein.

*) Ein elfstrophiges Lied auf die Zerstörung Magdeburgs hat sich in Goethes Papieren erhalten; es ist von fremder Hand geschrieben, einzelne Lücken hat Goethe mit Bleistift ausgefüllt. Vgl. meine Ausgabe von Goethes Gedichten in Kürschners Nationalliteratur II, 146 f.

**) Vgl. a. a. O. 146 ff. und meine Erläuterung der lyr. Ged. I, 174 f.

das Schicksal, dem wir nie entgehn können.*) Zum Versmaße vgl. zu den lyr. Ged. I, 180. III, 126. Bei einer der spätesten Aufführungen des Lagers, die Schiller erlebte, fügte er als Schlußstrophe hinzu:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt;
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibet nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwinget das Glück und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Springer erreicht sie doch.

*) Str. 4, 3 stand ursprünglich Philister statt Fröhner. Körner meinte, Fröhner sage nicht alles, was man sich bei Philister denke. Im Musenalmanach auf das Jahr 1798, welcher zum erstenmal das Reiterlied gab, fand sich Str. 2, 2 Herren statt Herrn, Str. 5, 5 wirbet statt wirbt, Str. 6, 6 Ruhe statt Ruh. Str. 7 wurde erst für die Aufführung gedichtet. Goethe berichtet: „Gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten, festverketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämmtlich mit aufgenommen wurden, und der letzte [zu dem aus dem Musen-Almanach schon bekannten Reiterliede] neu hinzugekommene Vers [die Strophe „Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt"] schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterm Muth zu beseelen."

Die Piccolomini.

Erster Aufzug.

Andeutung der Lage. Questenbergs öffentlicher Auftrag, welchem Wallenstein seine Abdankung entgegenstellt; sein geheimer an Oktavio Piccolomini. Der kaiserliche Gesandte will bei der bedenklichen Lage des Heeres verzweifeln, aber Oktavio hofft seinen Anschlag gegen Wallenstein glücklich auszuführen. Oktavios mit Leib und Seele Wallenstein ergebener Sohn verräth dem ihn durchschauenden Vater unwillkürlich seine Leidenschaft für dessen Tochter, welche er mit ihrer Mutter eben aus Kärnthen ins Lager gebracht hat. Mit der größten Spannung entläßt uns der erste Aufzug, der eine so vollständige Exposition gibt, daß wir des Vorspiels gar nicht bedürfen.

Erster Auftritt. Auf dem Rathhause zu Pilsen empfängt Illo die angekommenen Obersten Isolani und Buttler.*) Wir

*) Daß Buttler erst jetzt kommt, stimmt nicht wohl dazu, daß seine Dragoner schon im Vorspiel erscheinen, das doch wenigstens einen Tag früher fällt. — Ursprünglich bewillkommte Illo beide namentlich; denn Illos Rede lautete: „Gut, daß ihrs seid, daß wir euch haben! Wußt' ichs doch, | Graf Isolan bleibt nicht aus, wenn sein Chef (verändert in Feldherr) | Auf ihn gerechnet hat. — Willkommen, Oberst Buttler, | Im Böhmerlande! Euer treuer Eifer | Hat sich auch jetzt bewährt, wie immerdar." Die Aenderung wurde durch die Absicht

vernehmen, daß Wallenstein viele Truppen in Pilsen zusammengezogen, auch die Obersten aller Regimenter berufen, von denen sich schon dreißig eingefunden**), selbst Gattin und Tochter aus Kärnthen hat kommen lassen, die noch diesen Morgen mit Max Piccolomini anlangen werden, dessen Graf Isolani mit Begeisterung gedenkt. Auch Questenbergs***) Forderungen werden erwähnt, und Illo, der Vertreter des Herzogs, deutet an, daß Wallenstein mit seiner Abdankung antworten werde, welche Buttler und Isolani für das höchste Unglück erklären.†) Den gleich am Anfang als schlagfertiger Kroatenführer sich zeigenden Grafen Isolani (richtiger Freiherr von Isolani), den wir schon aus dem Lager A. XI kennen, hat Wallenstein durch die jetzt zum zweitenmal wiederholte freigebige Uebernahme seiner Schulden††), den tüchtigen, vom Reiter bei demselben Regiment

---

der Verkürzung für die Aufführung veranlaßt. Daß Buttler gleich mit Namen genannt und Böhmen als Ort der Handlung bezeichnet wurde, war sehr glücklich.

*) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 241) hatte er „unter dem Schein und Prätext eines feindlichen Einfalls" die hin und wieder in die Winterquartiere gezogenen Regimenter wieder zurückgefordert.

**) 13 begann ursprünglich „Ganz artig eingerichtet", 14 „Hilft sich"; 16 stand: „Die Obersten, die Chefs schon eingefunden."

***) Questenberger (72) statt von Questenberg, wie Altringer (21) von Altringen u. ä.

†) 73 schrieb Schiller beim Drucke kaiserlichen statt neusten, um den überzähligen Fuß wegzuschaffen; 76 war einem Druckfehler des Theaters statt seinem.

††) Im ausführlichen Bericht (S. 242) wird bemerkt, Wallenstein habe Isolani dadurch für sich gewonnen, daß er ihm weis gemacht, der Kaiser lasse durch Herrn Palfi Werbungen in Ungarn machen, und wolle ihn vom Kommando entsetzen, wogegen er erklärt habe, in diesem Falle werde er auch seine Stelle niederlegen. Auch habe man ihm ein Gut von 10,000 Thalern angeboten und einstweilen, bis ein konfiszirtes vorhanden sei, ihn eines von Terzkys

allmählich gestiegenen Buttler*) durch die Erhebung zum Generalmajor sich unauflöslich verbunden, und welch Vertrauen Wallenstein auf Max Piccolomini setzt, dessen Heldenhaftigkeit und Liebe zum Vater Isolani bei Nennung seines Namens hervorhebt**), zeigt die ihm übertragene Sendung. Unter den von Illo namentlich angeführten Obersten finden wir auch Graf Dom Maradas (Marados), General in Böhmen, Graf Götz, früher Protestant, und Oberst Hinnersam, der mit Bredau, Mohrwald und Losy an die Obersten abgesandt wurde***), um Wallenstein zur Beibehaltung des Kommandos zu bewegen, ja auch den schon 1630 gestorbenen Colalto. Tiefenbach, Colalto, Götz und Maradas erscheinen auch im zweiten Aufzug; erwähnt werden dort (A. VI) Forgasch, Deodat (Diodati) und Carrassa, aus der Geschichte bekannte Namen. Daß aber nicht alle Obersten Wallenstein

---

Gütern sich auswählen lassen. Das erstere scheint zu Schillers Erfindung von Wallensteins Verfahren gegen Buttler (W. T. II. 6) Veranlassung gegeben zu haben. — 65 schloß ursprünglich mit *Königlichgesinnte*, der folgende Vers begann *Vom Elend*.

*) Die Fragen 46—48 („Zum Regiment u. s. w.") werden offenbar an Illo gerichtet, nicht an Buttler, wie Hölscher S. 5 behauptet. Die drei folgenden Verse sind eine allgemein gehaltene Aeußerung, dagegen wenden sich V. 54 ff. („Greif zu u. s. w.") an Buttler, wornach Hölscher Recht hat, wenn er hier beidemal *Ihn* statt *ihn* verlangt. Vgl. IV, 1, 1 ff. 7, 14 f. 18 ff. — 53 lautete früher: „Noch fehlt mir die Bestätigung vom Kaiser." Illos Erwiderung begann: „Und soll ich rathen, wartet nicht darauf. | Seid Ihr doch im Besitz; das ist das Wesen", worauf dann die Rede zuerst in *Du*, dann in *Er* überging.

**) Der bei dieser glücklichen *Dichtung* der heldenhaften Reitung des Vaters erwähnte Sieg über Mansfeld kam schon im *Lager* A. III vor. — Das *Theater* hat hier willkürlich *Brück'* statt *Brücke* geschrieben, um den Anapäst wegzubringen.

***) Vgl. Murr S. 328. Die gangbare Form war *Hennersam*. Eigentlich hieß er *Hinderson*.

anhängen, ergibt sich aus Altringers und Gallas' Wegbleiben; letzterer hat auch Buttler zurückhalten wollen.

Zweiter Auftritt. Questenberg gegenüber, mit dem Oktavio zum Rathhause kommt, sprechen Illo, Isolani und Buttler auf das schärfste ihren Widerwillen gegen die Hindernisse aus, durch welche man in Wien Wallensteins Thätigkeit lähme. Oktavio tritt vor dem entschiedenen Bruche vermittelnd ein. Bei dem eben ertönenden Zeichen der Ankunft von Wallensteins Gattin entfernen sich die drei Generale.

Questenberg muß die große Ordnung des Lagers loben*), aber daß Oktavio ihn als Ueberbringer kaiserlicher Befehle und als besondern Gönner und Patron der Soldaten vorstellt, ruft des ungestümen Illo Groll hervor. Dieser erinnert an die bedrängte Lage, aus welcher Wallenstein bei der zweiten Uebernahme des Kommandos den Kaiser gerettet habe.**) Dadurch

*) Questenbergs Rede (V. 5—10) ist ein späterer Zusatz Schillers, der das Folgende verkürzte, indem er die Erwiderung des zuerst begrüßten Isolani strich, während jetzt beide zusammen von Oktavio bewillkommt werden. An der Stelle von V. 1—14 standen neun andere, dann 15 „und Geschwindigkeit" statt „Freund und Schnelligkeit", 16 „die . . . Klugheit" statt „der . . . Rath." Der Anfang lautete: „Oktavio. Ei, ei! noch immer mehr der neuen Gäste! (zu Questenberg.) Gestehn Sie, Freund, kein Kriegeslager hat | So viele Heldenhäupter noch vereinigt. | (indem sie näher treten) Graf Isolan, willkommen! Isolani. Eben angelangt, | Herr Bruder — wär' sonst meine Pflicht gewesen — | Oktavio. Und Oberst Buttler — Mich erfreuts, mit einem | Verdienten Mann Bekanntschaft zu erneuern. | Sieh, sieh! Da hätten wir ja gleich die Summa | Des ganzen Kriegeshandwerks vor den Augen." Wir geben von jetzt an den Wortlaut der ursprünglichen Fassung nicht mehr. — Questenberg wird als kaiserlicher Abgesandter mit Sie angeredet, das sich auch sonst bei Höherstehenden und bei vornehmen Damen findet. Aus seinen spätern Dramen hat Schiller dieses höfliche Sie ganz verbannt.

*) Questenberg kam damals nach Prag, nicht nach Znaym, wo später Eggen-

reizt er Queſtenberg, auf die Leiden Böhmens unter Wallenſteins Heere hinzuweiſen*), wie er auf Illos verächtliche Wegwerfung der Bauern ſcharf bemerkt, die Soldaten ſeien es, die den Kaiſer arm gemacht. Buttler und beſonders Iſolani werden darüber grob und anzüglich**); den letztern weiſt Queſtenberg gebührend zurecht. Illo aber klagt, daß man Böhmens Feinde mit Gnaden und Reichthümern überhäufe (er nennt die Statthalter Wilhelm von Slawata und Jareslaw von Martinitz, die man 1518 beim Aufſtande des böhmiſchen Adels zum Fenſter herausgeſchmiſſen hatte)***), und in lebhafter Weiſe heben Wallenſteins drei Freunde den Widerſinn hervor, im Kriege Schranzen, Pfaffen (Kapuziner, wie Quiroga) und Zaghafte befehlen laſſen zu wollen.†) Auf Illos Bemerkung, Wallenſtein ſorge wie ein Vater für die Truppen††), erwidert Queſtenberg, der Kaiſer habe für beide ein gleich väterliches Herz und könne nicht einen dem andern

berg mit Wallenſtein darüber verhandelte. Mit dem Hofkanzler Graf von Werdenberg war Queſtenberg 1630 an Wallenſtein geſandt worden, ihm die Unvermeidlichkeit ſeiner Entlaſſung freundlichſt beizubringen.

*) 44 f. ſtand früher „heute bin ich | Geſchickt, das unglückſelge Land von ſeinen | Vertheidigern und Freunden zu erlöſen", 49 er ſtatt es und 50 „der arme Landmann". Die ältere Form damalen hat Schiller V. 43 beibehalten.

**) Iſolani deutet auf Queſtenbergs goldenen Kammerherrnſchlüſſel, ſeine goldene Kette und Orden. Vgl. II, 7, 279. Lager A. II, 25.

***) Seit Körners Geſammtausgabe las man 70 beidemal unnötig den ſtatt der.

†) Nach 81 ſtand urſprünglich noch der Sechsfüßler: „Wie freche Fliegen ſich auf jeden Honig ſetzen." — Antecamera (88) als Vorzimmer kommt mehrfach im ausführlichen Bericht vor. — Sünde (93) hat das Theater irrig für Sünden. — Nach 105 ſtand früher noch: „Das Schlimmſte immer iſt, das man juſt fühlt."

††) Früher hatte Schiller Buttler 112 f. und weiter 119 f. 125 und 127 zugetheilt.

opfern. Isolani meint bitter, darum stoße man sie wie ein Raubthier in die Wüste, lasse sie draußen auf freiem Felde liegen, wogegen Questenberg mit Recht das Unpassende eines solchen Vergleichs bitter rügt, doch selbst seine unbillige Beurtheilung durch die Behauptung verräth, die Soldaten hätten sich die Freiheit genommen, sie nicht erhalten, da doch Wallenstein auf sein Vertragsrecht sich berufen darf. Illos scharfe Gegenbemerkungen führen zur Hindeutung, daß man Wallenstein absetzen könne, was dann Illo zur Verspottung der Absicht hinreißt, den König von Ungarn zum Oberfeldherrn zu machen. Auch Buttler läßt sich jetzt nicht mehr zurückhalten. Seine Schilderung der großen Heeresmasse, die Wallensteins Name, Ansehen und Geist allein geeinigt habe, die nur vom Feldherrn, nicht vom Kaiser an ihre Fahnen geknüpft sei, läßt Questenberg die ungeheure Macht empfinden, welche Wallenstein in der Armee besitzt. Oktavio sucht den Streit abzubrechen, damit Buttler, den er durch eine besondere Entdeckung zu gewinnen hofft, nicht zu weit sich hinreißen lasse. Was er von diesem sagt, ist nicht weniger Schillers freie Dichtung, als was Buttler selbst über seine gemeine Herkunft äußert. Ueberliefert ist, daß er durch einen kühnen Reiterangriff bei Eger sich Wallensteins Vertrauen erworben und in Eger eine Gräfin von Fondana geheiratet hat (Murr 346).*)

Dritter Auftritt. Questenbergs Verzweiflung über die Lage der Dinge spricht sich lebhaft aus, Oktavio dagegen zeigt sich ruhiger, wenn er auch drei Viertel der ganzen Armee von demselben Geist erfüllt glaubt. Aber er besitzt ein Mittel, selbst

*) Von den 18 Schlußversen des Auftritts ist noch eine ganz andere Fassung erhalten. Auch vorher finden sich einige Abweichungen.

Buttler zu gewinnen.*) Hier erhalten wir denn sogleich eine Andeutung des gefährlichen Auftrages wider Wallenstein, welchen Questenberg dem Oktavio gebracht hat; er soll dem Generalissimus gebieten, ihm den Oberbefehl zu übergeben. Oktavio unterschätzt die Gefahr so wenig, daß er aus der Ankunft von Wallensteins Gattin und Tochter auf den ganz nahen Ausbruch der Empörung schließt. Der von Questenberg geschilderten traurigen Lage des Kaiserstaates stellt er das entgegen, worauf er seine Hoffnung stützt. Zunächst verläßt er sich auf den in der menschlichen Natur begründeten Abscheu gegen treulosen Verrath, den eigentlichen Nerv des Sturzes Wallensteins, dann gedenkt er der Unterstützung von Gallas und Altringer, denen sich täglich mehrere Treue anschließen, endlich kann er, da er nicht allein durch Horcher, sondern aus Wallensteins eigenem Munde jeden seiner Entschlüsse erfährt, diesem zuvorkommen. Hierbei vernehmen wir denn, wie Wallenstein seit der Schlacht bei Lützen ein unbegreifliches Zutrauen auf ihn gesetzt, ein Bericht**), der später durch Wallensteins eigene Erzählung (W. T. II, 12) ergänzt wird. Oktavio entschuldigt schon hier vor sich selbst seine Hinterlist damit, daß er nicht durch Heuchelei Wallensteins Zutrauen erschlichen; die Ehrenpflicht, den Glauben an seine Ehrlich-

*) Ursprünglich ward hier hervorgehoben, daß Illo Wallenstein als Mittel seiner Rache benutze, da er Verbrechen halber von dem (österreichischen) Heere weggejagt worden. Geschichtlich steht nur fest, daß Illo früher dem Wallenstein zuwider gewesen. Nach „als er spricht" V. 7 folgte eine Rede Oktavios von 7 Versen, worauf Questenberg bemerkte: „Auch diesen kleinen Buttler nagt die Wuth", und es schloß sich darauf ein anderes Gespräch über Buttler an. V. 13—21 und 28—42 lauteten anders.

**) Schiller hat in der ursprünglichen Handschrift ihn erst später in den für ihn frei gelassenen Raum geschrieben.

keit und Treue nicht zu mißbrauchen, ist für den klugen, seinen Vortheil nicht weniger als das Wohl des Reiches im Auge haltenden Mann eine Chimäre, noch weniger hat der schlaue Questenberg davon eine Ahnung.

Vierter Auftritt. Questenberg hatte gewünscht, Oktavio möge seinen Sohn über Wallenstein aufklären.*) Aber gleich sollen wir erfahren, wie dieser mit Leib und Leben dem mächtigen Heerführer zugethan ist, den er als Genius bewundert, als Vater verehrt. Gegen Questenberg, von dessen Auftrag er vernommen, und gegen die Kriegskanzlei in Wien zeigt Max, der sofort seinen Vater in der Absicht, über Questenbergs Sendung Näheres zu erfahren, aufgesucht**), sich äußerst erbittert, da sie dem einzigen Manne, statt ihn seinen großen, von der Natur ihm angewiesenen Weg gehn zu lassen, mißtrauisch verfolgen, ja sich dienstbar machen wollen.***) Wallensteins Größe tritt uns gerade in dem begeisterten Lobe von Max ergreifend entgegen. Als aber der Vater meint, er spreche als geborener Krieger, der das Glück des Friedens nicht gesehen, kommt seine von weicher Empfindung durchwärmte Sehnsucht nach dem Glücke des Friedens und stillen Familienlebens zum Durchbruche.†) Daß diese empfindsame

*) Der Ausdruck wurde hier später mehrfach verkürzt.

**) Darauf deuten die Worte von Max: „Da ist er ja gleich selbst", die man aus Mißverstand dem Oktavio hat zuweisen wollen.

***) Auch hier hat Schiller später gekürzt, indem er nach V. 12 die Worte: „Der Klugheit heilig und der Rittertugend", und nach 21 sieben Verse, eine Aeußerung von Max mit Questenbergs Erwiderung, weggelassen.

†) Eine weitere Ausführung hat Schiller in der für die Aufführung bestimmten Handschrift gestrichen. Von andern kleinen Aenderungen bemerken wir nur, daß V. 92 in den Handschriften des Eigenthumes heilge Grenzen stand. Den etwas störenden Vers (172): „Die er einst an der Amme Brust ver-

Stimmung zum Bilde des tapfern jungen Kriegers sich nicht fügen will, daß über der Empfindung des von der Liebe Seligkeit umwehten Jünglings der im Kriege gereifte Heldenführer vergessen und der rauhen Zeit jenes traurigen Krieges die höhere Bildung des Endes des achtzehnten Jahrhunderts untergeschoben ist, hat man längst bemerkt. Fielitz hat die Sache dadurch nicht verbessert, daß er den Max wider den offenbaren Geist der Dichtung zum Helden des Stückes macht. Zuletzt hebt dieser Wallensteins Verlangen nach Frieden hervor, an dessen Abschluß, wie an allem, was er unternehme, nur der wiener Hof ihn hindere. Auffallend ist seine Andeutung, dieser sei in Wien deshalb verhaßt, weil er das Wohl Europas über die Vergrößerung Oesterreichs setze. Schiller denkt sich, Oesterreichs Streben und Ausdehnung seiner Macht rufe ganz Europa gegen dasselbe auf. Wie viel besser würden hier Gewissens- und Religionsfreiheit stehn! Auch der Unterhandlungen mit Sachsen, die man ihm zum Vorwurfe mache, gedenkt Max. Daß er die Einigkeit der protestantischen Fürsten mit dem Kaiser herzustellen suche, um die Fremden aus dem Lande zu jagen, würde wirksamer gewesen sein.

Fünfter Auftritt. Nach dem Abgange von Max wünscht Questenberg, Oktavio möchte diesen sofort mit dem Befehle des Kaisers bekannt machen. Aber das, was er eben von Max vernommen, hat diesen in äußerste Verlegenheit gesetzt; er sieht voraus, daß die Liebe zu Wallensteins Tochter, die ihm nicht entgehn kann, seinen Max noch fester an den begeistert geliebten Feld-

lassen", wobei etwa die Stelle der Odyssee XI, 448 vorschwebte, hat Schiller auch später nicht getilgt. Für die Aufführung hatte er die 125 („Der Weg durch Länder") beginnende Schilderung mit einer Zwischenrede Questenbergs von 10 auf 3 Verse verkürzt.

herrn knüpfen werde. Questenberg, der sonst so kluge Mann, ahnt, trotz Oktavios Erwähnung der Reise, gar nicht, was dieser fürchtet. Dies muß auffallen, obgleich Questenberg zunächst dadurch bewegt wird, daß Oktavios eigener Sohn von Liebe und Verehrung zu Wallenstein hingerissen ist. Oktavios Verlegenheit, die ihn halb verrathen läßt, was er nicht auszusprechen wagt, wird höchst bezeichnend, aber vielleicht für den sonst so ruhigen Mann etwas zu grell, ausgeführt.*) Um so gespannter ist die Erwartung des Zuschauers, wie dieser Zwiespalt zwischen Vater und Sohn enden werde.

Zweiter Aufzug.

Wallenstein empfängt nacheinander Gattin und Tochter und auch deren Reisebegleiter Max Piccolomini, dann, nachdem Terzky und Illo ihn zum endlichen Bruche vergebens zu treiben gesucht, in Gegenwart vieler Obersten den kaiserlichen Abgesandten, dem er den Entschluß seines Austritts ankündigt. Max und andere Obersten suchen ihn davon abzuhalten; sie beschließen eine gemeinsame Berathung, deren Folgen wir gespannt entgegenge-

*) Zu ihr (zuerst stand zu diesem Fräulein) spricht Oktavio (11) in der Verwirrung, welche in der szenarischen Bemerkung, die jetzt „pressirt" lautet, hätte angedeutet werden sollen. Daß durch die Aenderung der Vers leidet, beachtete Schiller nicht. Der Auftritt beginnt auch mit einem dreifüßigen Verse. — In der ursprünglichen Fassung erinnerte sich Oktavio noch nach den Worten: „O! ich fürchte alles" (12), an die frei von ihm wiedergegebene Aeußerung aus Max: „Dem Herzen gibt es . . . andre Freuden"; nur der mittlere Vers ist von dieser wörtlich herübergenommen. Besser schlösse wohl an „Zum Herzog! Gehn wir" (12) sich sogleich an „Kommen Sie!" (22).

sehen. Wallensteins Stellung zum wiener Hofe und seine eigene Absicht treten deutlicher hervor.

Erster Auftritt. Die Bedientenszene zeigt uns Wallensteins Abhängigkeit von seinem Astrologen, der schon hier persönlich eingeführt wird, damit er bei seinem spätern bedeutenden Auftreten (W. T. I, 1) uns nicht ganz fremd erscheine. Schiller und Goethe hielten es für zweckmäßig, die später in wichtigen Augenblicken auftretenden Personen schon vorher vorzuführen.*)

Zweiter Auftritt.**) Von der über Wien zurückgekehrten Gemahlin erfährt Wallenstein in einem dramatisch belebten Gespräche, wie dort der Herzog von Baiern, die Spanier und die Jesuiten ihn verdächtigen und seine Entfernung betreiben, auch alle frühern Freunde ihn aufgegeben haben.***) Die Herzogin,

*) Ursprünglich lautete die Szene anders; die Reden von vier Bedienten waren ausgeführt und es kam dann noch ein Kammerherr mit Pagen, von denen der eine, der als Baron angeredet wurde, Wallenstein den Kommandostab auf einem Kissen überreichen sollte, was doch eine etwas seltsame Zermonie war. In den Theaterbearbeitungen sprechen die Bedienten in Prosa und der Page legt vor Wallensteins Ankunft den auf einem rothen Kissen getragenen Kommandostab neben den Armsessel des Herzogs. Auch gehören dort dieser und die sechs folgenden Auftritte noch zum ersten Aufzug. Vgl. S. 92. — 26. Denkt sich, volksmäßig für läßt sich denken.

**) Die ersten 28 Verse finden sich noch auf einem besondern Blatte in abweichender Fassung.

***) Die Königin von Ungarn, des Kaisers Schwiegertochter, war durch ihren Beichtvater Quiroga gegen Wallenstein eingenommen. Statt dessen wird hier des Jesuitenpaters Lamormain (Lämmermann) gedacht, des Beichtvaters des Kaisers, obgleich der Kaiser sich gegen Wallenstein verpflichtet hatte, auf dessen Wort nicht mehr zu achten. Der früher Wallenstein freundlich gesinnte spanische Botschafter ist Graf Onate. Eggenberg und Lichtenstein kennen wir als seine warmen und einflußreichen Freunde. Ambassadore wird hier abgekürzt und die vorletzte Silbe lang gebraucht. — Hispanisch, wie schon im Lager (A. XI, 47)

sonst gewohnt, sich dem Willen ihres Gatten zu fügen, ist jetzt durch den kalten Empfang, den sie gefunden*), und die drängende Gefahr so tief ergriffen, daß sie ihn beschwört, doch durch Nachgiebigkeit gegen den Kaiser, dessen Huld sie alles verdankten, was freilich übertrieben ist, das Schlimmste abzuwenden: aber aus Wallensteins eigenen vorhergehenden Worten, die er für sich spricht, erkennen wir, daß die Ungunst des Hofes ihn gerade auf den entgegengesetzten Weg treibt. Der ängstlich besorgten Gattin tritt er nicht entgegen, sondern sucht sie zu beruhigen**), da er ihr jedes Bittere möglichst ersparen möchte. Auffällt es, daß hier als Zweck der Reise, statt des naheliegenden Verlangens, die Seinen wiederzusehn, die Absicht bezeichnet wird, Thekla dem künftigen Gemahl noch vor dem Feldzug zu zeigen, da doch ein bestimmter Gatte nicht in Aussicht genommen ist, auch ein solches Geheimthun den Hof nur noch mehr erbittern mußte.

Dritter Auftritt. In Theklas Empfang***) fühlen wir

---

neben spanisch, Hispanier gleich nach Spanier IV, 5, 99 f., während man neben den spanischen Formen Conte und Ambassador etwa espanisch erwartete. Weniger auffallend wäre wohl Graf Onate statt Ambassador, doch sollte der Rang des wenig bekannten Grafen hervorgehoben werden.

*) Sie bezeichnet sich durch ihre Stellung und ihre Geburt, wie schon seit Homer der Redende zu bedeutender Hervorhebung statt des Fürwortes ich seinen Namen setzt. So nennt Wallenstein sich selbst Friedland (W. T. III, 10).

**) Doch läßt er sich zur Bemerkung hinreißen (53): „Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten", wodurch er die weitern Mittheilungen der geängstigten Gattin hervorruft. — Im vorhergehenden Verse hat Schiller später die statt diese geschrieben, und so den beginnenden Anapäst weggeschafft.

***) Die Kostümanweisung, daß Thekla „reich mit Brillanten geschmückt" sei, strich Schiller beim Drucke, obgleich Max (III, 4, 18 f.) ihren reichen Demantschmuck erwähnt.

Wallensteins innige Vaterliebe*), die freilich mit der höchsten Ehrsucht sich verbindet, und der Tochter bewundernde Verehrung des mächtigen Helden, den sie mit Stolz ihren Vater nennt. Nach den hier gegebenen Andeutungen**) muß Thekla jetzt im siebzehnten Jahre stehn, da Wallenstein sein Heer im Sommer 1625 aufbrachte. Der Vater kann sich nicht enthalten, seines Traumes von einer Königskrone, der von Böhmen, die er freilich nur gegen den Willen des Kaisers erlangen könnte, zu gedenken. Daß er sogar trotz diesem in Deutschland Frieden stiften werde, liegt, wenn auch in dunkler Tiefe, in seiner Seele, aber die stolze Freude, daß er seine Tochter einst als Königin sehn werde, treibt den Gedanken über seine Lippen.***)

Vierter bis sechster Auftritt. Wallenstein empfängt Max, dem er innigen Dank und herzliche Freude ausspricht†); diesen aber berührt es schmerzlich, daß er ihn gleich für seinen Dienst reich beschenkt hat.††) Die Gräfin und Thekla beruhigen

*) In den Worten (7): „Ich nehme sie zum Pfande größern Glücks", ist sie die in Thekla ihm erscheinende Erfüllung seiner Hoffnung. Pfand, für versicherndes Zeichen, ist Schiller besonders beliebt.

**) Schiller hatte 21 ursprünglich fünf Jahre geschrieben, das er zuerst in sechs, dann in acht änderte.

***) Die Schlußworte des Auftritts sind undeutlich. Nicht das kriegerische Leben, sondern den Siegeskranz will er in eine Krone verwandeln, ihr diese auf die Stirn drücken. Er kann demnach nicht an eine Vererbung, sondern nur an ihre Vermählung mit einem Könige denken, der es sich zu Ehre rechne, sein Schwiegersohn zu sein. Vgl. W. T. III, 4, 98 f.

†) Das glückliche (glücklichste war späterer Druckfehler) Gestirn des Morgens, der Morgenstern, ist die heilbringende Venus. Fielitz hat S. 33 diesen so nahe liegenden Vergleich mit zur Begründung seiner sonderbaren Ansicht mißbraucht, Max sei die Venus, der Stern der Liebe, der Freude, der Schönheit. Vgl. W. T. V, 3, 31 f.

††) In den Worten „hab' Mutter und Tochter deinen Armen überliefert"

Max, welcher dann der schweigenden Herzogin seine glühende Liebe zu Thekla andeutet.*) Glücklich läßt der Dichter die Vorstellung von Max durch Terzkys Zwischenkunft unterbrechen, welche den eigentlichen Fortgang der Handlung einleitet. Wallenstein entläßt die Seinen freundlich mit bester Fassung und gibt Max ein Zeichen seines vollsten Vertrauens, Terzkys Ruf an diesen aber deutet auf die bevorstehende Versammlung der Obersten bei Illo (II, 6, 1 ff.).

Die A. V von Terzky überbrachten Briefe sprechen entschieden von der Absicht, dem König von Ungarn, dem sechsundzwanzigjährigen Sohne des Kaisers, den Oberbefehl an Wallensteins Statt zu übergeben, was in Verbindung mit den Nachrichten seiner Gattin ihn zum Handeln drängt, besonders da er gleichzeitig Briefe von Gallas und Altringer erhalten hat, deren Entschuldigung, daß sie nicht in Pilsen erscheinen können, Verdacht gegen diese erregt, die für seine Pläne besonders wichtig sind. Bei der immer näher tretenden Entscheidung muß er Terzky, der die Unterhandlungen mit Sesin vermittelt hat (vgl. S. 165), nach dem Stande mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna fragen, der im Februar sich auf der eben tagenden Versammlung

könnte man Gattin verlangen, aber Max soll unwillkürlich andeuten, daß Thekla das Glück seiner Reise gewesen.

*) Eine Erwiderung der Herzogin nebst einer weitern Ausführung von Max hat Schiller bei der Bearbeitung für das Theater gestrichen, so daß die Worte, „Ja, er muß immer geben und beglücken!“ (29), an die Stelle der ursprünglichen dreizehn Verse traten. — 32 f. versuchte Schiller einmal statt „ein Gefangner sein | Von diesem Namen“: „mich in diesem Namen | Gefangen sehen“, stellte aber dann das Ursprüngliche wieder her. — Statt 34 hieß es ursprünglich: „Mir jedes schöne Glück, wie jede Kraft | Mir darin aufging, darin enden soll | ein ganzer Lauf, wie er darin begann.“

der niedersächsischen Stände zu Halberstadt befand. Terzkys Antwort (vgl. S. 192) bringt ihn auf seinen Widerwillen gegen die in Deutschland eingedrungenen Schweden, die er Gothen nennt vom südlichen Theile des Landes, Gothland*); im weitern Verfolge erklärt er, daß er freilich dem Kaiser Böses thun könnte, wenn er wollte, doch habe er sich nur freie Hand gehalten, sich noch auf nichts eingelassen. Des Herzogs Weigerung, etwas Schriftliches von sich zu geben, ist geschichtlich begründet.

Der A. VI eintretende Illo berichtet über die Stimmung der Obersten, welche er in Wallensteins Auftrag empfangen hat.**) Vergebens sucht er Wallensteins Verdacht gegen Oktavio aufzuregen, auf welchen er in Folge seiner innigen Bekanntschaft von Jugend auf, ihrer gleichen Nativität (bei ihrer Geburt stand Jupiter im ersten der sogenannten zwölf Himmelshäuser)***) und eines besondern Umstandes, den er geheimnißvoll verschweigt (vgl. I, 3, 87 ff.), unerschütterlich baut. Illos Mittheilung, daß die Obersten durch Abgeordnete ihn bitten wollen, das Kommando nicht niederzulegen, führt auf Wallensteins Verlangen einer

---

*) In der lateinischen Grabschrift bei Murr S. 362 heißen die Schweden Gothi. — 29 stand statt „zum Raube geben" früher „in Nachen jagen", 43 „in Deutschland" statt „im Reiche", wie Schiller änderte, nachdem er 40—42 für das Theater gestrichen hatte.

**) In der Theaterbearbeitung ist hier die Erwähnung Buttlers gestrichen, was kaum zu billigen sein dürfte. Wallenstein sprach: „Der hohle Mensch! — Und Buttler, der Dragoner?" Illo erwiderte: „Was hast du mit dem stillen Mann gemacht? | Der kommt hieher, ganz Ernst für dich und Eifer." Dann schloß Wallenstein mit den Worten ab: „Er ist der Unsre, und ich weiß warum."

) Vgl. S. 251). — Nach Horoskop setzte Schiller erst beim Druck wenig passend gestellt hinzu, um den Vers zu füllen; denn ursprünglich stand nach dem Alten (16) noch: „Hab' Fröhliches und Trauriges mit ihm | Getheilt."

schriftlichen Verpflichtung, ihm unbedingt zu folgen.*) Wie schwer dies halten werde, deutet Terzky an: da aber Illo ein Mittel zu haben glaubt, diese Verschreibung zu erhalten, überläßt Wallenstein ihm die Sache, unbekümmert um das Wie — eine verhängnißvolle Freiheit, da Illo auf Trug ausgeht. Wallenstein denkt wohl, wie es Illo III, 1 ausspricht, auch die erschlichene Unterschrift werde die Obersten binden. Als nun Illo in ihn dringt, endlich Ernst zu machen, spricht sich Wallensteins entschiedener, ihm so verderblicher Glaube an die Astrologie aus, an deren Ausspruch er die Ausführung seines Entschlusses knüpft. Vergebens mahnt ihn Illo mit dringendem Ernste, den rechten Zeitpunkt nicht zu verpassen; seinen Spott auf die Sternkunst**) erwidert er mit dem Bedauern, daß ihm, weil statt des Jupiter der böse Saturn bei seiner Geburt geleuchtet, der Glaube an die Geheimnisse der Sternkunst versagt sei.***) Auffällt, daß am

*) Die Worte: „des Kaisers Dienst" fügte Schiller später zur Vervollständigung des Verses hinzu, wie er auch in dem fünften darauf folgenden Verse den fehlenden Fuß ersetzte. Ursprünglich stand „Gibt uns Terzky | Nicht ein Bankett?"

**) Malefikus, Unheilbringer, ist Saturn, wie Venus heilbringend. — Den Saturn nennt Schiller bald darauf den „Unterirdischen, mit dem bleichen bleifarbenen Schein." Unterirdisch deutet auf Saturns Fesselung im Tartarus durch seinen Sohn, den im Himmel herrschenden Jupiter. Saturn bezeichnet in der alchymistischen Sprache das Blei. Vgl. III, 4, 89 ff., W. T. I, 1, 25 ff.

***) Statt in den Tiefen hatte Schiller einmal den technischen Ausdruck im Abyssus versucht. — Die Geisterleiter erinnert an die „auf- und niedersteigenden Himmelskräfte" im ersten Monolog von Goethes Faust. — Die Kreise in den Kreisen. Gangbar ist Kreis in Kreisen oder um Kreise. — Bei der Stelle: „Die himmlischen Gestirne machen nicht bloß Tag und Nacht u. s. w." schwebt wohl Goethes Ausführung im Briefe an Schiller vom 8. Dezember 1798 (vgl. oben S. 88 ff.) vor. — Des Himmels Häuser. Der Himmel wird in zwölf gleiche Abschnitte, sogenannte Häuser getheilt; der Ein-

Schlusse des Auftritts Wallenstein auf Terzkys Frage nicht alle Generale der Eröffnung Questenbergs beiwohnen läßt*), wohl nur um einen wirksamen Schluß des Aufzuges zu gewinnen, indem ein Theil derselben zuletzt gewaltsam in die Versammlung eindringen soll. Am Ende des sechsten Auftritts vermißt man Questenbergs Anmeldung.**)

Siebenter Auftritt. Wallenstein thut, was er Terzky und Illo so eben versprochen hat: nach dem Urtheil der Obersten lehnt er die vom Kaiser gestellten Forderungen ab, erklärt sich aber bereit, da derselbe den mit ihm geschlossenen Vertrag bereue, den Oberbefehl niederzulegen, wovon ihn denn die dadurch betroffenen Obersten eifrig abzuhalten suchen. Questenbergs langgesponnener Vortrag***) ist für die Auffassung von Wallensteins Verhalten deswegen von besonderer Wichtigkeit, weil er alle wider ihn erhobenen Klagen enthält, gegen die Wallenstein sich so gut, zuerst fast spielend durch Max, vertheidigen kann,

---

und Austritt der Planeten ist bei den verschiedenen Häusern von besonderer Bedeutung. Vgl. Schleidens „Studien" S. 252 ff.

*) Ursprünglich waren neben den beiden Piccolomini „Colalto, Don Maradas, Tiefenbach, Götz, Buttler, Isolani" genannt, dann ward nach mancherlei Versuchen, bei denen auch einmal Esterhazy erschien, die jetzige Fassung gewählt. Bei der frühern kann Schiller noch nicht das Eindringen der drei hier genannten Obersten am Schlusse des Aktes im Sinne gehabt haben, das sich aber schon in der ursprünglichen Handschrift findet.

**) Zuerst hieß es in der szenarischen Bemerkung, Wallenstein setze sich und halte die Hand an den Kommandostab, Terzky stehe hinter seinem Stuhle, die Flügel öffneten sich; als hereintretende Oberste wurden außer den beiden Piccolomini Buttler, Isolani, Illo, Götz, Tiefenbach, Colalto, Deodati und Palfi genannt.

***) Verhack, Verhau, concaedes, abbatis, früher Wegschlag, gefällte Bäume und Gesträuch vor dem das Lager umgebenden Graben, wie auch W. T. IV, 10, 24. — 63. Daß der Kaiser „durch sieben abgeschickte unterschiedliche Curier"

daß sie in sich zusammenfallen.*) Dagegen behauptet Wallenstein mit vollem Recht, daß man zu Wien von der Armee das Unmögliche verlange, und beschwert sich über die lange Zurückhaltung des Soldes.**) Questenberg weiß sich hiergegen, so wie gegen den Vorwurf, daß der Kaiser auf dem Tage zu Regensburg Wallenstein habe fallen lassen, nur ungeschickt zu vertheidigen.***) Questenbergs erste Forderung, das Heer solle sich

begehrt, Wallenstein solle Gallas Hülfe schicken, sagt der ausführliche Bericht (S. 226). — Nach: „Indeß der junge Weimarische Held" strich Schiller beim Drucke den Vers: „Dem schwedischen Heer ein zweiter Gustav ward."

*) Gegen die Geschichte läßt Schiller auch den Rheingrafen Otto Ludwig von Salm sich nach Nürnberg ziehen. — Bei der thatsächlich falschen Angabe, Wallenstein habe den Grafen Matthias von Thurn, wenn er sich ergebe, reich beschenkt zu entlassen versprochen, aber ihn wider sein Wort so lange gefangen gehalten, bis er den Befehl zur Räumung der von den Schweden besetzten schlesischen Städte gegeben, folgte Schiller dem ausführlichen Bericht (S. 321 f.), wonach Wallenstein Thurn, seinen alten vornehmsten Confidenten, mit einer Verehrung wiederum losgelassen. Wallenstein erklärte einfach, Thurn sei schwedischer Obrist. — Schiller bedient sich der gangbaren Form Böheim, die auch Wallenstein W. T. I, 5, 87 braucht, wo freilich frühere Abschriften Böhmen haben, das sonst regelmäßig erscheint. — Der letzte Theil von Questenbergs Rede ist in der Theaterbearbeitung wesentlich verkürzt, so daß an die Stelle von 16 Versen 7 kamen; erst beim Drucke trat die jetzige Fassung ein.

**) Den im vorhergehenden Jahre versprochenen dreimonatlichen Sold hatte man nicht gezahlt, eben so wenig die Rekruten- und Verpflegungsgelder; auch für die Zukunft standen diese nicht in Aussicht. Vgl. S. 217.

***) In Wallensteins glänzender Darstellung, daß er das Heer geschaffen, ist bei der Theaterbearbeitung eine längere Stelle gestrichen, welche auf das Märchen vom Wundervogel hinweist, dessen auch eine gleichfalls weggefallene Ausführung W. T. III, 13 gedachte. R. Köhler hat (Schnorrs „Archiv" III, 145 ff.) das Märchen in Tausend und eine Nacht nachgewiesen, wo in der Geschichte der zwei auf ihre jüngere eifersüchtigen Schwestern unter den drei wunderbaren Dingen an erster Stelle der sprechende Vogel Bubbulhezar (d. h. tausend Nachtigallen) genannt wird, der alle Singvögel aus der Nähe an sich zieht, da diese

gleich zur Befreiung von Regensburg aufmachen, wird auf Wallensteins Frage an die Obersten*) von Illo und Buttler mit kurzen Worten als unmöglich zurückgewiesen. Als aber der kaiserliche Abgeordnete bemerkt, Oberst Suys habe dem Befehl des Kaisers, nach Baiern vorzurücken, gehorcht, erklären alle Obersten auf Wallensteins Frage dies für Verrath, auf dem der Tod stehe, und er selbst bezeichnet des Kaisers Befehl als Bruch des Vertrages und Schwächung des Heeres.**) Ueber Questenbergs zweite, noch stärkere Forderung (vgl. S. 173) läßt Wallenstein gar nicht abstimmen; es sei dies nur ein pfiffig ausgesonnenes Spiel Lamormains, um ihn zu schwächen und dann bei Seite zu schaffen. Dabei beruft er sich mit Recht auf seinen Vertrag, wonach er allein über alle kaiserlichen Heere zu befehlen habe. So erklärt er denn seinen schon vor Questenbergs Ankunft gefaßten Entschluß, den Oberbefehl gleich niederzulegen, was er freilich seiner Obersten wegen ungern thue, da diese nicht allein so manche gemachten Vorschüsse verlieren würden, sondern auch ein neues Regiment ertragen lernen, ja wohl gar ihrer Abkunft und Religion wegen ausscheiden müßten. Die Vorschüsse***) und die Thatsache, daß Wallenstein nicht auf

---

seinen Gesang zu begleiten kommen. — Statt Wallensteins Fluch „Tod und Teufel!" schrieb Schiller für das Theater: „Freiheit! Freiheit!"

*) Nach „meine Generals?" stand ursprünglich noch: „Heischt man das Mögliche von uns?"

**) In der Wirklichkeit verhielt sich nach dem ausführlichen Bericht (S. 229) die Sache anders. Baron de Suys war auf den Wunsch des Kaisers schon nach Passau gegangen, aber Wallenstein befahl ihm, in die Winterquartiere zurückzukehren, mit der Drohung, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen, falls er dem Kaiser, nicht ihm gehorche, worauf dieser sich denn zurückzog. Vgl. S. 172.

***) Im ausführlichen Bericht (S. 245) sagt Illo den Kommandanten,

Religion und Abstammung sah, nahm Schiller aus der Geschichte. Max gibt zuerst dem bittern Gefühle der Entrüstung, daß es dahin kommen solle, lebhaften Ausdruck. Isolani hebt den Untergang des Heeres als nothwendige Folge hervor, worauf Wallenstein mit verstellter Gleichgültigkeit erwidert.*) Max ist es auch, der zuerst eine Berathung der Obersten in Vorschlag bringt.**) Die allgemeine Entrüstung über des Kaisers Forderung deutet Buttler in seinem Questenberg gegebenen Rathe an, wobei wir uns der Mißstimmung der Soldaten über die zu ihnen gedrungene Kunde seiner Aufträge im Vorspiele erinnern.***) Wie sehr die Obersten an Wallenstein hängen, soll Questenberg noch durch die eben eindringenden Obersten erfahren.†) Wallenstein aber verweist diese auf Illo, welchem er seine Meinung mitgetheilt habe.††) So drängt alles zum Bruche, und Oktavios Sohn selbst ist es, der den nächsten Schritt, die Berathung der Obersten, veranlaßt, ohne zu ahnen, welche Pläne, wenn auch noch dunkel, in Wallensteins Seele liegen, zu deren Ausführung ihn der wilde Illo treibt.

sie hätten die Regimenter und Kompagnien meistentheils auf Wallensteins Zusprechen aus ihrem eigenen Säckel errichtet, und würden bei dessen Rücktritt nichts dafür erhalten, „nichts als ruinirte Cavaliers sein".

*) Hier hat die Theaterbearbeitung zwei bedeutende Aeußerungen Isolanis und Buttlers, nachdem Schiller sie zu ändern gesucht, schließlich gestrichen, nicht zum Vortheil der dramatischen Entwicklung.

**) Auch hier sind zwei Verse weggelassen worden.

***) Statt „schwerlich . . . Schlüssel" stand früher: „kommt es aus, | Was Ihre Sendung nach sich zog, nichts möchte | Des Kaisers Boten".

†) Daß die drei genannten Obersten alle zugleich, aber nicht schreiend sprechen, besagte früher eine szenarische Bemerkung.

††) Ursprünglich sprach Illo noch nach Wallensteins Abgang: „Kommt, kommt! Heut Nacht bei Tisch besprechen wirs!" wodurch der Schluß des Aktes abgeschwächt wurde. Schiller wollte damit bezeichnen, daß Illo bereits seinen Plan gefaßt habe, die Berathung erst am Abend stattfinden solle.

Dritter Aufzug.

Illo verräth seinen Plan, die bedingungslose Verschreibung zu erhalten. Terzkys Gattin will Max durch den in der Ferne gezeigten Besitz Theklas zum blinden, auch der Treue gegen den Kaiser nicht achtenden Anhänger Wallensteins machen. Die auch in den Theaterhandschriften wenig gekürzten Liebesszenen nehmen einen breiten Raum ein, die Handlung selbst stockt; denn wir müßten die sofortige Berathung der Obersten erwarten.

Erster Auftritt. Illo theilt Terzky seinen Plan mit, diesen Abend durch List die unbedingte Verschreibung der Obersten zu erlangen, welche doch endlich Wallenstein zum Handeln treiben werde. Terzky kann den Zweifel nicht unterdrücken, diesem sei es mit seinen höhern Plänen nicht Ernst. Doch Illo weiß, daß er nur deshalb immer die Planeten befragt. Terzky hat (wohl von Seni) gehört, die heutige Nacht solle besonders wichtig für die bedeutsamen Himmelserscheinungen sein. Illo beharrt auf der Ueberzeugung, die Verschreibung werde Wallenstein zum ersten Schritte gegen den Kaiser bestimmen, der ihn dann nothwendig immer weiter treibe. Glücklich wird am Schlusse der Plan, Max zu gewinnen, eingeleitet.*)

Zweiter Auftritt. Hier tritt der Plan der Gräfin Terzky*) bestimmt hervor, die Wallensteins Absichten zu verstehn und zu

*) Terzky nennt seine Gemahlin bedeutsam, „die Gräfin Terzky". Wenn er sagt, reiße ein Strick, so sei schon ein anderer bereit, so denkt er an den Einfluß von Max Piccolomini, dessen Liebe zu Thekla man benutzen könne, um Wallenstein zu bestimmen: aber zunächst will er sich der Unterschrift von Max versichern. Das Sprichwort sagt: „Wo alle Stricke reißen, ist viel Knüpfens." Auch wird „wenn alle Stricke reißen" zur Bezeichnung des schlimmsten Falles gebraucht.

**) Sie nennt sich Schwester Wallensteins nach gewohnter Freiheit für

seinem Zwecke zu wirken wähnt. Terzky hofft, Max werde, wenn sie ihn recht ins Feuer treibe, ohne Bedenken seine Unterschrift geben. Daß mittlerweile die Obersten*) sich zum Bankett bei Terzky versammelt haben, ist dramatisch belebt ausgeführt, nicht weniger Terzkys Sorge, Wallenstein von dem Plane mit Max nichts merken zu lassen.

Dritter bis sechster Auftritt. Die Gräfin Terzky, welche die Liebe von Max und Thekla an diesem Morgen entdeckt hat, tritt als Vermittlerin auf. Sie sucht das Vertrauen des Liebhabers zu gewinnen. Diesen hat die Liebe unendlich weich gestimmt, ihn aus dem gewohnten Lebenskreise herausgerückt und in seiner Seele den sehnsüchtigen Trieb nach der Stille friedlichen Lebensglückes erregt, so daß es der Gräfin, die ihm eine Zusammenkunft mit Thekla versprochen hat, leicht gelingt, ihm die Erzählung seines Liebesgeständnisses zu entlocken. Thekla ist durch die Liebe erst recht zum Leben erwacht und ihr reiner, feiner, edler Sinn zur vollsten Blüte gediehen. So erscheint sie denn gefaßter und muthiger als der aus einem tapfern Heldenjünglinge zu einem schmachtenden, hoffnungsseligen Liebhaber wunderlich verwandelte Max.**) Auch erkennt sie, daß die

---

Schwägerin, wie man auch den Schwager Bruder anspricht. Der Schwager (8) ist Wallenstein. Auffallend lang spricht die Gräfin für sich 8—18. Nach der szenarischen Bemerkung für sich stand ursprünglich noch das mit Unrecht gestrichene „indem sie vorwärts kommt".

*) Schiller braucht dafür auch Generale, Generals, Commendanten, Commandeurs; im ausführlichen Bericht steht Commendanten oder Commendanten und Obristen.

**) A. IV, 118 stand früher Fabelwesen statt Dichterbilder. — Nach dem Verse 145 („Auf seine Güter") fand sich ursprünglich noch: „Da kann er fürstlich jedes Würdige beschützen | Und alle schönen Friedenskünste pflegen."

Gräfin ihre Liebe nur zu *ihrem* Zwecke benutzen will, ja sie ahnt ihres Vaters weiter gehende Pläne, auf die er nicht undeutlich ihr gegenüber angespielt hat, und wenn sie Max ihre trübe Ahnung verschweigt*), nur Wallensteins Ueberhäufung mit Geschäften hervorhebt, so will sie bloß den Geliebten schonen. Glücklich hat der Dichter den trüben Schatten, der sich auf Theklas Zukunft legt, schon in Senis bedenklicher Aeußerung über das ihr nach dem Horoskop, ja schon nach dem verbreiteten Aberglauben von der Bedeutung der Linien der innern Hand bevorstehende Schicksal leise angedeutet, wobei er uns auch einen vorläufigen Blick in das astronomische Zimmer durch Theklas Beschreibung thun läßt, die dann wieder empfindungsvolle Aeußerungen der Liebenden hervorruft.**) Hier ist alles, die überweiche Stimmung des Jugendhelden***) zugegeben, höchst sinnig und

*) Nach der Theaterbearbeitung sollte Thekla A. V, 18 bei den Worten „Da bist du" Max um den Hals fallen, was Schiller später mit Recht gestrichen hat.

**) Wunderlich behauptet Fielitz S. 32, der Dichter gebe durch Theklas Mund dem Leser „eine Grammatik der Astrologie, aus welcher derselbe später den astrologischen Vorgang selbständig deuten könne". Es wäre dies doch eine gar mißrathene Grammatik nach der Deutung, welche Fielitz selbst von W. T. I, 1 gibt, daß Mars den Krieg, Saturn die tückische List bezeichnen soll. Wenigstens kann ich es aus dieser „Grammatik" nicht lernen. Selbst Boxberger (Schnorrs Archiv VI, 268 f.) hat in gewissem Sinne die Ansicht von Fielitz, Wallensteins Segensstern Venus mit Jupiter sei Max, angenommen, ja er deutet auch Saturn auf Illo, Mars auf Oktavio, ahnt aber selbst, daß dies eine Spielerei sei — und leider eine sehr gefährliche, da sie zur völligen Mißdeutung verleitet. Die Planeten sind keine Vertreter von Begriffen, ihre Stellung deutet nur auf Glück oder Unglück; das spricht auch Wallenstein entschieden aus: die Konstellation räth und verkündet nicht, sie deutet nur auf Gunst oder Ungunst der Sterne.

***) Der Dichter denkt ihn sich etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Buttler erzählt I, 1, als vor zehn Jahren (in Wirklichkeit waren es fast acht) Max seinen Vater gerettet, sei ihm kaum der erste Flaum ums Kinn gesproßt.

fein zusammengedacht, erfunden und ausgeführt. Wenn Thekla nach A. III, 92 f. Max sofort an ihre Base Terzky verwiesen hat, der sie hier selbst nicht traut, so hat diese mittlerweile ihr Zutrauen verloren. Die etwas leicht ersonnene Veranlassung der für den Dichter nothwendigen zeitweiligen Entfernung der Gräfin fällt bei dem hohen Antheile, den wir dem liebenden Paare zuwenden, weniger auf, und ein anderes Motiv bot sich kaum dar.*) Vortrefflich ist die Trennungsszene (A. VI), durch welche das halbträumerische Erscheinen von Max bei dem schon weit vorgeschrittenen Bankett glücklich vorbereitet wird.

Siebenter bis neunter Auftritt. Theklas düstere Ahnung spricht sich in dem schwermüthigen Liede aus, welches sie nach der Entfernung des Geliebten singt.**) Die A. VIII

*) Das Kloster zur Himmelspforte in Pilsen (A. III, 50) und das Jagdschloß (76) zwischen Nepomuck und Pilsen sind Erfindungen des Dichters. Zu Pilsen gibt es noch ein Franziskanerkloster bei der Kirche Mariä-Himmelfahrt. Klöster spielen auch in der Theaterbearbeitung des Fiesko und in der Braut eine Rolle. — III, 72. „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen", nach dem Sprichworte: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde." — Wenn Max (IV, 125 f.) den Jupiter und die Venus zu den Göttern alles Großen und Schönen für die Liebenden erhebt, so ist dies eben nur eine Liebesschwärmerei. — 133. Nicht Rosen bloß. Mit eigenthümlicher Benutzung des Sprichwortes: „Keine Rose ohne Dornen". — In der weiten Ausführung, wie Wallenstein auf seinen Gütern ein friedliches Leben führen könne, hat Schiller später gekürzt (vgl. S. 257***), weil die Gräfin Terzky solchen weiten Erguß bald abschneiden muß. — In den Worten „Aus unsern Kriegsgeschichten" (IV, 159) hat die älteste Ausgabe Kriegsgeschicken, was Vollmer wohl mit Unrecht für einzig richtig hielt, aber doch nicht in den Text aufgenommen hat.

**) Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten II, 47 ff. Ursprünglich sang Thekla das ganze vierstrophige Lied, ja sie ließ sich durch den Vorwurf ihrer Verliebtheit, welchen ihr die nach der dritten Strophe eintretende Gräfin macht, nicht stören. Der Anfang des achten Auftritts lautete demnach

zurückkehrende Gräfin macht ihr ernste Vorwürfe, daß sie an den Geliebten sich wegwerfe: ihr Vater habe höhere Absichten mit ihr; an heiteres Lebensglück sei augenblicklich am wenigsten zu denken: ihre Verbindung mit Max sei nur möglich, wenn er das höchste Opfer dafür zu bringen bereit sei. Thekla sucht ihre erbitterte Tante möglichst zu beruhigen, erklärt aber entschieden, daß sie, wenn sie früher geglaubt, sich ihrem Vater „leidend opfern" zu müssen, sie jetzt nur dem Einen sich opfern könne, der sie zu neuem Leben durch die Macht der Liebe umgeschaffen habe; sie werde, an edlem Muthe des Vaters werth, unerschrocken das thun, wozu ihr Herz sie treibe, das ihr den Willen des Schicksals verkünde. Wenn die Gräfin dem Herzen das Schicksal entgegenstellt, das uns oft ganz andere als die gewünschten Bahnen führe, so hat Thekla dagegen in ihrem Sinne recht, daß wir der unwiderstehlichen Neigung des Herzens folgen müssen, wohin diese uns auch leite; die innere Stimme belehre uns. Thekla widerspricht nicht weiter, da sie ihren Willen fest erklärt hat. Auch die Drohungen der Gräfin bleiben ohne Wirkung, und so lenkt diese wieder ein; sie gibt die Möglichkeit einer Verbindung zu, knüpft sie aber jetzt an eine Bedingung, die sie bei diesem von ihr in Wirklichkeit begünstigten Verhältnisse immer im Auge gehabt.

Nach ihrer Entfernung A. IX spricht Thekla die jetzt gewonnene traurige Ueberzeugung aus, daß sie und Max hier keine Seele haben, welcher sie vertrauen dürfen, zugleich aber die feste Entschiedenheit, den Kampf der sie allein leitenden Liebe zu

---

ganz anders. Die Gräfin sprach: „Ihr hört mich nicht! Fi! Schämt Euch! So verliebt! | Euch ihm so ohne Bedingung hinzugeben," und nach Beendigung des Liedes: „Daß Er sich nicht besitzt, ist in der Ordnung. | Ihr solltet klüger sein; doch, wenn mans recht | Besieht, ists Euch so ernst wie ihm!"

wagen. Doch aus ihrer erschütterten Seele (hier beginnt der lyrische Schluß, eine Strophe aus acht und eine aus sechs gereimten Versen*)) erhebt sich die düstere Ahnung, daß die Liebe sie dem Untergange zutreibe, sie in dem Kampfe um diese zu Grunde gehn werde**), wie sie ja schon im Kloster trüben Gedanken sich hingegeben hatte. Die eben ertönende Tafelmusik***) erregt in ihr das Gefühl des schneidendsten Gegensatzes, da sie den Untergang ihres Hauses so lebhaft vor sich schaut. Die letzten sechs Verse sprechen in lyrischem Schwunge den Gedanken aus: „So trifft jäher Untergang oft ein in Freude jubelndes Haus." Es schwebt hierbei die Vorstellung von den zerstörenden Göttern vor, die unserm Dichter aus dem von ihm übersetzten zweiten Buche von Virgils Aeneis (608 ff.) nahe lag.†) So werden wir hier auf den tragischen Ausgang des von Wallensteins Ehrsucht nicht gescheuten Treubruchs vorbereitet, vernehmen von ferne das erste Drohen des zerstörenden Gewitters.

Vierter Aufzug.

Die unbedingte Verschreibung wird, wie es Schiller überliefert fand, von dreißig Obersten††) unterzeichnet. Oktavio

*) Die erste Strophe ist, wie häufig, eigentlich eine wiederholte vierversige Reimform.

**) „Die himmlische Gestalt" (17) ist das persönlich gedachte Glück der Liebe, „der holde Zauber". Sie lockt sie dem Abgrunde zu, da ihr ganzes Haus, wie sie eben angedeutet hat, dem Untergang verfallen ist.

***) In den Theaterhandschriften erschallt diese schon unmittelbar vor dem lyrischen Schlusse (13), wird hier nur lauter. Dies dürfte wirksamer sein.

†) 16 stand ursprünglich: „Ein heftig Wollen muß", 20: „Ich möchte gern und kann", 24 Klüften statt Schlünden.

††) Murr S. 327 spricht von fünfzig Offizieren.

bemerkt, daß Max, der sehr spät gekommen, in Träumereien versunken ist, und da ihm nicht entgehn kann, daß Terzky den Grund seines längern Ausbleibens kenne, findet er seinen am Ende des ersten Aufzugs erwachten Verdacht bestätigt. Als Max nicht zur Unterschrift kommen kann, fällt der angetrunkene Illo diesen in einer Weise an, welche das Weglassen der früher gelesenen Klausel verräth. Gelegentlich hat Schiller Buttlers ehrliche Ansicht der Sache, im Gegensatze zu seiner von der Rache ihm eingegebenen Gesinnung, hervorgehoben, welche die in dieser Verschreibung liegende Untreue gegen den Kaiser ins Licht setzt. In der glücklich eingewobenen Schilderung der bildlichen Darstellung des großen Bechers entrollt sich ein Bild der mit Gewalt niedergetretenen böhmischen Rechte, deren Verlust vom Volke noch tief empfunden wird. Das echt dramatische Leben unseres Aufzugs beruht nicht weniger auf feiner Berechnung als auf frischer Anschaulichkeit und glücklicher Ausführung. Die Handlung schreitet in demselben wesentlich fort.

Erster und zweiter Auftritt.*) Dem längst erwarteten Max tritt der durch den Wein aufgeregte Isolani mit dem Pokal entgegen, den er auf seine Liebe leeren soll**); zwei andere

*) Nach der ursprünglichen Schilderung der Szenerie öffnete die Mittelthüre den Prospekt in eine Reihe Zimmer mit ähnlichen (reich ausgeschmückten) [später „mit vier"] Tafeln [im fünften Auftritt werden auch noch jetzt vier, nicht bloß zwei Tafeln erwähnt], und es war bemerkt, daß Terzky und Isolani die Servietten vor haben.

**) 1. Was wir lieben. Gangbarer Trinkspruch. Vgl. auch Goethes Faust I, 3530. — 3. Der Mutter Ehrenweine sind die edelsten, von Terzkys Mutter selbst (vgl. A. V, 2. VI, 4 ff.) gepflegten Weine. — 4. Auf dem heidelberger Schloß wurde der Wein in starken Massen verzehrt; das große Faß daselbst, auf dem man tanzte, enthielt 250 Fuder. — 5—9. In der launigen Anweisung

Obersten rufen von der Tafel aus ihn zu sich*), Terzky aber läßt ihn vorher die Verschreibung lesen.**) Sonderbar ist 16 das lateinische Motto (wörtlich: „Undankbaren darf man nicht dienen!"), das ein Stich auf die Undankbarkeit des Kaisers gegen Wallenstein sein soll; aber Schiller hat sich hier ein merkwürdiges Versehen zu Schulden kommen lassen.***) In dem ausführlichen Bericht (S. 243) beginnt Illo mit diesem lateinischen Spruche die Rede, wodurch er, „mit sonderbar boshafter Ausführung, die Kommendanten wider Ihre Kaiserliche Majestät verhetzt". Hier war die Erinnerung an den vom Hof erlittenen Undank ebenso an der Stelle, wie sie in der Verschreibung den ärgsten Anstoß erregen mußte. Diese selbst ist wesentlich nach dem ausführlichen Bericht (S. 243 f.) gemacht, wo es heißt: „Wie nämlichen er Friedland wegen vielfältig empfangener disjusti, zugezogener hochschmerzlicher Injurien und wider ihne

der Güter der böhmischen Großen an die Obersten spricht sich arge Erbitterung aus. Vgl. I, 2, 70 ff. Im ausführlichen Bericht heißt es (S. 238 f.), Wallenstein habe Piccolomini die Grafschaft Glatz und des Slawata Güter gegeben, Gallas mit Glogau und Sagan und des Herzogs von Eggenberg Gütern, Colloredo mit der Grafschaft Görtz, Terzka mit dem Markgrafenthum Mähren zu belehnen vorgeschlagen, und „auf diese Weis auch alle andere Kapitänen und Befehlshaber aus denen Erblanden und Ihrer Kaiserlichen Majestät getreuen Räth und Ministrorum Gütern zu remuneriren versprochen".

*) Ursprünglich hieß es: „an der Tafel wird gerufen", dann ward die dritte Tafel genannt, für Berlin das Rufen von Tiefenbach und Götz an der zweiten und dritten Tafel bestimmt, endlich die jetzige Fassung angenommen.

**) Nach Gleich! stand ursprünglich noch: „Zwei Augenblicke | Nur laßt mir ihn!"

***) Ursprünglich folgte nach nekas! unmittelbar: „Nachdem unser". Aber Schiller schob dann ein: „Ifolani. Das klingt ja wie Latein? Was heißts, Herr Bruder? Terzky. . . . . dem Undankbaren dienen." Der Anfang des zweiten Verses, das man darf nicht, blieb einstweilen unausgefüllt.

angestellter Machinationen so wohl verweigerter, nothwendiger, unentbehrlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittiren und sich zu retiriren entschlossen gewesen, doch aber auf der Kommendanten durch den Illo und vier andere Oberste beschehenes Ersuchen und Bitten, solche seine zu der Resignation eingeführte bewegliche Motiva so weit zurückgesetzt, daß er sich noch eine Zeit lang, bei der Armee zu verbleiben und ohne ihr, der Kommendanten, ausdrückliches Vorwissen und Willen von derselben und von der Armada sich nit zu begeben resolvirt, daß sie sich hingegen samentlich und ein jeder insonderheit am kräftigsten anstatt eines körperlichen Eids verpflichten und verbinden, bei demselben ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weis sich von demselben zu separiren und zu trennen noch trennen zu lassen, besondern alles das, was zu seiner und der Armada Conservation gereicht, neben ihme äußerster Möglichkeit zu befördern, und beinebens und für denselben alles das Ihrige bis den letzten Blutstropfen ungesparter aufzusetzen, so lange er Friedland in Ihrer Kaiserlichen Majestät Diensten verbleiben und zu Beförderung Deroselben Diensten sie gebrauchen würde, wie sie dann auch im Fall einer oder der ander ihres Mittels diesem zuwider handeln und sich absondern wollte, samentlich und ein jeder insonderheit den- oder dieselben wie treulose Leut zu verfolgen und an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben sich zu rechnen (sic) schuldig und verbunden sein sollen und wollen."*) Die andere Fassung bei Murr S. 327 f. hat Schiller

*) Die Theaterhandschriften lassen die Stelle: „Wie wir denn auch ... sein wollen" weg. Nach Blutstropfen haben sie noch ungespart aus der wirklichen Verschreibung beibehalten. Nach dem berliner Regisseurbuch sollte Isolani die Worte Kränkungen, gemeint gewesen, verbleiben, jeder für

nicht benutzt. Max ist noch so träumerisch in sich versunken, daß er die Frage, ob er zur Unterschrift bereit sei, unerwidert läßt. Terzky dringt, da er weiß, daß er in Gedanken noch bei der Geliebten weilt, jetzt nicht weiter in ihn. Die Unterschiebung des zweiten Exemplars wird im zweiten Auftritt, zwischen Neumann und Terzky, mit Recht möglichst kurz abgethan.

Dritter und vierter Auftritt. Illo, der den beiden Piccolomini nicht traut, berichtet Terzky, die Obersten an seinem Tische seien so gut gesinnt, wie man nur wünschen könne, ja man spreche bereits von einem Zuge gegen Wien.*) Schon etwas angetrunken, ist er in seinen Aeußerungen so unvorsichtig, daß der an der zweiten Tafel sitzende Buttler**) vernimmt, es sei von einem Truge die Rede. Dieser tritt zu ihm, um seine Bereitwilligkeit zu allem auszusprechen, wobei es nur auffällt, daß er Illo nicht zu größerer Vorsicht mahnt. Schiller hat dies glücklich benutzt, um Buttler seine Ueberzeugung von der Unehrenhaftigkeit des beabsichtigten Abfalls aussprechen zu lassen, wozu er nur durch Rache getrieben wird; denn das, wozu die Ehrsucht ihn hinreißt, werden die wenigsten andern Obersten zu thun entschlossen sein, da sie vor dem Treubruch zurückschrecken,

---

sich insbesondere, getreu zu halten, zu trennen und unser .... erlauben wird für sich nachsprechen.

*) Der hier genannte, im ausführlichen Bericht S. 326 erwähnte Montecuculi ist Graf Ernst; dessen bekannterer Sohn Raimund wurde erst 1635 Oberst.

**) In der szenarischen Bemerkung hatte Schiller in der ursprünglichen Handschrift „von der zweiten Tafel" geändert statt „aus dem zweiten Zimmer", aber im dritten Auftritt das auch später noch gebliebene „aus dem zweiten Zimmer" beibehalten, das doch, da jetzt nur von einem Zimmer die Rede, ganz beziehungslos ist.

wenn auch freilich Buttler meint, manche würden durch sein Beispiel bestimmt werden, da seine Ehrenhaftigkeit bekannt sei. Die Persönlichkeit Buttlers, der eine so sehr bedeutende Rolle in der weitern Entwicklung spielen soll, tritt uns hier zugleich in mancher andern Beziehung näher. Als seinen Freund lernen wir den gleichfalls bei Wallensteins Ermordung thätigen Schotten Leßley*) kennen, nach der wohlbeachteten Vorschrift (vgl. S. 246), später eintretende Personen schon früher in irgend einer Weise einzuführen, doch ist diese Erwähnung hier so nebensächlich, daß sie ohne besondere Wirkung bleibt, und sonderbar genug ist W. T. V, 2, 87 dieser Leßley zu einer ganz untergeordneten Person geworden. Freilich dürften Buttlers Erwähnung seiner eigenen Herkunft (vgl. W. L. VII, 63 ff. oben S. 241) und die Hinweisung, daß diese Zeit dem Entschlossenen günstig, Wallenstein das höchste Ziel zu erreichen bestimmt sei, weder dem Augenblick noch Buttlers Charakter besonders entsprechen, und man würde in dieser Beziehung gern die Verse „Ich kam, ein schlechter (d. i. niedriger, gemeiner) Reitersbursch" bis „Das ist gesprochen" wegfallen sehn.**)

*) Daß so der Name dieses Obristwachtmeisters zu schreiben ist, hatte Murr S. 326 bemerkt. Hier steht irrig Leßly (wie der Name gesprochen wird) gedruckt, das Richtige dagegen in W. T.

) Der Fortuna Kind. Vgl. oben S. 222. — Neben dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die schon 1626 gestorbenen kühnen Heerführer Graf Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, genannt. — Unter den manchen hier später der Verkürzung wegen gestrichenen Versen findet sich auch die Erwähnung Mansfelds: „Ein siebenbürgischer Edler, Bethlehem, | Durft' ungestraft dem Zinsherrn sich entziehn | Und Oestreichs Macht im Vaterlande stürzen." Gemeint ist der gleichfalls vor kurzem gestorbene Bethlen oder Bethlem (wie Schiller ursprünglich in der „Ge-

Fünfter Auftritt. Die ausgelassene Lust der angetrunkenen Gäste, die jetzt zum Umtrunk in dem großen böhmischen Prachtpokal sich anschicken, scheut sich nicht selbst den tapfern Bernhard von Weimar leben zu lassen. Eine höchst glückliche, wohl aus dem Studium Shakespeares hervorgegangene Gestalt ist die des Kellermeisters, der dieses Amt schon bei Terzkys Mutter versehen hat, und bitter die jetzt im Hause eingerissene Verschwendung beklagt, wobei freilich ganz willkürlich Pilsen als Familiensitz der Terzkys angenommen wird. Dieser Kellermeister, der mit Wallensteins Adjutanten Neumann (vgl. A. II. W. T. III, 15) vortritt, ist einer der an den Rechten des unterdrückten Landes sehnsüchtig festhaltenden echten, die Spanier und alle Welschen verfluchenden Böhmen, der nur bedauern muß, daß man von dem, was hier geschieht, wieder so manches auf nachtheiligste Weise nach Wien berichten werde, woran freilich die Obersten nicht denken. Der große Pokal gibt dem Dichter Gelegenheit auf die unterdrückten Rechte der Böhmen hinzudeuten, welche Gewaltthat den Ausbruch des ganzen unseligen Krieges veranlaßt habe.*) Kann man dies hier auch für unnöthig halten,

schichte" des Krieges mit Schmidt IX, 5 u. a. schrieb) Gabor, zu dem Mansfeld floh. Vgl. S. 232*.

*) Statt V. 22 f. stand früher: „Den auf des Pfalzgraf seine Königskrönung | Der Graf von Thurn verfertigen hat lassen." — Der Grätzer ist Ferdinand II., der als Erzherzog von Steiermark und Kärnthen (Schiller nennt ihn als solchen in seiner „Geschichte" Ferdinand von Grätz), trotz der Einsprüche der Böhmen, zum Könige von Böhmen erwählt wurde und nach der Besiegung des ihm entgegen gewählten Friedrich von der Pfalz schonungslos alle böhmischen Freiheiten vernichtete. — Utraquisten hießen die Hussiten, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) auch für die Laien verlangten. — Die strengsten Hussiten waren die Taboriten, so von ihrer 1419 von Ziska angelegten Veste Tabor benannt. Schiller hatte im ersten

so stimmt es doch zu der fast epischen Breite der Ausführung, welche sich Schiller, nachdem er einmal die Trennung in zwei Stücke beschlossen, in den Piccolomini gestattete. Daß der Böhme sich den Spaniern und Italienern nicht hold zeigt, ist ganz sachgemäß; nur darf man darin keine Hindeutung auf die von Oktavio drohende Gefahr sehn wollen, da der Zuschauer längst weiß, daß dieser Wallensteins schlimmster Verräther ist. Goethe bemerkte in seiner Anzeige der Piccolomini in der allgemeinen Zeitung, die Reden des Kellermeisters zeigten, in welcher Aufregung das Land sei, so daß es leicht zum Abfalle bestimmt werden könne, und es Wallensteins Streben nach dessen Krone einen Haltpunkt biete. Aus den Reden der Bedienten die recht bezeichnend die Hochrufe der durch den Wein aufgeregten Gäste begleiten, erfahren wir, daß diese vom Beichtvater der Königin von Ungarn, dem Pater Quiroga, bestochen sind, wie Wallenstein selbst von Oktavios Horchern umstellt ist.*) Wenn Tieck, der den großen Charakter der Tafelszene anerkennt, bei dem kurzen Gespräche der Diener zu sehr die Absicht des Dichters merkt, so scheint diese Ausstellung ebenso ungerecht als die Behauptung haltlos, daß die wichtigen Charaktere hinter den Schenken und der Dienerschaft gleichsam verkleinert zurückträten. Die Bedienten deuten nur, wie schon die Aeußerung des Kellermeisters, auf die große Unvorsichtigkeit der Obersten.

Sechster Auftritt. Dem aufbrechenden Oktavio folgen

Buche seiner „Geschichte" alle diese Verhältnisse behandelt. Hier benutzte er, wie früher bemerkt, Pelzels „Geschichte von Böhmen".

*) Eine andere Fassung, in welcher die Bedienten in Prosa sprechen, war für die Aufführungen in Berlin und Stuttgart bestimmt; auch ward für diese die Erklärung des Pokals weggelassen.

die Obersten, von denen Isolani am ersten wegeilen will, während Götz und Tiefenbach, die, als echte Deutsche, es sich köstlich haben schmecken lassen, das Mahl preisen. Terzky will, als ob die Sache von keiner Bedeutung sei, sie durcheinander unterzeichnen lassen, da alle früher die Erklärung gebilligt, aber Isolani übergibt das Blatt aus Höflichkeit zuerst dem Generallieutenant Piccolomini, der, nachdem er hineingesehen, unterschreibt. Ihm folgen Isolani, der kurz vorher näher bezeichnete Maradas, Tiefenbach und Götz; von den beiden letztern wird es nicht ausdrücklich gesagt, aber dies muß jedenfalls geschehn, während Oktavio, der es vor allen auf Buttler abgesehen hat, vertraulich mit diesem sich unterhält.*) Nachdem auch dieser unterschrieben, geht Terzky, um die übrigen dazu aufzufordern, was freilich nicht ausdrücklich angegeben ist. Oktavio, welcher seinen Max, den er den ganzen Abend über beobachtet hat, gedankenvoll da stehn sieht**), ist überzeugt, daß Terzky, der allein über dessen längeres Ausbleiben sich nicht gewundert, zu seinem Zwecke dessen Liebe zu Thekla begünstigt; sein Versuch, den Sohn hierüber zur Rede zu stellen, wird durch Isolanis Dazwischenkunft vereitelt, der gleichfalls merkt, daß es mit Max nicht richtig sei.***) Als

*) Hier ist eine weitere Unterhaltung mit Buttler, der auf Oktavios Anerbieten nicht einging, sondern sich zweimal stumm verbeugte, dann kalt sich entfernte, vor dem Drucke gestrichen worden.

**) Schon Hölscher hat S. 5 f. bemerkt, daß nach V. 41: „Doch, wie ich sehe, bist du noch nicht hier", das überlieferte Fragezeichen nicht richtig ist; es muß dafür Ausrufungszeichen stehn.

***) Der launige sprichwörtliche Ausdruck ins Gepäck fallen ist für den Kroatengeneral recht bezeichnend. — Kurz vorher findet sich in der berliner Theaterbearbeitung ein auf dessen gichtisches Zucken bei der Unterschrift deutender Zusatz. Isolani schiebt die Schuld auf die Jugendsünden und bemerkt, daß er vergebens

Terzky endlich auf dem auch von Maradas und Buttler unterschriebenen Blatte nur noch den Namen von Max vermißt, so bringt er es auch noch diesem, der auf seinen Ruf, ob alle unterschrieben, nicht geachtet hat. Oktavio, der vergebens dem Sohn das Geheimniß zu entlocken gesucht, will diesen eben veranlassen, mit ihm zu gehn. Max schaut, wie abwesend, in das ihm dargereichte Papier.*)

Siebenter Auftritt. Der ganz angetrunkene Illo verdirbt alles. In seinem seligen Taumel läßt er seinem Herzen Oktavio gegenüber zu sehr freien Lauf***); als er aber bemerkt, daß etwas nicht in der Ordnung ist, setzt er den Pokal, mit dem er gekommen, auf den Schenktisch. Kaum hat er vernommen, Max habe die Unterschrift auf morgen verschoben, so fordert er diesen mit Ungestüm dazu auf. Dessen Verschiebung auf morgen verleitet ihn auf die Wälschen zu schmähen***), ja in seinem

Stahlbäder dagegen gebraucht. — Die dreißig Namen beruhen auf der Ueberlieferung. Daß Tiefenbach nicht schreiben könne, hat Schiller zu seinem Zwecke angenommen, da er aus diesem sehr beliebten, im Dienste heraufgekommenen Generalfeldzeugmeister eine halbkomische Figur im Gegensatz zu dem ernsten, strebsamen Buttler machen wollte.

*) Isolanis Bezeichnung als steinerner Gast deutet kaum auf Mozarts Don Juan, dessen Text freilich Schiller bekannt war. Der Ausdruck war damals sprichwörtlich geworden, für einen, der in der Gesellschaft an nichts Antheil nimmt. Gast steht ähnlich in manchen Verbindungen, wie ein schöner, grober, schlimmer Gast. Buttlers Erwiderung, er möge den edlen Jüngling nicht so schmähen, ist im Drucke gestrichen.

**) Zu der Aeußerung: „Wer mir . . . der hat es mit mir zu thun", hat Borberger eine ähnliche Odoardos in Lessings Emilia (IV, 7) verglichen, die doch schwerlich als Vorbild gelten kann.

***) Seine Ueberzeugung von ihrer Treulosigkeit hat sich vorher selbst in der liebkosenden Freundlichkeit gegen Oktavio verrathen. — Murr hebt S. 316 hervor, daß Wallenstein die Italiener besonders bevorzugt, weshalb er auch den

trunkenen Eifer läßt er sich hinreißen, der unnöthigen Klausel zu gedenken. Jetzt erst merkt Max, daß bei der Verschreibung etwas Bedenkliches sein müsse, und auch Tiefenbach, der Götz beistimmt, erinnert sich, daß man die Klausel weggelassen, worüber Buttler, Isolani und Terzky die Zweifelnden zu beruhigen suchen.*) Aber Max besteht, nachdem er die Verschreibung gelesen, entschieden auf dem Entschlusse, die Sache bis morgen zu verschieben. Illo, der in wilder Wuth ihn mit dem Degen zur Unterschrift zwingen will, wird entwaffnet. So ist der gespielte Betrug durch Illos Schuld entlarvt.

Fünfter Aufzug.

Oktavio versucht vergebens seinen Sohn von Wallensteins Verrath zu überzeugen, gibt ihm aber zu verstehn, daß er das Geheimniß seiner Liebe kenne. Max entsetzt sich, als er vernimmt, daß seinem Vater einstweilen der Oberbefehl an Wallensteins Statt übertragen worden, dessen Achtserklärung sich in seinen Händen befinde, nur einigermaßen beruhigt ihn dessen Versprechen, nicht einzuschreiten, bis er selbst von Wallensteins Verrath sich überzeugt habe. Die unmittelbar darauf gebrachte Nachricht von der Gefangennehmung des schwedischen Unterhändlers läßt Oktavio hoffen, bald die sichersten Beweise des Verraths in Händen zu haben. Max will sofort aus Wallen-

---

Piccolomini so sehr begünstigt und ihm seine Absichten verrathen habe. Vgl. W. T. II, 3, 30.

*) Die Bemerkung von Max, der Vorbehalt verstehe sich von selbst, doch begreife er nicht, warum man ihn, wenn er auf dem Blatte gestanden, weggelassen, nebst Terzkys Erwiderung, strich Schiller im Drucke.

steins eigenem Munde sich Gewißheit verschaffen; von seiner Unschuld überzeugt, flucht er der Staatskunst, welche hier so verderblich wirke. Oktavios Stellung Wallenstein gegenüber und sein Entschluß sind hiermit zu anschaulicher Klarheit gelangt, aber weder ein Abschluß noch ein Ruhepunkt der Handlung eingetreten, vielmehr entläßt uns der letzte Aufzug in der gespanntesten Erwartung des Ergebnisses der bevorstehenden Unterredung zwischen Wallenstein und Max.

Erster Auftritt. Oktavio, der eben vor Anbruch des Morgens vom Bankett zurückkehrt, verlangt seinen Sohn zu sprechen, der bald darauf erscheint. Der Uebergang zu Oktavios Enthüllung ist glücklich eingeleitet*), nur fällt es als unerklärliche Seltsamkeit auf, daß Max seinen Vater hier und im folgenden mit seinem Vornamen Oktavio nennt (wie Wallenstein und, zur Unterscheidung der beiden Piccolomini, auch andere thun), Oktavio diesen einmal (27) mit seinem Zunamen Piccolomini anredet.**) Oktavios Wort, man habe ihn zu einem Schelmstück verführen wollen***), entreißt ihm den entrüsteten Ausruf: „Oktavio!"; seiner weitern Bemerkung, er müsse ihm die Augen über das schwärzeste Komplott öffnen†), setzt er die

*) Daß Max keinen Argwohn gehegt, ist nur halb richtig; Illos scharfes Eindringen und die Hindeutung auf die unnöthige Klausel haben ihn aufmerksam gemacht.

**) Nach „Mein bester Sohn" (12) folgt jetzt zunächst 17 Max, aber ursprünglich stand Max Piccolomini; 17 f., von denen 17 mit von schloß, wurden deshalb geändert, man ... uns vorgelegt statt heut ... herumging gesetzt.

***) Statt deiner Ehre (32) verbesserte Schiller vor dem Druck deinem Eid.

†) Mit dies Licht (46) weist er die Annahme zurück, es handle sich um bloße Vermuthungen. — Fliehn verbesserte Schiller statt hassen Auch jetzt ist der Gegensatz geben nicht treffend.

Bitte entgegen, ihn mit seinen Verdächtigungen, die, wie er fürchte, böswillige Vermuthungen seien, zu verschonen. Oktavios Hindeutung auf die Liebe zu Thekla, deren Geheimniß er durchschaue, verfehlt ihres Zweckes nicht; im Gefühl seines Unrechts gegen den Vater blickt er verlegen zur Erde: als dieser aber Wallenstein den Plan der Ueberführung der Armee zum Feinde zuzuschreiben wagt, erklärt er dies für ein Pfaffenmärchen, für wirklichen Unsinn. Daß dieser dem Kaiser zum Trotz den Frieden dem Reiche geben und sich zum Lohne Böhmens Krone nehmen wolle, betrachtet er als einen Wallensteins und seines Vaters gleich unwürdigen Verdacht. Oktavio hat damit freilich die Wallenstein in einzelnen Augenblicken vorschwebende Absicht bezeichnet, die auch, mit Ausnahme des Strebens nach der Krone Böhmen, geschichtlich begründet ist: was er aber weiter von der Meuterei im Lager, von der Bedrohung des Kaisers in seiner eigenen Burg und dem Erkaufen der Obersten, der Festungen und der besten Regimenter sagt, ist nur eine falsche Verdächtigung von Seiten der Gegner. Im ausführlichen Bericht heißt es (S. 236), Wallenstein habe, um bei der Militia auch einen Anhang zu haben, seinem Schwager Terzka das Generalat der Kavallerie aufgetragen und ihm verschiedenemal verschiedene Regimenter untergeben (vgl. oben S. 216**); dann wird (S. 264) erwähnt, Schlieff sei am 19. Februar nach Schlesien geschickt worden, um dem Grafen Colloredo den Befehl, die in der Mark Brandenburg und in der Lausnitz stehenden Truppen nach Schlesien zu führen, und dem General Schaffgotsch die Ernennung zum Oberbefehlshaber von Schlesien zu überbringen. Bei Oktavios Kunde, Wallenstein habe ihm Glatz und Sagan versprochen, liegt die schon S. 260** angeführte Stelle des ausführlichen

Berichtes zu Grunde. Daß auch der verbannte Wilhelm Kinsky ein Regiment erhalten, ist eine ungeschichtliche Annahme, obgleich dieser auch zur Zeit in Pilsen war. Der Dichter muß den Oktavio vieles Wallenstein zuschreiben lassen, was dessen Verrath unzweifelhaft machen würde, unbekümmert nicht allein um die geschichtliche Wahrheit, sondern auch um die Begründung im Stücke selbst. Als aber Oktavio Thekla für eine ausgeworfene Angel erklärt, muß Max aus vollem Herzen widersprechen; weiß er ja, daß sein Herz ihn angezogen und Wallenstein nichts davon ahnt. Freilich hat Oktavio das nicht ausdrücklich Wallenstein selbst zugeschrieben. In dem, was jetzt in Pilsen geschehen sei, im Betruge mit der Klausel sieht Max nichts als ein Werk Illos.*) Sogar Oktavios Mittheilung, Wallenstein habe ihm selbst seine Absicht vertraut, im Verein mit den Schweden den Kaiser zu zwingen, erschüttert diesen nicht; so etwas kann Wallenstein nur im Unmuth einmal geäußert haben. Gegenüber der Versicherung des Vaters, er selbst habe Briefe gesehen, worin die Schweden und Sachsen Wallenstein Hoffnung auf Hülfe gemacht, beruft er sich auf den ehrenhaften Charakter seines Vaters (es hätte dann sogleich zum Bruch kommen müssen)**), ohne der zunächst liegenden Auffassung zu gedenken, daß es nur Scheinverhandlungen gewesen, worauf er erst später in einer jetzt unterdrückten Stelle (V, 3) kam. Auch hier behauptet Oktavio Dinge,

*) Für Berlin strich Schiller die zehn Verse von „Was mit diesem Blatte" (139) an, und schrieb darauf Nein statt Doch.

**) „Du stündest nicht mehr lebend mir zur Seite", er hätte dich niedergestoßen, wenn du ihn, weil er darauf bestanden, einen Verräther genannt. Max nennt hier das Aeußerste; das wirklich von seinem Vater befolgte Verhalten, kann er ihm nicht zutrauen.

die mit dem sonst im Stücke Berichteten nicht stimmen. Mit den Schweden hat Wallenstein, wie wir von ihm selbst hörten, zuletzt nicht unterhandelt, und sie wollen nichts mehr von ihm wissen (vgl. II, 5). So stellt also Oktavio, um den Sohn zu bestimmen, die Sache unrichtig dar, nimmt zur Unwahrheit und zwar ohne Noth, seine Zuflucht. Das von Oktavio nach seiner eigenen Aeußerung gegen Wallenstein beobachtete Verfahren betrachtet Max mit vollem Recht als unedel, da er den Freund betrogen habe.*) Auch daß Wallenstein seinen Sternen traue, steht insofern mit der Wirklichkeit in Widerspruch, als dieser noch immer die Zeit nicht für gekommen hält, die Sterne sich ihm erst am Anfange des folgenden Stückes günstig zeigen; aber es ist dies eine unwillkürliche falsche Auffassung.**) Da alles nichts hilft, beruft er sich auf den Willen des Kaisers, ja er läßt ihn selbst das Patent lesen, das Wallenstein ächtet und ihm selbst das Oberkommando überträgt. Allein Max glaubt Wallenstein in der Mitte seines Heeres gegen jeden Angriff gesichert, während der Vater sich auf Gottes Schutz der gerechten Sache und die Treue vieler bewährten Diener auch in der Armee beruft, die zum Theil schon gewarnt seien. Die besorgte Frage, er werde doch nicht auf bloßen Verdacht hin handeln, entreißt Oktavio

*) Nach dem Verse 184: „Nicht minder würdig deiner war Betrug", hat Schiller zwei Reden von Oktavio und Max gestrichen: „Gab ich ihm Grund an meiner Ehr' zu zweifeln? — | Daß ers nicht that, bewies dir sein Vertrauen." — Die Aeußerung 185 ff., es sei nicht möglich, immer wahr zu sein, erinnert an das Wort des Pylades in Goethes Iphigenie IV, 4, 124 ff.: „Das Leben lehrt uns u. s. w."

**) In den Worten, „er meint den goldnen Zirkel schon zu fassen", ist an den Reif der Krone (vgl. II, 3, 36), nicht mit Helbig an das mathematische Instrument zu denken. Zirkel brauchen so auch Wieland, Bürger u. a.

das Versprechen, erst dann einschreiten zu wollen, wenn Max selbst am begangenen Hochverrath nicht mehr zweifle. Auffallend scheint Oktavios Geständniß, die bisher öffentlich gethanen Schritte verstatteten auch eine milde Deutung, als ob der geheim angezettelte Hochverrath milder beurtheilt werden könnte, und als ob in diesem Falle die Aechtung gerechtfertigt wäre. Richtig wäre die Aeußerung, man wolle gegen Wallenstein noch nicht vorgehn, weil er vor dem letzten Schritte zurückschrecken könne, eine Hoffnung, zu welcher sein Schwanken berechtigte.*)

Zweiter und dritter Auftritt. Durch die eben gemeldete Gefangennehmung Sesinas**) glaubt Oktavio den unzweifelhaften Beweis von Wallensteins schon ins Werk gesetztem Verrath zu erhalten; er freut sich darüber, da er nichts mehr für den alten Freund fühlt. Auch die Nachricht, daß Altringer bei Gallas in Frauenberg ist (vgl. S. 144. 179.) und diese mit ihren über sechzig Fähnlein (Compagnien) zu ihm zu stoßen bereit sind***), kommt ihm sehr erwünscht.†) Max aber, empört über des Vaters Hinterlist, will sich von Wallenstein selbst Gewiß-

*) In acht weggefallenen Versen sprach Oktavio die Furcht aus, Wallenstein werde bald zum Aeußersten schreiten; auch gedachte er der von den Regimentern an Wallenstein gerichteten Botschaft, die Max übergeben sollte (vgl. oben S. 218), der Wendung des Rheingrafen nach dem Böhmerwald und der Ankunft eines Schweden, wonach Oktavio unmöglich so lange hätte zurückhalten können.

**) Nacher Wien, mundartlich, nach häufigem Gebrauch im ausführlichen Bericht.

***) Nach dem ausführlichen Bericht (S 260) vereinigte sich der Graf von Altringen mit Gallas und Maradas; sie „bringen vom Volke, so viel sie nur können, zu ihrem Willen", besetzen Budweis und Tabor.

†) Die vier Schlußverse von Auftritt II fielen besser aus. Kaum kann Oktavio sie sprechen in Anwesenheit des Kornets. Erst nach ihnen steht im Drucke die

heit verschaffen.*) Oktavios bitteres Wort, er möge nicht durch seine Unbedachtsamkeit das mühevolle Werk der Staatskunst vernichten, ruft seinen tief treffenden Weheruf über diese schleichende Staatskunst hervor, die nur darauf ausgehe, jenen wirklich schuldig zu finden.**) Von Wallenstein erwarte er die volle Wahrheit, nach welcher er bei der schmerzlichen Wahl zwischen Vater und Freund sich entscheiden müsse.***) Mit dieser qualvollen Ungewißheit von Max entläßt uns das hier abbrechende, nicht schließende Stück. Die fünf letzten Verse waren als Epilog gedacht. Vgl. S. 78*.

szenarische Bemerkung: „Kornet geht ab", die ursprünglich richtiger vor ihnen sich fand. Aber auch nach des Kornets Entfernung passen sie nicht; denn nach dieser muß sich Oktavio unmittelbar an Max wenden.

*) Hier ist eine Stelle von acht Versen ausgefallen, worin Max seinen Glauben an Wallensteins Unschuld trotz aller scheinbar gegen ihn zeugenden Beweise damit begründete, daß Terzky seine Befugniß überschritten, ja daß Wallenstein die Schweden getäuscht habe.

**) Schiller hat hier die vier weiter ausführenden Verse gestrichen: „Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schließt ihn eng | Und enger ein, so zwingt ihr ihn, ihr zwingt ihn, | Verzweifelnd sein Gefängniß anzuzünden, | Sich durch des Brandes Flammen Luft zu machen." Süvern bemerkt, bei den berliner Aufführungen sei V. 2 ganz falsch gesprochen worden; man müsse das erste zwingt und das zweite ihr accentuiren, was doch höchst unnatürlich wäre: der Ton muß beidemal auf zwingt fallen. Die Verse sind nicht nur entbehrlich, sie stören den raschen Lauf der Rede, die sofort zu dem überspringen muß, was auf dem Spiele steht. In den Worten „O! das kann nicht gut endigen", geht das auf die gegen Wallenstein aufgebotene Staatskunst. — Seine Sorge um Wallenstein läßt Max lebhaft zu der schlimmsten der beiden möglichen Entscheidungen überspringen; denn nur an die eine (Wallensteins Untergang) knüpft der Satz mit denn an. Der Vergleich mit dem Schiffe (45—48) erinnert an den ähnlichen am Schlusse von Goethes Tasso.

***) Das vom Reime geforderte erklären im vorletzten Verse trifft nicht genau zu; man erwartet eher entscheiden.

Wallensteins Tod.

Erster Aufzug.

Die schon in den Piccolomini (III, 1, 46 ff.) erwähnte Befragung der Sterne deutet endlich auf Glück. Dies nebst der unmittelbar darauf empfangenen Kunde von Sesinas Gefangennehmung treiben Wallenstein um so entschiedener zum Handeln, als gleichzeitig ein schwedischer Oberst angekommen ist; dennoch scheut er noch vor dem letzten Schritt zurück, da er dessen schwere Bedeutung fühlt. Obgleich jetzt der Schwede seine Forderungen sehr herabgespannt, kann er sich nicht sogleich entschließen; erst die grimmige Aufstachelung seiner Ehrsucht durch die Schwägerin drängt ihn zu dieser „Unthat".

Erster Auftritt.*) Die Stellung der Planeten (ihr Aspekt) verkündet jetzt die günstige Stunde. Mars, der so lange ihm feindlich gewesen, ist von den günstigen Planeten Jupiter und Venus in die Mitte genommen, und kein Planet steht jenen

*) In der szenarischen Bemerkung heißt es, die sieben Planetenbilder seien „seltsam beleuchtet". Früher lautete sie, jedes Planetenbild habe einen transparenten Stern von verschiedener Farbe über dem Haupte. Vgl. P. III, 4, 88 ff.

großen Lichtern (lumina) mehr feindlich (als Malefikus) entgegen.*) Vgl. 258.**) Ueber die frühere Fassung S. 85 ff.***)

Zweiter und dritter Auftritt. Die Nachricht von Sesinas Gefangennehmung erschreckt Wallenstein auf das äußerste, da er nun alles verrathen sieht, was insofern auffällt, als er ja eben zu handeln fest entschlossen war, wonach er hierin eher

---

*) Geviertschein, vom Abstande in einem Winkel von 90 Graden; den doppelten Abstand bezeichnet der Doppelschein, eigentlich Gegenschein. — In cadente domo, im letzten der zwölf Häuser, in welche der Himmel nach der Richtung des Durchschnitts des Meridians getheilt wird, deren erstes das Lebenshaus ist. Vgl. P. II, 6, 124. Ueber Jupiter, der als Wallensteins Geburtsstern (in oriente domo) gefaßt wird (nach Keplers Horoskop waren es Jupiter und Saturn), und Saturn das. 96 ff. Früher hob Seni hier noch in sechs Versen hervor, daß die günstigen Planete eben in einem Eckhaus stehen, also besonders mächtig wirken. Wallenstein wird darauf hingewiesen, daß Sonne und Mond eben im gesechsten Schein (einem Winkel von 60 Graden) sich befinden, was deshalb so bedeutend sei, weil Sol das Herz, Luna das Hirn des Himmels. Letzteres fand Schiller in einer von ihm im Briefe an Goethe vom 7. April 1797 erwähnten kabbalistischen Schrift.

**) Nach Fielitz (S. 34), der das Sternenorakel zum erstenmal verstanden haben will, legt Wallenstein es willkürlich nach seiner Leidenschaft aus; hätte er es richtig gedeutet, so würde er die Venus auf Max bezogen haben. Er behauptet gar, Seni lese etwas anderes in den Sternen, was er damit beweist, daß dieser später gegen das schwedische Bündniß sei. Als ob Wallenstein darin das schwedische Bündniß gelesen hätte, nicht vielmehr, daß die Zeit ihm günstig sei, wogegen auch Seni nicht den leisesten Zweifel erregen kann. Fielitz wird nicht einmal durch die in der vorigen Anmerkung erwähnten, später unterdrückten Verse in seiner falschen Behauptung beirrt: „Die Sterne rathen Wallenstein, sich von Max ins Privatleben führen zu lassen!" Ein solches tragisches Mißverständniß der astrologischen Grammatik — was würde Schiller dazu gesagt haben? Und sollten wir denn hier wirklich an die Wahrheit der Astrologie glauben?

***) Die nöthige szenarische Bemerkung, daß Seni abgeht (oder die schwarze Tafel fortträgt), stand in den Theaterhandschriften.

einen Wink des Schicksals erkennen sollte. Woher die Nachricht komme, davon ist ebensowenig wie von ihrer Gewähr die Rede. Nach P. II, 5 hat Wallenstein den Sesina selbst nicht gesprochen, Oxenstierna von diesem gar nichts mehr wissen wollen; auch in der Zwischenzeit kann Wallenstein ihn nicht gesehen und ihm Aufträge nach Regensburg gegeben haben, wie hier vorausgesetzt wird. Vgl. auch P. V, 2, 13 ff. und oben S. 192. Um die Gefährlichkeit dieser Gefangennehmung zu steigern, muß Wallenstein sich gegen seine sonstige kluge Zurückhaltung persönlich mit Sesina weit eingelassen haben. Terzky und Illo drängen ihm die Ueberzeugung auf*), daß jetzt sein Vertrauen bei Hofe für immer verloren sei. Aber trotz allem fällt ihm die Nothwendigkeit zum ersten Schritte schwer auf die Seele, da ihn doch eben der glückliche Aspekt zum schleunigen Handeln begeistert hatte. Erst allmählich, als er die Verschreibung der Generale vor sich sieht und sich erinnert, daß die Regimenter selbst den ersten Schritt zum Aufruhr gethan**), faßt er sich einigermaßen, und so will er denn jetzt den schwedischen Gesandten sprechen, dessen Ankunft mit Bezeichnung seines Namen Wrangel als vorher gemeldet angenommen wird.***) Illo, der Wallensteins Unentschlossenheit kennt, drängt, daß die Unterredung sofort erfolge, aber dieser fühlt sich noch immer vom Augenblick der Entscheidung so eigenthümlich überrascht, daß er einiger Zeit zur Fassung bedarf.

---

*) Ursprünglich stand hier die Stelle über Buttler, welche Schiller später nach IV, 4 versetzte. Vgl. oben S. 95.

**) Im Lager wollten die Regimenter ihre Vorstellungen dem Max Piccolomini übergeben. Vgl. S. 218. 276*.

***) In einer unterdrückten Stelle P. V, 1 (vgl. S. 276*) war schon des Eintreffens des „schwedischen Herrn" gedacht.

Vierter Auftritt. Dieses Selbstgespräch nannte Goethe die Achse des Stückes; es sei von großer poetischer und theatralischer Wirkung, Wallenstein rückwärts planvoll, aber frei, vorwärts planerfüllend, aber gebunden. „So lange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizte ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkür glaubte er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten; jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft thue; denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengerer Herr, als ihm sonst der rechtmäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor."

Die früher noch offene Freiheit des Handelns ist ihm jetzt genommen (1—20).*) Im zweiten Theil (21—41) hält er sich vor, wie er nicht mehr zurück könne, da man alles, auch das Gute, Unschuldige, als wohlerwogenes Glied seines für die Gegner feststehenden Planes deuten werde.**) Der dritte Abschnitt (42—53) spricht den Unmuth aus, daß er jetzt blind zu einer That genöthigt sei, deren Folgen niemand berechnen könne. Schließlich (54—80) muß er sich gestehn, wie gefährlich es sei, die Treue der Menschen gegen den angestammten Herrscher wankend zu machen*). Und als er nun im Begriff steht, den

*) V. 10: „In dem Gedanken bloß gefiel ich mir", ist späterer Zusatz.

**) Der Doppelsinn des Lebens, mein Leben, das man auf doppelte Weise auslegen kann. — Der frommen Quelle reine That, was ich aus guter Meinung gethan, da ich dem Reiche den Frieden geben wollte. — Den guten Schein gespart, den Schein gewahrt, daß ich es treu meine. — Kühn war das Wort. Der geschichtliche Wallenstein ließ sich oft zu den kühnsten Aeußerungen in der Aufwallung seines leicht erregten Selbstgefühls hinreißen. Vgl. P. V, 1, 261 ff. — Das Theater gab irrig verstrickt statt umstrickt.

***) In die ruhig thronende (54) schob Schiller noch des Verses wegen

schwedischen Obersten zu empfangen, schreckt er über der verhängnißvollen Bedeutung des nächsten Augenblicks zusammen — es ist die Ahnung seines der Schuld folgenden Unglücks.

Fünfter Auftritt. Als Unterhändler läßt Schiller den Obersten Gustav Wrangel auftreten, wobei ihm der spätere schreckliche Graf von Wrangel vorschwebt, mit dem er Wallenstein schon bei Stralsund zusammentreffen läßt, obgleich dieser Wrangel, wenn er auch früh, zunächst unter Gustav Adolf, in Kriegsdienste trat, doch bei Stralsund (im Frühjahr 1628) noch nicht mitwirken konnte. Eben so frei schaltet er mit der Belagerung Stralsunds; der Geschichte zuwider läßt er Wallensteins Unternehmen gegen die Stadt durch einen Sturm auf dem Belte stören.*) Der Dichter selbst bezeichnete den Charakter seines Wrangel, wenn er vom ersten Darsteller desselben sagte, er habe „den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negotiateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus trefflich und glücklich dargestellt". Wrangel wird auf geschickte Weise dahin gebracht, den Preis auszuspechen, den er Wallenstein bietet (V. 11). Den Brief Oxenstiernas übergibt er erst nach Wallensteins Frage. Die Aeußerung der noch bestehenden Bedenken wird durch Wallensteins Lesen des

---

sicher ein. — Das ganz Gemeine, das ewig Gestrige, das ganz Bekannte, das immerfort gewesen, von einem Tag auf den andern sich erhalten. — Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Gewöhnliche, nicht hervorragende Eigenschaften bilden das Wesen der meisten Menschen. — Die Gewohnheit nennt er seine Amme, er nährt sich an ihr. Aehnlich nennt das Sprichwort die Gewohnheit die andere Natur.

*) 8 lautete früher „Vertheidigte der baltische Neptun", nach bekanntem dichterischen Gebrauche. Vgl. Hor. epod. 7, 3. 17, 55.

Briefes unterbrochen. Dieser zeigt seine im Unterhandeln bewährte Klugheit und Vorsicht. Was er von seiner guten Gesinnung sagt, die er immer gegen die Schweden gezeigt habe, ist eben nur Redensart. Seine eigentliche Absicht verräth er III, 15, 144 ff. P. II, 5, 37 ff. Dagegen spricht er seine Herzensmeinung aus, daß er diesen Schritt gegen die Stimme seines Gewissens aus Nothwehr thue. Wrangel entschuldigt der Schweden Annahme des Verraths mit dem Rechte des Krieges.*) Den Zweifel, daß es ihm gelingen werde, seine Truppen den Schweden zuzuführen, löst Wallenstein leicht; schon der vorhergehende Monolog zeigt, daß er hier wieder nicht aus voller Ueberzeugung spricht, wenn er auch an das fest glaubt, was er über Böhmens Stellung gegen den Kaiser sagt. Entscheidend wirkt das Vorzeigen der Verschreibung der Obersten; denn seit der Gefangennehmung des Unterhändlers können sie an Wallensteins eigenem Willen nicht mehr zweifeln. Die beiderseitigen Bedingungen werden in lebhafter Hin- und Widerrede**) festgestellt, wobei Wrangel sich nicht scheut, auf Wallensteins Nothwendigkeit, sich allem zu fügen, hinzuweisen; 15000 Mann***),

*) Hier stand früher nach V. 49 („Den harten Schritt") noch: „Ich bin ein Schwedischer. Es ließ' mir schlecht, | Dem Kaiser seine Diener zu erhalten."

**) Die Worte „und wie ein Protestant" ließ Schiller mit Rücksicht auf die Zensur im Theatereremplar weg und schrieb dann Lutherischen statt Schweden, obgleich dadurch ein Sechsfüßler entstand. Aber bei den Theateränderungen war der Dichter um den Vers nicht sehr besorgt. Durch Wrangels Verdacht, er könne sie täuschen, fühlt Wallenstein sich verletzt, doch läßt dieser sich dadurch nicht stören. Auch hier haben wir einen Sechsfüßler.

*) Es muß hier (111) wohl sechzehntausend heißen; denn so viele hatte Wallenstein V. 61 verlangt, so viele nennt er selbst unten III, 13, 37, so viele Goethe in der Anzeige der Piccolomini. Freilich hatte nach dem ausführ-

zwölf Regimenter Schweden unter dem nur vier Tagemärsche entfernten Rheingrafen (vgl. oben S. 193), werden diesem zugesagt, der ihnen die Altstadt Prags*) einräumen, vor allem Eger öffnen soll. Wrangel kann nur eine sehr kurze Bedenkzeit bewilligen, ja er droht mit völligem Abbruch der seit zwei Jahren gepflogenen Unterhandlungen; habe er ja schon beim Anknüpfen derselben zum Abfalle fest entschlossen sein müssen. Beide treten hier als klar berechnende, die Bedeutung des Schrittes fühlende Parteien auf. Wallensteins Stolz muß schwer leiden. Tieck nennt diese Szene die Krone des Stücks; jede Andeutung und Erinnerung trete groß und mächtig in die Seele.

Sechster und siebenter Auftritt. Illo und Terzky, die nach Wrangels Entfernung eintreten, glauben die Sache abgemacht, aber der in Wrangels Reden hervorgetretene Uebermuth drückt Wallenstein, der jetzt von der Gnade eines fremden Herrschers leben soll;**) lebhaft stellt er sich den fluchwürdigen Frevel des Verrathes des eigenen Volkes vor. Gegen Illo, welcher mit Recht seinen Fall anders findet als den des Connetable von Frankreich Karl von Bourbon, der Karl V. gegen sein

lichen Bericht S. 211 Wallenstein früher 15,000 Mann, 10,000 zu Fuß, 5000 zu Roß, verlangt, wozu er selbst ebensoviel Mann aufzubringen versprach.

*) Am linken Ufer der Moldau liegen die Stadtviertel Kleinseite und Hradschin (Hradczin), am rechten die Altstadt und die hier übergangene Neustadt. — Das Fremdwort Conjunktion von der Vereinigung hält Schiller absichtlich aus den gleichzeitigen Quellen bei.

**) Die vor V. 5 stehende, auf die Wahl zwischen zwei Uebeln deutende Aeußerung: „Komm' über mich, was will! Das Schlimme thun, | Das Schlimme zu vermeiden, ist nicht gut", mit Terzkys „Bedenk'!" hat Schiller später gestrichen, obgleich V. 5 dadurch zu kurz kommt. Freilich wäre, da V. 4 einen Fuß zu viel hat, der Fehler leicht wegzuschaffen, wenn man mit ist das? den folgenden Vers anfinge.

Vaterland diente*), hebt er das Schmachvolle und Herzlose des Treubruches mit bitterer Schärfe hervor.

Was die Männer nicht vermögen, versucht in A. VII Wallensteins zur Zeit erscheinende Schwägerin, welche mit der ganzen Macht ihrer Beredsamkeit und mit schlauester Berechnung ihn zur Ausführung des ehrsüchtigen Planes treibt, worin sie den höchsten Aufschwung ihres Stammes sieht. Tieck erklärte seltsam diese in gewisser Weise an Lady Macbeth erinnernde, und doch so ganz eigenartige Gestalt für überflüssig. Sie kommt, ihren Schwager wegen des Bündnisses zu beglückwünschen, und als dieser entschieden ihre Entfernung verlangt**), beruft sie sich darauf, daß sie solchen Dingen nicht fremd sei; habe sie ja bei der Wahl des Pfalzgrafen Friedrich zum Könige von Böhmen den Ausschlag gegeben. Die Geschichte weiß nur, daß die Mutter des Grafen Terzky, als altbetagte Dame, daran besondern Antheil hatte. Nachdem sie von Terzky den Stand der Sache erkundet, Illo sie aufgefordert hat, ihre Kunst zu zeigen, wendet sie sich zu Wallenstein zurück: seiner Berufung auf Treue und Gewissen hält sie die Nothwendigkeit entgegen. Wie könne er jetzt zagen, wo es gelte das auszuführen, was er kühn ersonnen und dessen offen vorliegender Vorsatz ihm zu Wien schon so schwer angerechnet werde wie die Vollziehung der That, die man einst als sein unsterbliches Unternehmen preisen werde.***)

*) Statt des Dativs der Einheit Feinde führte das Theater die Mehrheit Feinden ein.

**) Ursprünglich stand V. 4 vor 3 und es folgten sechs andere, welche Wallensteins Furcht vor dieser „Zunge" und seine Unfähigkeit, mit Weibern zu verhandeln, aussprachen. Vielleicht wäre auch V. 3 besser weggeblieben.

***) Nach Süvern folgte auf V. 30 bei der berliner Vorstellung noch: „Hülfreiche Mächte, zeigt mir einen Freund | In dieser Angst der schwerbeladnen

Die Anmeldung von (Max) Piccolomini, dessen liebevollen Zuspruch die Gräfin fürchtet, weiß sie geschickt abzuweisen, da sie, in der Meinung, es handle sich um seine Liebe, sein gerade nicht dringendes Anliegen zu kennen erklärt. Wallenstein läßt sich dies gefallen, da es ihm unmöglich ist, in diesem Augenblick den vom reinsten Edelmuth erfüllten jungen Freund zu sprechen. Noch immer möchte er das Aeußerste vermeiden. Aber die Gräfin malt ihm grausam das unbedeutende Scheinleben aus, das seiner nach der Versöhnung mit dem Hofe warte.*) Unfähig, eine solche Unbedeutendheit zu ertragen und so gering zu enden**), fühlt er, daß er, um diesem zu entgehn, vor dem äußersten Frevel nicht zurückschrecken dürfe.***) So schlimm, meint die Gräfin, sei die Sache doch nicht; stelle er sich auf den Boden der Wirklichkeit, so sei es nur eine That der Nothwehr, es handle sich um das, wozu sich jedes lebende Wesen nothwendig getrieben fühle, um die Wahrung seines Daseins.†) Die Berufung auf die Dank-

Seele!" was an den Anfang von Karlos III, 5 erinnert. Dann müssen unten V. 78 ff. („Zeigt einen . . . zu gehn") gefehlt haben.

*) Uebernächtig, rasch (über Nacht) entstanden und verschwunden. — Mit gleichem Aufwand, mit gleicher Mühe.

) Ursprünglich folgten nach V. 77 Wallensteins heftig bewegte Worte an Terzky: „Führ' sie hinaus! | Laß mir den Piccolomini herein!" mit sechs Versen der Gräfin, deren fortgesetzte grausame Vorstellung der Nichtigkeit, in welche er versinken werde, endlich durchdringt. Durch die Veränderung kam V. 77 zu kurz. Aber vgl. S. 283). Wallenstein unterbrach die Gräfin nach den Worten: „Doch nichts mehr sein, gewesen sein".

***) Unter den hülfreichen Mächten, die er anruft, versteht er nicht die vom Himmel wirkenden Planeten, sondern die Macht des Schicksals, wie man die Himmelsmächte, den Himmel anruft. Vgl. „ihr Mächte des Himmels", „die himmlischen Mächte" in den Räubern (Erl. S. 249**) und Fiesko (Erl. 197*).

†) Nach 98 hat Schiller wieder 7 Verse gestrichen, in welchen die Gräfin ausführte, daß Wallensteins Unternehmen nicht so gar schrecklich sei.

barkeit, welche er dem Kaiser schulde*), weist sie durch die nur zu berechtigte Erinnerung zurück, wie schnöde ihn dieser schon einmal fallen gelassen, und habe er ihn später wieder berufen, so sei dies aus Noth geschehen, weil sein Riesengeist allein ihm Hülfe bringen gekonnt.**) Nicht weniger gegründet ist die Bemerkung, sie hätten seinen Charakter gekannt, nur ihre Schuld sei es, daß sie ihm die Macht in die Hand gegeben, die er nun seiner Natur gemäß brauchen müsse. Auch damals habe er Verbrechen begangen, wo der Kaiser sie gebilligt, weil sie ihm genützt; dieselbe Rücksichtslosigkeit, wie damals, solle er jetzt zu seinem eigenen Vortheil üben, vor einem gleichen Verbrechen nicht zurückschaudern. Den schon Wankenden überwindet sie vollends durch die Erregung seines Glaubens an die Wahrheit der Sternkunst, die ihm eben den günstigsten Ausgang verkünde.***) Als aber Illo forteilt, um Wrangel zu rufen, in diesem entscheidenden Augenblick ergreift den Helden die böse Ahnung, daß sein Entschluß ihn verderben werde. V. 202—213 spricht er für sich.†) Zu den

*) Schiller hatte selbst in seiner Geschichte des Krieges Wallenstein in der Weise seiner erbittertsten Gegner als „ein nie erlebtes Beispiel des Undankes gegen den Schöpfer seines Glücks" aufgefaßt. Vgl. S. 147 f. — Statt „Welchen Fürsten hat er geehrt wie mich?" stand früher das übertreibende: „Vielmals speisten wir | An seinem Tisch vertraulich mit einander, | Wir beiden, und es hielten mir | Die königlichen Söhne selbst das Becken | Zum Waschen dienend über meine Hände", worauf „Und so zu endigen!" als eigener Vers folgte.

**) In dieser und den folgenden Reden der Gräfin hatte Schiller für die Theaterbearbeitung eine Reihe von Versen gestrichen, um den langen Auftritt zu verkürzen.

***) Quadranten und Zirkel, zur Bestimmung des Aspekts. Vgl. I, 1, 17 und die szenarische Bemerkung I, 1. — Zu den sieben Herrschern vgl. P. III, 4, 81 ff.

†) Eine dies besagende szenarische Bemerkung sollte nicht fehlen. Wenn

Worten: „Es ist sein böser Geist und meiner", ist zu denken, „der mich zu diesem Entschlusse treibt", ein scharfer Gegensatz zu Illos „Nun gelobt sei Gott!" Sein, des Kaisers, an welchem Wallensteins Verrath die Herrschsucht rächt, die ihn alles Recht freventlich niedertreten ließ. Wie er des Kaisers Herrschsucht rächt, so wird auch er, das Werkzeug von des Kaisers Herrschsucht und jetzt auch ihr Rächer, dem Rächerarm nicht entgehn.*) Doch in dem Gefühle, daß er nicht mehr zurück könne und niemand seinem Schicksal entgehe, beruhigt er sich. Jetzt endlich trotz allem entschlossen, ertheilt er weitere Befehle**); aber bedeutsam mahnt er die Gräfin, nicht zu frühe zu triumphiren, indem er an die Eifersucht des Schicksals (die Alten sprachen vom Neid der Götter) erinnert. Aber er selbst ist schrecklich geblendet, wenn er nichts Eiligeres zu thun hat als sich dem Oktavio zu vertrauen.

Zweiter Aufzug.

Wallenstein verräth dem Oktavio, den er schon am Ende des vorigen Aufzugs zu sich beschieden, seinen mit den Schweden

---

V. 9 („Es kann) eingerückt ist, so deutet dies auf kleine Pause, in welcher Wallenstein sich faßt.

*) Der Vergleich mit des Kadmus Saat der Drachenzähne deutet auf den gegenseitigen Mord der aus ihr Hervorgegangenen (Cadmeia seges). In der Hoffnung, die zur Unthat treibt, liegt schon die sie sühnende Rache.

**) Zu den Worten: „Die Boten will ich selber sprechen", hat Boxberger aus Lessings Nathan IV, 8 verglichen: „Ich will sie doch aus Vorsicht selber sprechen." Mit ähnlichen angeblich vorschwebenden Stellen hat man neuerdings eine „Abhängigkeit" Schillers von Lessing erweisen wollen, und ein solcher Unfug wird gepriesen! Wallenstein bestimmt hier nur näher seinen dem Illo gegebenen Auftrag und Schiller brauchte den ganz natürlichen Ausdruck nicht erst zu borgen.

geschlossenen Vertrag, ja er entsendet den Verräther, um für seine Sache zu wirken. Max sucht vergebens mit aller Gewalt der Liebe und des Edelmuthes Wallenstein vom Verrathe zurückzuhalten. Illo und Terzky warnen den durch Max tief erschütterten Wallenstein vor Oktavio, richten aber nichts aus, entlocken ihm nur den geheimnißvollen Grund seines Vertrauens. Im zweiten Theile des Aufzugs gewinnt Oktavio kurz vor seiner Abreise Isolani und Buttler, von denen der letztere als Wallensteins böser Dämon zurückbleiben will: aber vergebens sucht er den Sohn mitzuführen, der nicht ohne Abschied von der Geliebten scheiden will, doch entschlossen ist sein Regiment aus Pilsen zu führen. Schließlich nimmt er vom Vater, an dem trotz allem sein Herz hängt, tief bewegten Abschied.

Erster und zweiter Auftritt. An den im Einklang mit der Geschichte (vgl. S. 145 f.) dem Oktavio gegebenen Auftrag Wallensteins*) schließt sich die ergreifende Szene mit Max, der, nachdem er vergebens den als Musterbild alles Edelmuths und aller Größe verehrten Oberfeldherrn von dem Abfall zurückzuhalten gesucht, in stummer Verzweiflung scheidet.

Wallenstein wird durch die unendliche Liebe, die aus der tieferregten Jünglingsseele mit glühender Gewalt sich ergießt, noch mächtiger als durch das ideale Bild der reinen Größe, das dieser sich von ihm gebildet, wirklich erschüttert, doch die

*) Im ausführlichen Bericht S. 251 befiehlt er ihm, wenn die Zeit des Abfalls gekommen sei, Graf Aldringen „auf alle Wege beim Kopf zu nehmen, und die Spanier im Guten zu gewinnen oder sie mit offner Macht zu überfallen". Nach S. 261 daselbst trug er ihm durch Terzka auf, „gleich mit Wallensteins eigenen Kutschen nach Linz sich zu verfügen und alles Volk zu seinen Diensten zusammenzuführen".

unselige That ist geschehen, er kann den rührenden Mahnungen nur die Unmöglichkeit des Rücktrittes und die düster ernste Betrachtung entgegenstellen, daß, wer sich der Welt und ihren ehrsüchtigen Bestrebungen hingibt, den finstern irdischen Mächten verfallen sei. Die Frage, ob Wallenstein wirklich seine Verbindung mit den Schweden aufgegeben haben würde, wenn Max früher gekommen wäre, kann der Zuschauer hier kaum stellen, viel weniger entschieden bejahen. Höchst bemerkenswerth ist aber, was Fielitz übersieht, daß Max sich der Empörung nicht entschieden widersetzt, sondern dieser sich anschließen würde, nur vor der Verbindung mit den Feinden als einem Landesverrath entsetzt er sich.

Zunächst mahnt ihn Wallenstein, der Nothwendigkeit mit beherzter Fassung zu gehorchen.*) Aber Max kann diese Nothwendigkeit nicht anerkennen, nach seinem eigenen Gefühl muß er entscheiden, das diesmal vor dem von Wallenstein eingeschlagenen Wege zurückbebt. Als dieser die Entscheidung zwischen ihm und dem Kaiser ihm als nothwendig vorhält**), möchte Max ihn durch die noch scheu sich zurückhaltende Bemerkung, der Krieg, den er erheben wolle, sei kein guter, von seinem Vorhaben abhalten, doch kann er selbst, trotz der möglichsten Milde des Ausdrucks nicht begreifen, wie er es wage, zu ihm, an dem seine Seele verehrungsvoll gehangen, in solcher Weise zu reden.***) Nein, es ist unmöglich, der so reine, große Held,

*) (14) Das Herz, das Gefühl, das nur das Rechte wünscht, wie unten 34 („zwischen dir und meinem Herzen"), 37 („mit ungetheiltem Herzen").

**) Nach 40 stand früher noch: „Eins muß verlassen werden für das andre."

***) 56 bittet er Wallenstein, ihm nicht den Blick zuzuwenden, dessen Macht er diesmal fürchtet. Statt zu mir führte schon das Theater das hier offen-

wie er in seiner Seele lebt, kann nimmermehr seiner unwürdig handeln und so ihm den Glauben an alle wahre Größe vernichten.*) Da aber Wallenstein sich auf die Nothwendigkeit dieses Schrittes beruft, der ihm freilich den Tadel der Welt zuziehen werde, auch ihm selbst schwer falle**), will Max ihm gestatten, sich mit Gewalt in seinem Posten zu erhalten, wenn es nicht anders sei, nur den Verrath des Vaterlandes an die Fremden verabscheut er als das ärgste Verbrechen. Wallenstein, bitter getroffen durch die scharfe Verurtheilung seines Handelns aus dem Munde seines Lieblings, weiß sich nur mit der Hindeutung auf das leichtfertige Urtheil der mit dem Leben unbekannten Jugend gegen diesen Vorwurf zu wehren. Man müsse das Handeln nach dem Leben, nach dem Wesen der Dinge, die ihr Maß in sich, nicht in dem von außen daran gelegten Maßstab hätten, beurtheilen, die Ideen, Vorstellungen, wie von

bar falsche von mir ein. Aehnlich sagte Amalia früher in den Räubern: „Ich beschwöre Sie, wenden Sie diese Blicke von mir." — 45 gab das Theater ist er statt er ist; dann müßte aber auch ist er statt ist ein stehn.

*) Nach 63 standen ursprünglich noch die etwas matten Verse: „Es hat die gutgeschaffene Natur | Des Willens schwere Schuld noch nicht getheilt." — 71. Das glückliche Gefühl, das Gefühl, das immer das Rechte trifft.

) Hier hat Schiller eine längere Stelle gestrichen. Max wollte Wallensteins: „Nichts anders bleibt mir übrig, nur als Ausflucht solcher gelten lassen, die ein frevles Spiel mit ihrer Ehre treiben, und hielt ihm vor, mit dieser That, die sein ganzes Leben schände, könne er nichts Gutes thun, wogegen Wallenstein, seine Hand ergreifend, die Hoffnung aussprach, daß sie, wenn er sein Ziel erreicht, das er nicht undeutlich als eine Königskrone bezeichnet, noch viel Treffliches vereint ausführen würden; wer Großes erreichen wolle, könne sich nicht rein erhalten. Vgl. S. 275*. Auch der Erwiderung von Max gingen noch sechs Verse voraus, worin dieser zugab, daß sich das „gewaltig strebende Gemüth" ein Uebermaß erlauben dürfe, daß einem Wallenstein mehr als andern gestattet sei. Jetzt tritt das „Seis denn!" (84) etwas unvermittelt ein.

Bös und Gut, wohnten leicht (ruhig, ohne sich zu stören) im Gehirne, welches weit genug sei, daß sie nicht aufeinander stießen, aber im Leben drängten sich die Vortheile der verschiedenen Parteien so gegeneinander, stritten so miteinander, daß man zugreifen müsse, nicht ängstlich sinnen dürfe. Nur wer keine irdischen Wünsche hegt, kann sich rein erhalten, das unreine Element, in welchem er lebt, vermag ihm so wenig anzuhaben, wie das Feuer dem Salamander; wer aber irdischen Begierden nicht entsagen kann, wer sich mit der Welt einlassen muß, der ist dadurch dem bösen Elemente, den wild ihn hinreißenden Begierden, verfallen.*) Nur allgemeine Güter, die Vorzüge der menschlichen Natur, werden uns vom Himmel zu Theil; wer aber nach besondern Lebensgütern, nach Reichthum, Macht und Ansehen, strebt, der muß sich mit dem unreinen Elemente einlassen, was hier bildlich durch das Hingeben der Seele an die bösen in der Luft herrschenden, durch die Luft nach Schätzen verlockenden Dämonen bezeichnet wird.**) Vergebens erbietet sich Max, selbst nach Wien zu gehn, um die Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewirken***); Wallensteins Entgegnung, es sei zu spät, versteht

) Man vergleiche hierzu die Stelle in Goethes Iphigenie IV, 4 von den Worten Iphigeniens an (V. 121): „Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz." Vgl. oben S. 275. 291*.

**) Unterm Tage, wie Paulus spricht von den „bösen Geistern unter dem Himmel" (Eph. 6, 12). Vgl. Goethes Faust II, 5480. Die Luftgeister verleiten zum Bösen, zum Erringen irdischer Güter, die sie gewähren. Unterm Tage kann nicht „unterhalb des Tageslichtes", d. h. in der Finsterniß, heißen, so wenig wie bei Paulus ἐπουράνιος. — Sehr hart ist der Vers von Max: „Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister!" Leichter wäre nimmer (oder nie dir) Wort, sind. — Zu den Lügengeistern vgl. Wagners Wort im Faust I, 788.

***) In der Theaterbearbeitung stand nach den Worten von Max: „Thu's

er nicht in ihrer ganzen Schwere, er meint, der Verrath sei noch nicht erfolgt, er könne wenigstens noch abtreten, und in Zukunft, vereint mit ihm, endlich einmal glücklich sich selbst leben — eine schöne Aussicht, die Wallensteins Herz um so tiefer schmerzen muß.*) Als dieser ihm mittheilt, die Befehle zur Verbindung mit den Schweden seien schon ergangen (den Namen der Schweden wagt er nicht zu nennen), verstummt er in namenlosem Schmerz. Wallenstein bittet ihn von neuem sich in das Unvermeidliche zu fügen, und da Max, der kein Wort zu erwidern vermag, den schmerzlichen Kampf seiner Seele verräth**), erinnert er ihn an den hohen Ruhm, den ihm diese That bei der fernsten Nachwelt bringen werde, daß er in der dringendsten Noth sich wahrhaft groß bewährt habe, wie Julius Cäsar, dessen Name noch jetzt die Kaiserwürde bezeichne, obgleich er es gewagt, die ihm zu Roms Schutz übertragenen Legionen gegen Rom selbst zu führen.***) Aber auch dieser Hinweis auf

mit Unschuld auch", die szenarische Bemerkung: „zärtlich ihn bei der Hand ergreifend", wie nach Wallensteins „Es ist zu spät" sich findet: „Er steht auf."

*) In den Theaterbearbeitungen fehlt die ganze Rede Wallensteins: „Schnell fertig ist die Jugend", nebst den vier ersten Versen der Erwiderung von Max, nur heißt es nach den Worten von Max „Schwarz wie die Hölle!" weiter: „(Wallenstein macht eine schnelle Bewegung.) Sieh, du kannst's | Nicht nennen hören, und du willst es thun?" woran sich dann schließt: „O kehre um zu deiner Pflicht."

**) Die Theaterbearbeitungen haben vor „Ergib dich drein" die szenarische Bemerkung: „Max schrickt zusammen, und steht im Ausdruck des höchsten Schmerzes." Nach „wie wir müssen" folgt dort noch: „Ich kann in meine Schmach, in mein Verderben | Nicht willigen. Du — kannst nicht von mir lassen!"

***) Ursprünglich stand: „Als jener Cäsar that am Rubikon, | Da er die Legionen, welche Rom | Ihm übergeben, führte wider Rom?" — Bei „Gab mir sein Glück" schwebt wohl Cäsars Wort an den ihn fahrenden Schiffer vor: „Du fährst Cäsar und zugleich Cäsars Glück" (Plut. Caes. 38).

unsterblichen Ruhm im Gegensatz zu der auf dem Verräther ruhenden Schmach kann den reinen Sinn von Max nicht irren; unfähig, auch nur den Schmerz der jetzt nothwendigen Trennung auszudrücken, eilt er verzweifelnd davon.

Dritter Auftritt. Das feste, für Wallenstein so verhängnißvolle Vertrauen auf Oktavio*) suchen Terzky und Illo vergebens in ihm zu erschüttern, ihr Verdacht gegen diesen erklärt er nur für Neid.**) Vorab ergibt sich aus Wallensteins Frage nach Wrangel, Max habe ihn wirklich wankend gemacht, wovon er aber nichts verräth, da er hört, dieser sei bereits weg. Daß er aber, wenn Wrangel noch nicht fort gewesen, sein Wort zurückgenommen haben würde, ist ganz unglaublich: es ist eben nur eine Wallung seiner durch Max erschütterten Seele. Gegen Illos Vorwurf***), er sei mit sehenden Augen blind, beruft er sich auf das Pfand seiner Treue, das er vom Schicksal selbst habe. †)

---

*) Hier heißt es, Oktavio übernehme die spanischen und wälschen (italienischen) Regimenter, während im ersten Auftritt (vgl. S. 289) nur von den spanischen die Rede ist. Nach dem ausführlichen Bericht S. 251 sollte er die Päße gegen Salzburg besetzen, damit keine Hülfe aus Italien komme. Zwischen den Reden von Terzky und Illo 13 f. sprach früher Wallenstein noch: „Nun, warum soll es nicht geschehn?" — Ueber die Bemerkung, er gebe Piccolomini als einem Wälschen den Vorzug, vgl. S. 270***.

**) Nach „Fort ist er" (2) fragt Terzky im berliner Regisseurbuche weiter: „Wie stehts | Mit Piccolomini?" Wallenstein erwidert sonderbar statt „So eilig (oder schleunig)?": „Es wird sich geben. — | Fort, sagst du? Diesem Wrangel thuts sehr eilig."

***) Die Theaterbearbeitung gibt Illo auch Terzkys beide vorhergehende Reden.

†) Bei Wallensteins Aeußerung (50): „Lügt er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge", liegt der Gedanke zu Grunde, daß, wenn irgend eine Vorhersagung der Zukunft Glauben verdiene, die über Oktavio ihres wunderbaren Zusammen-

Die früher nur angedeutete geheimnißvolle Geschichte, eine der glücklichsten Erfindungen Schillers*), fühlt er sich gedrungen, in diesem bedeutenden Augenblicke nicht bloß den Freunden, sondern auch sich selbst lebhaft vorzuhalten. Hierbei geht er von dem Satze aus, der auf seiner Anschauung von einem geheimnißvollen Zusammenhange des Menschen mit der ihn umgebenden Natur beruht, es gebe Augenblicke, wo der höhere, die Welt lenkende Geist uns die Zukunft enthülle, wenn wir mit ahnungsvollem Sinne ihn befragen. Einen Zufall erkennt er nicht an**); ein geheimnißvolles Walten herrscht in der ganzen Natur, die ihm nach der kabbalistischen Lehre ein Makrokosmus ist, dem in der Brust des Menschen ein Mikrokosmus entspricht. Wie alles, was aus den geheimnißvollen Tiefen des Weltalls aufsteigt, mit Nothwendigkeit sich ergibt, so wirkt auch in der Seele des Menschen nur das, was in ihrem tiefsten Keime lebt; der Mensch kann nichts thun, was diesem innern Wesen widerstrebt. Diese zunächst in Bezug auf Oktavio geäußerte Ueberzeugung beruhigt ihn auch über sich selbst in seiner jetzigen wehmüthigen Stimmung, die sich bei dem sonst so heftigen Manne in der ruhigen, ernst gemessenen, offen sich ergehenden Weise

---

treffens wegen ihn verdiene. Nach dem Verse findet sich im berliner Regisseurbuche noch: „Denn alle Zeichen geben für ihn Zeugniß."

) Banniers verfolgenden Dragonern (96). Johann Bannér, auch Banner, Bannier genannt, nahm nicht selbst an der Schlacht von Lützen Theil; er lag damals verwundet in Magdeburg. — Von Wallensteins Vetter (97) wissen wir nichts; nur der von ihm als Erbe eingesetzte Vetter Max überlebte ihn. Vgl. S. 201. — Früher fehlten V. 60 („Die Feuer") bis 63.

**) Man hat hier die ähnliche Aeußerung der Orsina in Lessings Emilia IV, 3 als Schillers Vorbild betrachten wollen. Einen bloßen Zufall leugnet auch Posa im Karlos III, 9.

verräth, wie er Illo und Terzky entgegentritt, durch deren, noch immer geäußerten Zweifel er zu den letzten Aeußerungen veranlaßt wird.

Vierter bis sechster Auftritt. Was Illo und Terzky gefürchtet, sehen wir in dem hier beginnenden zweiten Theile des Aufzugs fast unter Wallensteins Augen ins Werk gesetzt.*) Oktavio, der schon andere Obersten auf seine Seite gebracht hat, gewinnt zuletzt auch die beiden für ihn bedeutendsten, deren Wichtigkeit schon gleich am Anfange der Piccolomini (I, 2) hervorgehoben war. Obgleich er seiner Sache gewiß ist, hat er im Hinterhofe seiner Wohnung, wo er beide eben vor seiner Abreise empfängt, einem Kommando Soldaten von einem kaiserfreundlichen deutschen Regimente**) die Wache übergeben.

Isolani, den bloß die seinem Vortheil entsprechende große Freigebigkeit Wallensteins an diesen gefesselt hat und den allein sein Eigennutz bestimmt, was sehr glücklich dargestellt wird, fällt gleich ab, als er dessen Ungnade erfährt***), und möchte sich nun beim Oberbefehlshaber ins beste Licht setzen. Dagegen wird, im scharfen Gegensatz zu Isolani, Buttler A. VI von grimmer Rache gegen Wallenstein erfüllt, als er den Brief vor sich sieht, der ihm verräth, welch ein Spiel Wallenstein mit seiner Ehre getrieben. So fest Buttler an diesem gehalten, auch als er

*) Den vierten Auftritt fügte Schiller später ein; er fehlt in den Handschriften.

**) Diese Tiefenbacher bilden im Lager den stärksten Gegensatz zu den holkischen Jägern.

***) Wir hören von Isolani auch, daß alle Deutschen sich für den Kaiser erklärt haben. Die Treue der Deutschen hatte Schiller auch im Fiesko gefeiert. — V, 19. Erst Körners Gesammtausgabe führte den schlimmen Druckfehler Freut mich (statt Euch)? ein.

vom schon vollzogenen Verrathe an die Schweden und von der Achtserklärung hörte, da Rache gegen den Hof seine ganze Seele schwellte, so gewaltig lodert der nach Sühne dürstende Haß auf, als er erkennt, daß gerade von Wallenstein diese Entehrung ausgegangen.*) Seine übermäßige Empfindung der hohen Gnade, die vom Kaiser dem Reumüthigen zu Theil wird, scheint hier weniger angemessen; das Gefühl der an Wallenstein zu nehmenden Rache müßte sich ganz unmittelbar nach Oktavios Eröffnung aussprechen.**) Daß Oktavio Buttlers deutliche Drohung wider Wallenstein überhört, der nicht leben solle, dessen guter Engel er nicht sein werde (122. 135), dürfte nicht ohne Anstoß sein; denn daß diese Bedrohung von Wallensteins Leben Oktavio angenehm sei, kann man doch wohl nicht annehmen, wenn auch Buttler ihm V, 11 sagen darf, er habe den Pfeil geschärft. Ein glücklicher Zug ist es, daß der eigensüchtige Isolani seine Dienstreue, wodurch er sich wieder völlig in der Achtung des neuen Oberfeldherrn herstellen möchte, durch eine besorgte Warnung bewährt (136), aber eine wirkliche Gefahr

*) Ueber das Unwahrscheinliche dieser Erfindung vgl. oben S. 195. Man kann nicht einmal annehmen, Oktavio habe Wallenstein zu dieser Niederträchtigkeit verleitet; denn dies wäre durchaus gegen dessen nicht unedlen Charakter. — Im berliner Regisseurbuche fehlen hier die sieben Verse von „Ja! Generallieutenant" (60) an, und die sechs mit „Versagen konnte mans" (68) beginnenden sind verändert.

**) Auffallend ist, daß Oktavio sagt, der Kaiser mache die Kränkung gut, indem er ihm das von Wallenstein geschenkte Regiment belasse; man erwartete, daß er wirklich den Grafentitel erhielte, wodurch auch ein glücklicher Uebergang gewonnen würde, wenn er diesen Titel als etwas für ihn Werthloses bezeichnete und sich ganz dem Gefühl der Rache überließe. Die große Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und die Unterthänigkeit stimmen nicht zu seinem Charakter.

hat dieser kaum zu besorgen, da selbst Illo und Terzky es nicht wagen, dem von Wallenstein als besten Freund angesehenen Oktavio etwas zu Leide zu thun.

Siebenter Auftritt. Bedeutsam wirkt der Abschied von Vater und Sohn. Max hat in Wallenstein den Leitstern seines Lebens verloren; seinem Vater muß er Schuld geben, daß er den Freund durch seine Hinterlist gerade zum Verrathe getrieben, statt ihn treu zu berichten, ja er sieht zu seinem Unwillen ihn durch seinen Sturz steigen.*) Halb willenlos folgt er dem Befehle Oktavios, der ihn noch vor seiner Abreise zu sehn verlangt hat. Max nimmt an dem Vater, dessen hinterlistiges Betragen ihm verhaßt ist, keinen Antheil mehr, ja in der Zerrüttung seiner Seele muß er fürchten, dieser habe die Sache absichtlich so weit getrieben. Nur eine Seele ist ihm geblieben, der er vertrauen kann. Vergebens ist Oktavios Zuspruch, ihm sogleich zu folgen, sich die Qual der Trennung zu ersparen; auch der Befehl, zuerst im Namen des Vaters, dann in dem des Kaisers verfängt bei ihm nicht. Die Geliebte muß seinen Schmerz sehn, sie muß ihm noch den einzigen Trost seines Lebens reichen.**) Auch des Vaters Furcht, er werde sich nicht von ihr loszureißen vermögen, kann ihn nicht bestimmen. Selbst als die väterliche Liebe und Oktavios Treue zu dem angestammten Herrn in so gewaltig erschütternder Weise hervortreten, bleibt er ungerührt, er bedauert nur, daß der Vater nicht besser von ihm denke, daß er ihn des Verrathes fähig halte: dieser sein

*) 20 hat die Theaterbearbeitung kalten Vorsatz so weit statt Vorbedacht bis dahin und darauf den Vers: „Ihn lieber schuldig als gerettet sehn?"

**) Der Schmerz des Todes ist der tödtliche Schmerz über die ewige Trennung von der Geliebten.

Unglaube an die edle Menschheit habe gerade alles Unglück angerichtet; mit reinem Glauben würde er Wallenstein zurückgehalten haben. Oktavios Zweifel, die Verehrung Wallensteins werde am Ende doch über seine Treue siegen, kann er damit zurückweisen, daß ja auch die Liebe zum Vater sein reines Gefühl nicht getrübt habe, das seine Hinterlist verdamme. Endlich tritt Oktavios Furcht, der Herzog werde ihn nicht ziehen lassen, in dem ahnungsvollen Ausruf hervor, er werde ihn nicht mehr wiedersehn: doch ohne Schutz soll er nicht bleiben, außer seinen Pappenheimern läßt er ihm drei treue Regimenter zurück. Da Max feierlichst verspricht, in Pilsen zu sterben oder die Regimenter herauszuführen, muß Oktavio als Vertreter des Kaisers sich zufrieden geben; aber auch als Vater soll er von dem Sohne scheiden, dessen Liebe doch zuletzt bei Oktavios tiefbewegter Frage, ob er denn keinen Sohn mehr habe, unwillkürlich hervorbricht. Erst an dieser Stelle könnte das Drama von den Piccolomini enden, wie es auch ursprünglich der Fall war; freilich tritt auch hier kein eigentlicher Ruhepunkt der Handlung ein.

Dritter Aufzug.

In der am nächsten Vormittag spielenden Familienszene erhält Wallensteins Ehrsucht, die rücksichtslos das Glück der Seinigen zu Grunde richtet, ihren schärfsten Ausdruck, eben vor der Enthüllung von Oktavios Verrath. Gerade der ungeheure Schmerz über die schnöde Treulosigkeit des Freundes, dem er wie sich selbst vertraut hat, läßt uns den Pulsschlag seiner edlen Natur fühlen. Unmittelbar auf einander erfährt er sodann, daß außer Isolani und Deodati fünf andere Obersten

von ihm abgefallen sind, die noch anwesenden Truppen auf etwas Besonderes sinnen, die Tiefenbacher nur Oktavios Befehlen gehorchen wollen, der Führer dieses Regiments alles mit Questenberg verabredet hat; endlich kommt die Schreckenskunde vom Abfalle Prags und aller in Böhmen und Mähren stehenden Regimenter, dann die der Aechtung, welche ihn selbst und seine Treuesten getroffen. Eben in dieser Noth tritt Wallenstein in seiner ganzen Größe hervor, er fühlt sich stark genug gegen eine halbe Welt. Aber alle Klugheit und Geisteskraft, die er Max und den Pappenheimern gegenüber zeigt, scheitern an der sittlichen Macht der Treue und an dem ihn verfolgenden Mißgeschick; noch vor Abend muß er Pilsen verlassen, um sich am Morgen in Eger mit den Schweden zu verbinden.

Erster und zweiter Auftritt. Die Gräfin Terzky, die Thekla Wallensteins Abfall mittheilt, fordert sie auf, Max und durch ihn Oktavio bei ihrem Vater festzuhalten, da ihr Vorgang entscheidend sein werde. Diese aber, deren düstere Ahnung sich schon P. III, 9 ergreifend ausgesprochen hat, erkennt in des Vaters Verrath den Untergang ihres Hauses: ihre innige Liebe zur Mutter läßt sie vor allem für diese fürchten; daß ihr Geliebter seine Treue dem Kaiser nicht brechen könne, ist ihrer reinen, edlen Seele unzweifelhaft. Wenn Thekla hier von einem bangen Vorgefühl spricht, das sie gleich bei ihrer Ankunft in Pilsen ergriffen, so stimmt dies freilich nicht zur Heiterkeit, worin sie P. II, 3. III, 4 erscheint, aber eine solche Selbsttäuschung ist natürlich. Die Ahnung, daß man es nicht gut mit ihr meine, erfaßte sie erst, als die Gräfin Terzky sich in ihre Liebe mischte.*)

*) Nach den szenarischen Bemerkungen der Theaterbearbeitungen sitzt Thekla

Dritter Auftritt. Die von innerer Unruhe und Verzweiflung aus ihrem Zimmer getriebene Herzogin spricht, ohne sich durch der Tochter Anwesenheit zurückhalten zu lassen, das Unglück ihrer Verbindung mit Wallenstein seit seiner Absetzung zu Regensburg aus*), die einen ganz fremden, finstern Geist in ihm erregt und ihn zur Sternkunst verlockt habe. Vgl. S. 132. Thekla ist so unglücklich über des Vaters Abfall, der ihre Mutter, sie und den Geliebten ins Unglück stürzt, daß sie sich seiner angekündigten Gegenwart entziehen möchte, doch halten die Mutter, die ihre Absicht bemerkt hat, und die Tante sie zurück.**)

Vierter Auftritt. Wallenstein, der im Saale der Herzogin im Gespräch mit Illo erscheint, wartet auf die Nachricht von der in Prag erfolgten Huldigung, wo er durch einen Boten

---

an einem Tische, die Gräfin, sie beobachtend, auf der entgegengesetzten Seite, nach V. 4 steht letztere auf und tritt Thekla näher. — 55. Dem Schicksal schreibt Thekla eine kalte Schreckenshand zu. Vgl. IV, 12, 23 ff. — 56. Schauderns, im Sinne von Schauder erregend, wie III, 4, 26, Kabale und Liebe III, 5. Gewöhnlich steht so schauderhaft, schauderlich, schauerlich, seltener schaudern. — 59. Die Unglückssterne sind nicht astrologisch, sondern bildlich vom Unglück zu fassen. Ursprünglich stand „daß über meinem Glück die Todesgötter stünden." Vgl. S. 213. — V. 65 lautete früher: „Gut werden! Was kann hier gut werden? | Wir sind getrennt, getrennt auf immerbar."

*) Nach 14 gedachte sie früher in ein paar Versen noch des Unglücks, daß Thekla nun in der Kaiserin eine gütige Pathe verloren habe.

**) (62) „Es ist mir unerträglich ihn zu sehn" stand ursprünglich nach den Worten (60): „Ich kann ihn jetzt nicht sehn", so daß beide Weigerungen nur durch ein Wort der Gräfin („Wie? Bedenkt!") getrennt waren, was den Vorzug zu verdienen scheint. Thekla will die Mutter in ihrer Unterhaltung mit der Gräfin nicht stören, sich still entfernen, nur durch letztere sich entschuldigen lassen.

hat verbreiten lassen, zu Pilsen sei die Armee bereits abgefallen. Buttler hat unterdessen sich freiwillig für Wallenstein erklärt. Wenn letzterer bemerkt, in Buttlers Nähe habe sich immer ein schneidendes Gefühl in ihm geregt, das keine rechte Liebe zu ihm habe aufkommen lassen, so konnte der Dichter hier unmöglich das oben angenommene schlechte Spiel Wallensteins gegen diesen voraussetzen; denn dieses müßte er anders bezeichnen. Es ist eine freilich wohl zu weitgehende Freiheit des Dichters, daß er hier zu seinem Zwecke einen solchen innern Widerwillen gegen Buttler annimmt. Zuerst von allen Obersten will er Isolani, auf dessen Treuherzigkeit er vollstes Vertrauen setzt, sein Bündniß mit den Schweden anzeigen, und so läßt er diesen durch Illo zu sich fordern. Aber vorher soll ihn in seiner tiefen Aufregung ein Lied Theklas erheitern. Diese, die den Anblick des Vaters nicht mehr ertragen kann, sucht sich vergebens bei der Mutter und der Gräfin zu entschuldigen; als man ihr die Zither aufzwingt, wirft sie diese nach längerm Kampfe weg und stürzt ab. Vgl. oben S. 113. Die Gräfin sieht sich dadurch veranlaßt, deren Liebe zu Max Wallenstein zu entdecken, wovon dieser aber, wie sehr er auch jenen persönlich schätzt und liebt, nichts wissen will, da er nur einem Könige „auf Europas Throne" seine Tochter geben will. Vgl. den Schluß von P. II, 3. Jetzt macht er, was die Gräfin noch nicht gewagt hatte, seiner Gattin die Mittheilung, daß sie in den kaiserlichen Landen nicht mehr sicher sei und deshalb mit Thekla nach Holland müsse.*) Diese geräth darüber in Ent-

*) Daß er sie in das fremde Holland bringen läßt, ist ebenso auffallend, als daß der sächsische Feldmarschall Franz Albert von Lauenburg zu ihrer Begleitung bestimmt ist. Wallenstein sandte diesen zu Bernhard von Weimar, um

setzen, da sie voraussieht, wie schrecklich die Absetzung (denn etwas Schlimmeres ahnt sie nicht) auf ihn wirken werde. Terzkys Ankunft bricht das Gespräch ab.

Fünfter bis neunter Auftritt. Die Handlung ist hier außerordentlich belebt. Terzky bringt die Kunde, daß Isolani und Deodati mit ihren Regimentern verschwunden sind.*) Illo berichtet die Entfernung von fünf andern Generalen.**) Wallenstein kann kaum die ungeduldigen Fragen der die Verwirrung bemerkenden Frauen abwehren, als der eben zu einem Adjutanten herausgerufene Terzky***) mit einer Schreckenskunde kommt, vor deren Mittheilung Wallenstein entschieden die Entfernung der Frauen befiehlt. Unter den Regimentern hat sich eine starke Bewegung gezeigt, der sich allein die Pappenheimer noch nicht angeschlossen, nur Terzkys Regimenter haben sich entschieden für Wallenstein erklärt. Noch

---

dessen Vorrücken nach Eger zu beschleunigen. Zu seinem Zwecke mußte der Dichter einen Begleiter nennen, welcher der Herzogin als Schwedenfreund bekannt war, aber der Feldmarschall ist zu bedeutend, als daß Wallenstein ihn von sich schicken könnte, doch bezeichnete Schiller ihn hier auch nur einfach als Herzog. Unten A. XVII läßt Wallenstein die Frauen durch Scherfenberg nach Eger bringen.

*) Im ausführlichen Bericht wird S. 262 erwähnt, daß „der Obriste Deodatti, welcher sein Volk gegen dem Feinde liegen gehabt, zu Pilsen heimlich durchgegangen". Deodati hatte beim Bankett (P. IV, 5) des Kaisers Gesundheit ausgebracht, aber Illo auf ihn gebaut (P. II, 6, 8), wie freilich auch auf Tiefenbach.

**) Von diesen sind Esterhazy und Kaunitz bisher nicht genannt. In der Theaterbearbeitung steht „Kaunitz, Palfi" statt „Colalto, Kaunitz".

***) Dazwischen beordert Wallenstein Illo, den die Thorwache haltenden Tiefenbach ablösen zu lassen, da er diesem nicht traut. — Vor Höre (VI, 13) hat die Theaterbearbeitung die nöthige Bemerkung: „Illo will gehn" und das freilich den Vers zerstörende Halt! Wahrscheinlich sollte Höre gestrichen werden.

immer will dieser nicht an Oktavios Verrath glauben. Daß ihn Isolani verlassen, trägt er ruhig, da dieser leichtfertige Mensch nur dem Glücke und seinem Vortheil folge.*) Da kommt Illo mit der Schreckenskunde, die Tiefenbacher kündigten den Gehorsam auf, weil Oktavio vom Kaiser zum Oberfeldherrn ernannt, acht Generale, von denen die schon genannten Montecuculi und Caraffa namentlich bezeichnet werden, seien entwichen, und dies alles habe Oktavio mit Questenberg ins Werk gesetzt. Dieser Schlag trifft Wallensteins Herz, während die Gräfin, welche die Angst, die auch in der abgebrochenen Satzverbindung sich verräth, wieder ins Zimmer getrieben hat, bei dieser Kunde**) in Verzweiflung über das Mißlingen des ehrsüchtigen, auf eine Krone in ihrem Hause gerichteten Unternehmens davon stürzt. Auch jetzt will Wallenstein die Sternkunst noch nicht als Lügnerin gelten lassen, nur Oktavio sei falsch, ein Ungeheuer der Natur. Ob diese sophistische Vertheidigung der Sternkunde selbst dem tiefsten Schmerze angemessen sei, könnte man bezweifeln.***)

---

*) Auffallend ist der Ausdruck, es schrieben des Lebens Bilder (die Ereignisse des Lebens) sich nur auf die *glatte Stirne*, hätten keinen *Busen*, sie darin zu bewahren, im Sinne, alles mache auf sie keinen nachhaltigen Eindruck. — Bei Terzkys Entgegnung, er ziehe die glatten Stirnen den tiefgefurchten vor, schwebt wohl das Wort Cäsars bei Shakespeare in dem von ihm benannten Stücke (I, 2) vor, er liebe wohlbeleibte Leute von glatten Wangen, nicht solche, die, wie Cassius, immer hungrig und mager aussähen, nach der überlieferten Aeußerung Cäsars (Plut. Caes. 62), Cassius gefalle ihm nicht, weil er zu blaß sei.

**) IX, 4 schreibt die Theaterbearbeitung nicht mehr dem Illo, sondern dem Terzky zu, was weniger passend, da Terzky ganz mit Wallenstein beschäftigt ist.

***) IX, 14. *Menschliche Gestalt — zu entehren.* Oktavio ist ein Teufel in menschlicher Gestalt. — 16. „Religion ist in der Thiere Trieb", soll

Zehnter Auftritt. Wallenstein begrüßt Buttler mit traulichster Herzlichkeit als wahren Freund, in dessen Brust er seine Klage über Oktavios schmählichen Betrug ergießen, auf dessen treue Schultern er sich ruhig stützen könne. Dies macht einen geradezu peinlichen Eindruck, der kaum dem tragischen Pathos entsprechen dürfte: daß jemand auf so arge Weise, wie hier Wallenstein, und zwar, nachdem der, auf welchen er wie auf sich selbst getraut hatte, trotz Horoskop und allem ihn betrogen, sich täuschen lassen soll, ist mehr der Komödie als der Tragödie gemäß. Auch kann Wallenstein nach seiner Aeußerung über Buttler (III, 4), von seinem eigenen Schuldbewußtsein gegen diesen nicht zu reden (vgl. S. 302), doch ihm nicht so ganz vertrauen. Ja Buttler zeigt sich gleich als böser Dämon; denn mit kalter Tücke bringt er gerade ihm die Kunde, daß der Eilbote von Prag gefangen genommen*) und der Brief, wonach Prag und die übrigen Städte**) für ihn verloren seien, im Lager von Hand zu Hand gehe. Hier, wo Terzky und Illo vor Schrecken und Wuth außer sich sind, zeigt Wallenstein gefaßte Ruhe: den erschütterndsten Schlag, Oktavios Verrath, hat sein Herz überwunden; die Noth giebt ihm seine Heldengröße wieder, er

heißen: „Selbst die Thiere, welche nur der Instinkt treibt, sind im Vergleich zu solcher Verrätherei religiös." Der Schmerz überspannt den Ausdruck. — 20—26 führen im Gegensatz zu 17—19 den Gedanken aus: „Durch Schändlichkeit hast du mich besiegt, den Wehrlosen mit Waffen niedergestoßen, gegen die keine Kraft etwas vermag."

*) Schiller läßt den verbannten, dazu am wenigsten passenden Grafen Kinsky in Prag anwesend sein. In Wirklichkeit begleitete dieser Wallenstein von Pilsen nach Eger.

**) Im ausführlichen Bericht S. 253 werden Budweis und Tabor nebst einem „ꝛc." genannt.

fühlt sich gehoben und beherzt, den schlimmsten Kampf zu bestehn. Dies würde noch bedeutender wirken, hätte er sich nicht unmittelbar vorher so bedauerlich schwach gezeigt, was der Gang der Handlung durchaus nicht forderte. Gerade diese Lage Wallensteins hatte den Dichter zum Stoffe begeistert. Jetzt fühlt der Held wieder seine volle Kraft, jetzt, wo er alles gegen sich hat*) und genöthigt ist, sein Dasein zu vertheidigen.

Elfter und zwölfter Auftritt. Die Herzogin empfängt die Kunde vom Abfall ihres Gatten. Zunächst kommt die Gräfin in verzweifelter Angst, die noch steigt, als sie niemand findet, der ihr Nachricht geben könnte. Die Aehnlichkeit des Anfangs mit A. IX wäre leicht zu vermeiden gewesen. Diese drohende Erniedrigung ihres Geschlechts, daß Wallenstein machtlos enden, er, wie der letzte traurige Böhmenkönig, Pfalzgraf Friedrich, umherziehen, daß sie das Brod der Verbannung essen sollen, ist ihrer ehrgeizigen Seele so entsetzlich, daß sie es nicht überleben könnte. Hat sie bisher das fürchterliche Geheimniß der Herzogin verschwiegen, jetzt, wo alles zu ihrem Untergange sich zu vereinigen scheint, kann sie diese, welche mit Thekla voll tiefster Besorgniß ihr nachgeeilt ist, trotz aller ängstlich liebevollen Abmahnung der Tochter nicht mehr schonen. Der Herzogin ohnmächtiges Hinsinken gibt einen ergreifenden Schluß, macht aber Schwierigkeit beim Wechsel der Dekoration.

Dreizehnter Auftritt. Hiermit beginnt die zweite Abtheilung des Aufzugs, der, wenn es anginge, besser in zwei zerfiele, wie auch bei der ersten Aufführung und in der Theater-

) „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne leuchten." Zur Nennung seines Namens vgl. oben S. 247.

bearbeitung der zweite Aufzug von Wallensteins Tod bereits mit diesem Auftritte begann. Dem Dichter schien es nicht angemessen, die Szene mit den Abgesandten der Pappenheimer noch in dem „Saale bei der Herzogin" spielen zu lassen, obgleich hierher Buttler und Terzkys Adjutant gekommen; auch gewann er durch Wallensteins Abgang die Möglichkeit, die Kunde von seinem Abfalle in dessen Abwesenheit der Herzogin mittheilen zu lassen: doch hätten, da der Dramatiker nicht alle Fäden vollständig abzuspinnen braucht, die beiden vorhergehenden Auftritte sehr wohl wegbleiben können, und bei der argen Verwirrung wäre es gar nicht bedenklich, würde auch kaum dem Zuschauer und Leser auffallen, wenn die Pappenheimer im Saale der Herzogin erschienen. Max würde hier viel passender Thekla suchen als in Wallensteins großem Saale. Auch hätten wir dann den Vortheil, daß die Rede, womit Wallenstein den zehnten Auftritt schließt, unser Selbstgespräch unnöthig machte, wenn auch freilich sein Auftreten im Harnisch nach reiflicher Erwägung dieses bedeutsamer macht.

Wallenstein, der geharnischt auftritt, fühlt sich jetzt, wo Oktavios Verrath ihn des größten Theils seiner Armee beraubt hat, an den gleichen Zustand erinnert, in welchem er bei seiner Absetzung sich befand*); doch, wie damals, ist seine Kraft un-

*) Daß er „vom regensburger Fürstentage gegangen" (3), ist gegen die Geschichte. Wallenstein erschien nicht auf dem Reichstage, sondern erfuhr seine Entlassung im Hauptquartier zu Memmingen. — Hart ist 5 der Vers: „Ein Mann kann werth sein, habt ihr schon erfahren." Nur wenig besser würde er, wenn man mag, was aus der berliner Theaterhandschrift angeführt wird, statt kann läse. — Den Vers: „Die sprossend ... geboren" (8), welcher nur das Beiwort schaffend ausführt, könnte man entbehren.

gebrochen und sie wird seine Feinde treffen. Mit stolzem Selbstgefühl hält er sich vor, wie man in des Reichs größter Noth*) die einzige Hülfe in ihm gesucht und er durch seinen Namen in kurzer Zeit ein mächtiges Heer aufgebracht hat.**) So wird sich auch jetzt bald wieder ein solches um ihn versammeln, und er es zum Siege führen, da die von ihm abgefallenen Regimenter Glieder ohne Haupt sind. Daß Illos und Terzkys Auftreten, an die er sich darauf wendet, durch nichts begründet wird, fällt unangenehm auf. Mit Terzkys fünf Regimentern***), Buttlers Dragonern und den ihm versprochenen sechzehntausend Schweden (vgl. oben S. 283*** und unten zu IV, 6) wird er so stark sein wie zur Zeit, wo er dem Kaiser das erste Heer stellte.†)

---

*) Vgl. P. I, 2, 31 ff. Eine Kugel hatte Tilly, dem Sieger in sechsunddreißig Schlachten, bei der Abwehr der Schweden vom Uebergange über den Lech in der Nähe seines Lagers bei Rain den Schenkel zerschmettert, woran er bald darauf, am 30. April 1632, zu Ingolstadt verschied. Aber die Unterhandlungen mit Wallenstein wurden gleich nach der breitenfelder Schlacht gepflogen, und schon vor Tillys Tod hatte er sein neues Heer gesammelt.

) Das Theater hatte 26 allbekannten statt altbekannten eingeführt. Nach zu ist statt des Gedankenstrichs Punkt zu setzen. — Ausgefallen ist: „Und wie des Waldes liederreicher Chor | Schnell um den Wundervogel her sich sammelt, | Wenn er der Kehle Zauberschlag beginnt, | So drängte sich um meines Adlers Bild | Des deutschen Landes kriegerische Jugend", wo die beiden letzten Verse nicht glücklich gefaßt sind. Vgl. S. 253*. — 28. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut". Nach der von Schiller angenommenen Lehre des Arztes Stahl (1708): Anima struit sibi corpus.

***) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 269) verließ er Pilsen nur mit 5 Compagnien von Terzky, ebensoviel von Julius Heinrich von Lauenburg, Buttlers Dragonern und 200 Musketieren.

†) Das Heer, mit dem Wallenstein im Juli 1625 in den fränkischen Kreis rückte, zählte 23,000, nach Khevenhiller nur 14,800 Mann. In seiner Geschichte spricht Schiller von 20,000 Mann, die bald darauf zu 30,000 gewachsen seien.

Vierzehnter bis sechzehnter Auftritt. Wallenstein sucht das ihm ergebenste Regiment, die Pappenheimer, die ihn selbst trotz des kaiserlichen Briefes um seine Absicht fragen lassen, durch Freundlichkeit und Klugheit zu gewinnen, aber Buttler stört mit feindseliger Absicht die Unterhandlung durch eine Nachricht, welche beweist, daß Wallenstein des Kaisers Namen nicht mehr achtet. Daß die Pappenheimer etwas voraus haben und von Wallenstein besonders geliebt werden, hörten wir schon im Lager A. XI, 18 ff. Durch Vermittlung von Terzkys Adjutanten Neumann*) gelangt der Wunsch derselben an Wallenstein, der sich von dieser Sendung einen guten Erfolg verspricht.**)

Mit besonderer Freundlichkeit redet dieser mehrere abgeordnete Kürassiere persönlich an, wobei er beweist, wie gut er sich der Namen und aller besondern Thaten erinnert, was er selbst absichtlich hervorhebt.***) Es ist dieselbe Gedächtnißstärke,

---

*) Als Adjutant wird er im Personenverzeichnisse der Piccolomini, in denen er IV, 5 auftritt, bezeichnet. Er war eigentlich Wallensteins Sekretär (Murr S. 326), was wohl besser zu verwenden war. Im ausführlichen Bericht (S. 276) heißt es von ihm, er habe „in diesem ganzen Tradiment das Canzleramt vertreten" und sei für Terzky „consiliorum director" gewesen.

**) Ursprünglich hieß es in der folgenden szenarischen Bemerkung nach „die Honneurs machend" noch: „Er nimmt den Hut ab und bedeckt sich gleich wieder", dann spricht der Gefreite den Vers: „Halt! Front! Richt [Richt't] euch! Präsentirt!"

***) Die Namen, und was von den einzelnen erwähnt wird (nur von zweien kennt Wallenstein den Geburtsort), ist willkürlich, aber besonders zu beachten die glückliche Abwechslung, deren sich der Dichter bedient. — Risbeck war der Name des 1786 verstorbenen Verfassers der „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. Uebersetzt von K. R." (1783 und 1784), die viel

welcher sich auch Julius Cäsar rühmte. Als er sich endlich nach der Sache, um die es sich handelt, erkundigt*), fragt der im Namen des Regiments sprechende Gefreite, ob der General wirklich, was der kaiserliche Brief ihm Schuld gebe, ein Feind und Landesverräther sei, was sie nicht glauben könnten; sollte seine Absicht nur darauf gehn, sich nicht vom Oberbefehl entfernen zu lassen, so würden sie ihm beistehn, selbst wenn alle andern Regimenter sich von ihm abwenden wollten.**) Ganz ähnlich hatte Max sich zuletzt gegen ihn erklärt. Der Gefreite schließt

---

Aufsehen, besonders durch ihre Aeußerungen über die lebenden Schriftsteller, erregt hatten. — Wenn Wallenstein Köln als Geburtsort nennt, so brachte den Dichter darauf vielleicht der Umstand, daß Graff, der den Wallenstein gab, in Köln zuerst die Bühne betreten hatte, vielleicht auch für einen Kölner galt. Vgl. S. 98 f. — Die Hessen schlossen sich zuerst an Gustav Adolf an. — Der Altenberg ist die alte Veste von Nürnberg, wo Wallenstein die Schweden zurückschlug. — Der schwedische Oberst Dubald wurde bei Steinau eingeschlossen. Hier wird er bei Nürnberg gefangen genommen. „General Dubaldt" kommt auch im ausführlichen Bericht S. 292 vor, ein „Oberst Dubadel" bei Murr S. 61. — Nürenberg ist unstatthafte Dehnung. — Daß der Bruder zu Olmütz steht, ist insofern bedeutsam, als die dortigen Soldaten sich bereits für den Kaiser erklärt haben, also die Brüder, wenn die Kürassiere sich zu Wallenstein hielten, auf verschiedenen Seiten ständen. — Nach 13 fanden sich früher noch vier Verse zwischen dem Gefreiten und Wallenstein. Auf die Frage, weshalb nicht ihr Obrist für sie das Wort führe, erwiderte ersterer, sie wollten erst wissen, wem sie dienten, was kaum recht passend war. Das Auffallende wird besser übergangen als ungeschickt begründet.

*) Daß Wallenstein, als der Gefreite die Sache vorbringen will, noch einen dritten Kürassier anspricht, verräth um so mehr, daß er sich bei den Abgesandten beliebt machen will, als es „wider Brauch und Ordnung im Dienst" ist.

**) Als die pilsener Regimenter, welche dies gethan, werden Tiefenbach und Toscana genannt. Oktavio hatte aber nach II, 7, 78 auch noch das Regiment Lothringen zurückgelassen.

mit der bestimmten Aeußerung, daß sie nicht sich zum Feinde überführen lassen würden. Wallenstein nimmt zur Antwort einen geschickten Umweg. Nachdem er der besondern Gunst, die er immer ihrem Regiment zugewandt*), und der Undankbarkeit, mit welcher man ihn und das Heer behandle, gedacht hat**), hält er ihnen vor, daß man ihn durch den König von Ungarn ersetzen wolle, Oesterreich (von diesem und den Spaniern spricht er, nicht vom Kaiser) den Krieg nur zu eigener Vergrößerung fortzusetzen suchte***); er selbst wünsche den Frieden herzustellen, was er nur durch Hülfe der Schweden könne. Ihre Ehre stachelt er durch die Bemerkung, sie wollten ihn schützen, aber vermöchten es allein nicht. Nichts liege ihm ferner als den Kaiser zu verrathen, sie schwedisch zu machen; die Schweden seien ihm verhaßt, und er denke sie bald über die See nach Hause zu jagen. Der Jammer des deutschen Volkes rühre sein Herz; er fühle sich berufen, demselben ein Ende zu machen. Auf die geschickteste Weise sucht Wallenstein alles Anstößige ihnen auszureden und sie durch die zutrauliche Weise, wie er zu ihnen, obgleich sie nur gemeine Männer seien, redet, sie ganz zu gewinnen, was ihm auch zu gelingen scheint, da der Gefreite

---

*) Auf Vers 63 („Selbst prüft") folgten ursprünglich noch die nicht sehr glücklichen Verse: „Denn zu der Stärke, die nur schrecklich ist, | Gesellet ihr die Mäßigung, die Ruhe, | Und euer Anstand, eures Marsches Weise | Verkündigte (oder „Verkündigt gleich") ein edleres Geschlecht."

**) Nach dem Verse 106 („Sieh' in die blonden") stand ursprünglich noch: „Mit Blumen sich den Weg bestreuet sehen, | Indessen wir durch Blut gewatet sind."

***) In dem Verse: „O daß mein Geist euch jetzt beseelen möchte!" steht Geist im Sinne von Stahls anima. Vgl. S. 303**.

zuletzt nur noch zu wissen verlangt,*) was Wallenstein mit Recht behaupten kann, daß er sie nicht schwedisch machen wolle, als Buttlers Unwille darüber daß, wie er eben gesehen, Terzkys Regimenter Wallensteins Zeichen anstatt des kaiserlichen Adlers aufgepflanzt, die Kürassiere, die sich jetzt von Wallenstein hintergangen glauben, von ihm abwendet. Der Dichter macht sich die Sache hier doch etwas leicht, wenn er ohne weiteres den Gefreiten den Abmarsch befehlen und weder ein Wort sprechen noch anhören läßt. Vergebens sucht Wallenstein sie zurückzuhalten. Den schweren Schlag, den Buttlers Meldung seiner Sache versetzt, fühlt er tief; auf Illos Absendung an sie setzt er selbst keine Hoffnung. Daß Buttler auf Wallensteins Vorwurf kein Wort erwidert, fällt auf. Auch kann es kaum durch Wallensteins Verwirrung erklärt werden, daß dieser sich nicht an Terzky wendet, dessen Regiment die Hauptschuld trägt, und nicht zu demselben eilt. Wenn Tieck meint, dem Versuche Wallensteins, die Kürassiere für sich zu gewinnen, fehle doch, bei großen Schönheiten, der überzeugende Glaube, man merke die Absicht des Dichters zu deutlich, so übersieht er, daß Wallenstein selbst fühlt, wie schlecht seine Sache steht, und er nur auf gezwungene Weise diesen treuherzigen Menschen gegenüber sich vertheidigen kann, aber glücklich hervorhebt, daß er nicht verrathe, sondern verrathen werde und er die Schweden nur zu seinem Zwecke, den Frieden herzustellen, benutzen wolle.

Siebzehnter bis zweiundzwanzigster Auftritt. In diesem verzweifelten Augenblick muß Wallenstein auch noch den

*) Vor den Worten (125) „Ihr seid gerührt" stand die wichtige, im Drucke ausgelassene szenarische Bemerkung: „Die Kürassiere gerathen in Bewegung."

Vorwurf der Gattin, die Klage der Schwägerin und den überwältigenden Schmerz der Tochter ertragen, welche letztere nach Terzkys Bericht Max für abgereist hält. Um sich der Frauen zu entledigen, befiehlt er Terzky, sie durch Scherfenberg*) nach Eger bringen zu lassen. Auffällt, daß hier der III, 4 (vgl. S. 302) beschlossenen Entsendung nach Holland nicht mehr gedacht wird. Illos Nachricht, die Pappenheimer rückten an, um Max, den man auf dem Schlosse festhalte, zu befreien, belebt Wallensteins und Theklas Hoffnung. Dieser tritt endlich ein, um sich von Thekla, die ihn mit lebhafter Freude bemerkt hat, zu verabschieden.**) Erst als Thekla mit der Hand auf Wallenstein hindeutet, bemerkt er diesen, der ihn nun mit Gewalt zurückhalten will, da der Vater seine Freundschaft so ruchlos verletzt habe.***) Max wird dadurch nicht betroffen; er darf Wallenstein vorwerfen, daß er mit dem Glücke der Seinen ein frevelhaftes Spiel treibe; der Gott, dem er diene, die wilde Ehrsucht, kenne keine Schonung, er sei wie ein Vulkan, der mit seinem

---

*) Khevenhiller (XII, 1133) und Herchenhahn (III, 179) nennen als Friedlands damaligen Oberhofmeister Gotthard von Scherffenberg, der seinen Herrn verrieth. Im ausführlichen Bericht (223. 249) wird vom Feldmarschall Lieutenant von Schafftenberg berichtet, Wallenstein habe ihm am Tage des pilsener Reverses das Generalkommando der Kavallerie und der Truppen Aldringers in Oesterreich übertragen. Khevenhiller bezeichnet diesen als einen der getreuesten Anhänger Wallensteins. Scherffenberg wurde nach Wallensteins Ermordung in Regensburg zum Tode verurtheilt, aber zu ewigem Gefängniß begnadigt. Vgl. Förster, „Wallensteins Briefe" III, 294 Anhang 24 ff.

**) Die Verse (17 f.) „Doch deinen Haß" und „Nur einen Blick" waren seit dem Theater irrig umgestellt.

***) Der Schlußvers der Rede (37) „Ich kann" blieb seit dem Theater weg.

Feuer alles in der Nähe zerstöre.*) Wallenstein meint bitter, Max beschreibe nicht ihn, sondern seinen Vater, dessen niederträchtige Heuchelei er dann mit dem tiefsten Gefühle für Freundschaft und dem vollsten Abscheu brandmarkt. Wäre der Kaiser so sein Freund gewesen, wie Oktavio ihm, nie hätte er den Krieg gegen ihn gewagt, aber jener habe von Anfang an kein Vertrauen auf ihn gesetzt, ihn stets beargwohnt.**) Auf den Vorwurf der Untreue einzugehn, liegt Max fern, dagegen klagt er mit schneidendstem Schmerze, daß Theklas und sein Glück der beiderseitigen Schuld der Väter zum Opfer falle.***) Er schließt mit einer leidenschaftlichen Umarmung der innigst Geliebten. Tief erschüttert richtet Wallenstein an ihn die sehnsüchtige Bitte, bei ihm zu bleiben, nicht von ihm zu gehn. So herzlich habe er ihn ja von frühe an geliebt†), daß er unmöglich ihn verlassen, er das Liebesnetz zerreißen könne, um dem Kaiser zu dienen, der ihn höchstens mit einer goldenen Kette

---

*) Zum gemüthlos blinden Element vgl. zu den lyr. Ged. III, 75, 78. — Des Herzens wildem Triebe, der Wildheit deiner unbändigen Natur. — Grausender, hier Grausen erregender. Vgl. schaudernd III, 2, 56 (oben S. 301 Anm.). Das Theater führte grausamer ein.

) Den Basilisken. Vgl. zu den Räubern S. 188. — „Der mordet das werdende Geschlecht im Leib der Mutter", bezeichnet die Grausamkeit, die vor keiner Schandthat zurückschreckt, wohl nach der Stelle der Ilias VI, 58 f. Vgl. Hor. carm. IV, 6, 19. 20.

***) Das Umwinden von einem Schlangenpaare deutet auf Virgils Darstellung der Sage von Laokoon (Aen. II, 213—215).

†) Bei der für das Epos passendern Erwähnung, daß er selbst den Dienst der Wärterin bei Max versehen, schwebt wohl die Stelle der Ilias von Phönix vor (IX, 485 ff.). — Die Verse „Ich selbst ... deiner" waren ursprünglich Sechsfüßler, die der Dichter durch Tilgung von nie geübten nach kleinen berichtigte.

oder dem Orden des goldenen Vließes lohnen werde. Die schmerzliche Berufung auf Eid und Pflicht weist er mit der zunächst liegenden Bemerkung zurück*), daß er nicht die Schuld an diesem Kampfe trage und er darin demjenigen folgen müsse, der sein nächster Führer und zugleich der Freund sei, an dem sein ganzes Leben hange.**)

Doch der von Neumann A. XIX gemeldete Versuch der Pappenheimer, mit Gewalt das Haus zu stürmen, um ihren Führer zu befreien, ruft Wallensteins Ingrimm hervor: er will sie, sollten sie es wagen, mit Kettenkugeln (je zwei mit einer Kette verbundenen Kugeln) empfangen. Durch Neumann läßt er ihnen befehlen, sich zurückzuziehen und seiner Ordre zu warten; denn noch kann er sich nicht denken, daß sie des Gehorsams gegen ihn nicht mehr achten sollten. Aber schon haben andere sich angeschickt, wie Illo aus dem Fenster sieht, vom Rathhausdache herab auf das Schloß zu schießen. Auch dadurch läßt Wallenstein sich noch nicht einschüchtern, er verbietet Max sogar hinunterzugehen, um sie abzuhalten — ihm sollen sie gehorchen. Als aber Terzky, der weggegangen war, um das Geschütz gegen sie zu richten, A. XX, mit der Nachricht zurückkommt, seine Regimenter, die von zwei Thoren***) Herr seien, brennten vor Ungeduld, den Kampf zu beginnen,

---

*) Früher stand statt der beiden mit „O Gott!" beginnenden Verse: „Max. Mein Eid — die Pflicht — die Ehre — — — Wallenstein. Deine Pflicht? | Pflicht gegen wen? Wer bist du? Was hast du für Pflichten?"

**) Am Schlusse von A. XVIII sind sechs Verse weggefallen, worin Wallenstein weiter ausführte, Max habe nur seiner nächsten Pflicht zu folgen.

***) Die Namen dieser Thore nahm Schiller aus Merian (S. 51). Er besaß auch eine Karte des ganzen pilsener Kreises.

widersetzt sich Wallensteins Gefühl dem Gedanken, in der Stadt ein Blutbad anzurichten. Mit bitter verzweifeltem Schmerze fordert er Max auf, seine Soldaten gegen ihn zu führen, um zu zeigen, was er in seiner Schule gelernt.*) Dieser erklärt dagegen, seine Pflicht fordere nur, die in Pilsen für ihn zurückgelassenen Regimenter, wie er gelobt habe, wegzuführen. Doch die kaisertreuen Tiefenbacher, die sich zunächst dem Kaiser verpflichtet fühlen, achten so wenig mehr auf Wallensteins Befehl, daß sie (man hört zwei Schüsse) auf dessen Boten schießen, was doch eine Gewaltthat ist, die man ihnen kaum zutrauen darf. Neumann fällt als erstes Opfer, abweichend von der Geschichte, wonach er bei dem Blutbankett zu Eger ermordet wurde.

Trotzdem will Wallenstein den Versuch wagen, durch sein bloßes Erscheinen auf dem Altane (denn noch ist er sich seiner Macht über die Gemüther bewußt geblieben) die Wüthenden zu beruhigen und sie zum Gehorsam zurückzuführen.**) Als Wallenstein sich entfernt hat, fühlt Max (A. XXI) sich vom Kampf der Pflicht und Neigung so zerrissen, daß er nach einer Stimme verlangt, die ihm die Wahrheit verkünde. Damit soll nur, freilich etwas auffallend, bezeichnet werden, wie schwer ihm die Ausführung seines Entschlusses fällt. Sein Blick fällt endlich auf Thekla, deren Entscheidung er folgen will. Wie schön auch besonders Theklas Aeußerungen in diesem so be-

*) Hier stand nach „Führe sie zum Kampf" in den Theaterbearbeitungen noch der Vers: „Laß zwischen uns den trotzgen (oder „wilden") Mars entscheiden."

**) Auch Max will ihn zurückhalten: sie seien durch das geflossene Blut noch wüthender geworden; binnen kurzem würden sie ihre That bereuen. — Laß führte das Theater statt Laßt ein. — Statt „erwarte ihre Reue" stand ursprünglich das abgebrochene „gib ihnen Zeit sich zu —".

deutenden, ihr ganzes Schicksal entscheidenden Augenblicke sind, Max muß dadurch in unserer Meinung und selbst in Theklas Seele verlieren, die ihn eines solchen Schwankens nicht fähig halten kann; auch die Art, wie er auf die Frage an Thekla kommt, dürfte zu empfindsam sein.*) Von der ersten Frage, ob sie ihn noch lieben könne, wenn er bleibe, schweift er zur andern, ob er dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören, gegen seinen eigenen Vater kämpfen solle, wo er aber schon in der Andeutung, daß seine Kugel den Vater treffen könne, daß die Erinyen, die Rächerinnen jeden Frevels, diese leiten würden, das Verbrecherische hervorhebt. Theklas rasche, hiernach unzweifelhafte Entscheidung hält er zurück, indem er dagegen seine Pflicht der Dankbarkeit gegen Wallenstein neben der Undankbarkeit seines Vaters hervorhebt. Hier möchte sich doch mehr Rednerei als wahres Gefühl zeigen. Die Mahnung: „Nicht das Große (dem Herzen Schwere), nur das Menschliche geschehe", ist nicht recht faßlich, und Theklas Bemerkung, sie würde ihn immer lieben, da er nur edel und seiner würdig handeln könne, nichts weniger als glücklich, besonders da sie das Festhalten am Kaiser als seine entschiedene Pflicht erkennen muß, deren Verletzung ihm nur Reue bringen könne. Thekla fühlt tief die schwere Schuld ihres Vaters, die ihn und ihr ganzes Haus ins Verderben ziehe**); bald werde es mit

*) Ursprünglich folgte auf den Vers: „Ich frage dich, dich, die Geliebte, frag' ich", noch: „Den unfehlbaren Gott in deinem Herzen". Vorher stand in der Theaterbearbeitung ursprünglich: „Hier (er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend) | Auf dieses Herz, das unfehlbare [oder das „heilig reine"], will."

**) „Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels." Das wallensteinische Geschlecht wird personifizirt gedacht. Man hat Haufe vermuthet,

ihr zu Ende sein. So erscheint sie hier fast wie der Chor der alten Tragödie. Max umschlingt sie noch einmal mit aller Inbrunst; während beide sich unbeweglich in den Armen halten, verkündet uns das hinter der Szene erschallende: „Vivat Ferdinandus!", der aus der Erzählung vom Blutbankette zu Eger bekannte Ruf, daß alles für Wallenstein verloren ist. Das Genauere berichtet der A. XXII zurückkehrende Terzky.*)

Dreiundzwanzigster Auftritt. Wallenstein, tief erschüttert, daß die Macht seiner Persönlichkeit nichts über die Treue gegen den Kaiser vermöge, befiehlt für den Abend den Rückzug gegen Eger; auch Buttler soll ihnen folgen und durch einen Eilboten dem Kommandanten ihren Einzug in die Festung melden. In strengem Tone gebietet er den Liebenden, sich zu trennen; den eindringenden Kürassieren erklärt er, Max sei frei. Vergebens will dieser noch einmal Wallensteins Blicke auf sich wenden, der nicht in Haß und Zorn sich von ihm abwenden dürfe. Die Herzogin dagegen heißt ihn seiner Pflicht folgen; vielleicht werde er ihnen noch einmal in Wien hülfreich werden. Darauf wendet sich Max an Buttler, nicht ohne einen Vorwurf seiner Untreue, bittet ihn aber, das in die Acht erklärte Haupt Wallensteins zu schonen, was auf den mit dessen Rachegedanken bekannten Zuschauer einen peinlichen Eindruck macht. Daß Buttler ihm die Hand darauf nicht reicht, müssen Max und die übrigen Umstehenden anders deuten, als es

---

aber Haupte ist bezeichnender. Der Fluch trifft Wallenstein und mit ihm die Seinen.

*) Den Ausruf der Gräfin Terzky: „O die Pflichtvergessenen!" hatte Schiller in der berliner Theaterbearbeitung in das näher liegende: „O dann ist es aus!" geändert, wodurch der Vers ein Vierfüßler wird.

wirklich gemeint ist. Seinen Widerwillen gegen Illo und Terzky, die mit seinem ganzen Wesen in entschiedenstem Widerspruch stehen, muß Max noch zuletzt aussprechen, da er gern der frommen Sorge eines Freundes den noch immer verehrten Führer seiner Jugend anvertrauen möchte: aber Illo hat entschieden Recht, den Verdacht auf ihre Treue scharf zurückzuweisen. Maxens letzter Ruf an die immer sich mehrenden Küraſſiere ist trotz seiner schönen, hinreißenden Ausführung eine wirkungslose Tirade, ein glänzender Abgang, dessen der Dichter wohl hätte entrathen können. Daß er den Tod suche, wird hier auf eine unnatürliche Weise den ihren Führer befreienden Soldaten verkündet*), und ihnen damit vorgehalten, daß sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn er sie, da sie ihn von seinem Glücke wegreißen, in den Tod führe. Mit Wallensteins düstern Worten: „Hier ist er. Er ist frei. Ich halt' ihn nicht mehr", erhielte der Aufzug einen weniger pathetischen, aber wohl ergreifendern Abschluß.

Vierter Aufzug.

Wallenstein ist trotz der vorhergegangenen tiefen Erschütterung mit der besten Hoffnung am *Abend des folgenden Tages***) in Eger angekommen. Buttler bestimmt Gordon, ihm bei Wallensteins Verhaftung beizustehn. Die Nachricht vom Siege der herannahenden Schweden drängt jenen, nicht allein

*) Sonderbar werden die sich immer mehrenden Küraſſiere als immer schwerer sich an ihn hängende *Gewichte* bezeichnet, da solche doch nur niederziehen.

**) Vgl. IV, 2, 41 ff. Die Ankunft erfolgte wirklich um vier Uhr Nachmittags; hier ist die ganze Handlung mehrere Stunden später gesetzt.

Wallenstein zu ermorden, sondern auch Illo und Terzky am Abende bei dem ihnen zu Ehren gegebenen Bankett zu tödten, statt sie gefangen zu nehmen. Illos und Terzkys gehässige Reden und ihre frohe Erwartung der morgen kommenden Schweden bestärken Buttler in seinem Entschlusse. Den zweiten Theil des Aufzuges bildet Theklas Schicksal, die, als sie den Heldentod ihres Max vernommen, in der Nacht zur Grabkapelle eilen will. Dies ist für den dramatischen Fortschritt zu weit ausgeführt.

Erster und zweiter Auftritt. Wir befinden uns im Hause des Bürgermeisters (eigentlich des ersten der vier Bürgermeister) Pachhälbel am Marktplatz zu Eger (vgl. Murr S. 343)*), wo der eben angekommene Wallenstein seine Wohnung nehmen soll. Buttler, der schon vorausgeeilt ist, spricht seine bittere Freude aus, daß den Verräther des Kaisers hier sein Schicksal ereilen solle. Nur am Schlusse deutet er an, Wallenstein werde hier wohl seiner Rache zum Opfer fallen, während er sich am Kaiser rächen wolle; denn die Rache, die diesem hier droht, ist Buttlers eigene

*) Nach einer gleichzeitigen Angabe im Stadtbuche zu Eger (vgl. Grüners Briefwechsel mit Goethe S. 33) ward Wallenstein „in seinem Zimmer bei der alten Apotheke im Alexander Pachhälbelischen Hause niedergemacht". Prökl a. a. O. gibt zu S. 68 Ansicht und Grundriß des „Junckher-Pachhälbelschen" Hauses. Nach S. 113 f. war Alexander Pachhälbel wegen seines lutherischen Glaubens verbannt und niemals Bürgermeister, auch bereits 1633 in Wunsiedel gestorben; seine Witwe Ursula besaß zur Zeit von Wallensteins Ermordung das Haus. Bürgermeister war damals der streng katholische „Juncker von Oberkunreut auf Pograt", der unter Wallenstein Oberstlieutenant gewesen; der Kaiser selbst hatte ihn mit Verletzung der reichsstädtischen Wahlfreiheit zum Bürgermeister ernannt. Wolfgang Adam Pachhälbel war seit 1620 mehrmal Bürgermeister gewesen, und noch 1630 hatte Wallenstein in seinem Hause gewohnt. 1632 hatte er als Lutherischer Eger verlassen müssen und war nach Wunsiedel gezogen.

Rache.*) Daß dieser den Untergang Wallensteins dem Verhängniß zuschreibt, ist ganz der herrschenden Vorstellung gemäß, daß ein jeder Frevel sich rächt.**)

Den Charakter des Kommandanten Gordon hat Schiller, welchem das oben S. 182 über diesen Angeführte meist aus dem ausführlichen Bericht und Murr bekannt war, ganz frei in entschiedenem Gegensatz zu Buttler ausgeführt. Wenn Buttler stahlhart ist, von unbezwinglichem Hasse der Treulosigkeit Wallensteins gegen ihn nicht weniger als gegen den Kaiser erfüllt, so hängt Gordon, der Jugendgenosse, mit Bewunderung und Verehrung an dem unvergleichlichen Helden: seine Untreue gegen den Kaiser empfindet auch er als arge Schuld, doch sieht er darin nur eine Schwäche der menschlichen Natur, da Wallenstein durch den Kaiser selbst auf eine schwindelnde Höhe gestellt worden, auf welcher es kaum möglich sei, sich vor dem Falle zu bewahren. Er spricht, wie es Schiller selbst bemerkt, die Beurtheilung des gewöhnlichen Menschensinnes aus, und mildert dadurch auch beim Zuschauer die Ansicht von Wallensteins Vergehen, der ganz der Ver-

*) Rechen (2), die Gitterthüre am Festungsthore, zu welchem eine Zugbrücke führt. — Dein Meteor (8), Wallenstein selbst, der wie ein Meteor aufging. — Den heilgen Herd der Laren (14), den Herd des Vaterlandes, wie Schiller auch sonst die Hausgötter, die Penaten oder Laren, für die Vaterlandsgötter setzt. Vgl. zu den lyr. Ged. III, 32.

**) Sagt doch Schiller selbst in seiner Geschichte: „Die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks (von Leßlie) erliegen sollte." — Von Buttlers letzten elf Versen gab die Theaterbearbeitung eine um fünf kürzere Fassung, zu welcher Schiller das beliebte Bild von dem durch Pulver in die Luft gesprengten Schiffe benutzt hat. Vgl. den Schluß der Piccolomini.

blendung anheimgefallen, woran die, welche ihm eine fast schrankenlose Gewalt anvertraut, mit die Schuld trügen. Aus seinem Munde hören wir gleich, daß das Unglück diesen so wenig gebrochen, daß er mit stolzem Selbstbewußtsein in Eger eingezogen sei, was freilich mit der Geschichte nicht stimmt. Was Buttler ihm von dem Verrathe und der Aechtung Wallensteins geschrieben, scheint ihm so unglaublich, daß dieser es ihm erst wiederholen muß, worauf er denn theilnehmend den trivialen Satz äußert: wer zu hoch gestellt werde, vermöge sich nicht zu mäßigen.*) Als Buttler die Nothwendigkeit seiner Gefangennahme als unvermeidlich erklärt, bedauert Gordon aus vollem Herzen, zur Mitwirkung gegen einen solchen Mann gezwungen zu sein, der immer ein so wahrhaft königlicher, edel freigebiger Herr gewesen, ja sein mitleidiges Gemüth kann eine scharfe Hindeutung auf Buttlers Undankbarkeit nicht unterdrücken. Auf dessen entschiedene Frage, ob er ihm bei der Gefangennehmung Wallensteins beistehn wolle oder nicht, muß er sich, nach einigem Bedenken, dazu bereit erklären, doch nicht ohne den Schmerz zu äußern, daß gerade er, der Jugendgenosse, dazu mitwirken müsse. Bei der von Schiller glücklich

*) Dunkelschwankend (38) nennt er Wallensteins Gewalt, weil sie widerspruchsvoll war, da der Vertrag ihm das gestattete, was der Kaiser unmöglich zugestehn konnte, nur durch die Noth sich hatte entreißen lassen; was doch eines Kaisers unwürdig ist, dessen Wort heilig sein soll. Vgl. oben S. 137. — Der Gebräuche tiefgetretne Spur (42), der gewöhnliche Pfad des Lebens, der nicht über die allgemeine Beschränkung, das Gebräuchliche, hinausgeht. — Am Schlusse dieser Rede Gordons standen früher noch die ausführenden Verse: „Wir in des Loses Mittelmäßigkeit | Erfuhren (Erfahren) nie, noch können wir ermessen, | Was sich auf solcher Höhe der Gefahr, | In solches Mannes Herzen mag erzengen."

benutzten Sage (115 ff.) schwebt die Stelle Murrs (S. 304) vor: „Er wurde hierauf Page am Hof des Markgrafen von Burgau, eines Sohnes Erzherzogs Ferdinands von Innsbruck. Als er 1604 von einem hohen Fenster herabstürzte, ohne Schaden zu nehmen*), entschloß er sich, durch Hofleute und Pfaffengeschwätz aufgemuntert, die päpstliche Religion anzunehmen. Von dieser Zeit muß man die Entwicklung von Wallensteins Talente annehmen." Manche wollten von diesem Falle die Wunderlichkeiten seiner Natur herleiten; seit dieser Zeit sei er halb verrückt gewesen.

Dritter bis fünfter Auftritt. Nach der Geschichte leiteten Gordon und Leßley Wallenstein nach seiner Wohnung, wo er diesen seine Absicht verkündete. Hier erscheint er in einem Gespräche mit dem Bürgermeister (Pachhälbel), dessen Haus er eben betritt, und er verräth ihm seine Absicht. Der Stadt verspricht er volle Freiheit und Erleichterung ihrer Lasten**), wenn sie den Aufrührern, den von ihm abgefallenen Generalen, kein Gehör schenke. Den Bürgermeister, dessen protestantische Gesinnung er kennt (vgl. S. 320*), sucht er dadurch zu ge-

*) Es soll dies auf dem Schlosse zu Innsbruck geschehen sein. — Statt „er wurde katholisch" stand früher „er machte sich katholisch". Der Vers ward dadurch freilich sechsfüßig; die durch die Aenderung herbeigeführte anstößige Wiederholung des wurde hat Schiller wohl übersehen.

**) Seit 1315 (nicht „seit zweihundert Jahren"), wo Kaiser Ludwig der Baier die reichsfreie Stadt Eger an Johann von Böhmen verpfändete, ist der Adler im Stadtwappen mit breiten weißen und rothen Streifen bis an den Hals vergittert, so daß nur noch die Flügel etwas herausragen. Schiller folgte Merian, der S. 24 schreibt: „An dem Rathhaus siehet man, gegen den Markt herab, des Adlers (welchen die Stadt zuvor ganz frey geführet) untern Theil zum Zeugniß der Verpfändung cancellirt und in Schranken geschlossen."

winnen, daß er sich als einen Feind der wirklich in seinem Feldlager nicht geduldeten Jesuiten erklärt, die ihm des Kaisers Gunst geraubt hatten, und daß er der Stadt völlige Religionsfreiheit verspricht.*) Ja er legt auf die Art der religiösen Ueberzeugung gar keinen Werth.**) In Wirklichkeit ward der Katholizismus zu Eger gerade erst dann streng durchgeführt, als Wallensteins Heer 1632 die Sachsen aus Eger vertrieben hatte und am 19. Juni in Eger eingezogen war.

In freundlichem Vertrauen theilt er dem Bürgermeister (er legt dabei, wie der geschichtliche Wallenstein zu thun pflegte, die Hand auf dessen Schulter) seine Deutung der neulichen Himmelserscheinung mit, nach welcher Oesterreich und Spanien untergehn und die lutherische Lehre allein bestehn bleiben werde. Diese Deutung entspricht freilich den abergläubischen Vorstellungen der Zeit, weniger Wallensteins astrologischem Glauben.***) Auch fällt es auf, wie Wallenstein sich hier so weit hinreißen läßt, ja sich nicht zuvor versichert, daß niemand sonst ihn hört. Erst darauf bemerkt er Gordon und Buttler. Den erstern fragt er, ob man auch hier das Schießen gehört.

---

*) Murr führt (S. 352 f.) Wallensteins Wort aus dem Mai 1633 an: „Ich wollte, daß der Teufel die Jesuiten alle längst geholt hätte, und ich will sie alle aus dem Reich und zum Teufel jagen." Daß er in Glogau eine evangelische Kirche gebaut, erwähnt Murr (S. 306) als Beweis seiner Toleranz.

**) Meßbuch oder Bibel. Das Meßbuch bezeichnet verächtlich den die Bibel dem Volke entziehenden Katholizismus.

***) Vgl. Goethes Götz V, 9 mit unserer Erläuterung S. 127 ff. Boxberger in Gosches Archiv II, 412 führt den Bericht eines Jesuiten an, wonach man am 14. April 1632 drei Sonnen zugleich gesehen haben wollte. — Der Osten deutet auf Oesterreich. Die spanische Doppelherrschaft erklärt Wallenstein für gefährlicher als die allgemein gefürchteten Türken.

Auf Buttlers Bemerkung, von Neustadt oder Weiden*) scheine es hergekommen zu sein, erklärt er, die Schweden zögen von dort heran. Seine Befehle an Gordon zeigen, daß er diese als Freunde erwartet. Bei dem folgenden liegt die Angabe des ausführlichen Berichts (S. 272) zu Grunde: Wallenstein habe gleich nach seiner Ankunft „aus dem Joachimsthal und dero Orten die Besatzungen abzuführen anbefohlen, damit des Feindes Truppen desto freier und sicherer nacher Eger durchreisen mögen, mit denen er sich alsbald conjungiren wollen". Buttler, Gordon und Leßlie hätten, als sie dies vernommen, sogleich beschlossen, Wallenstein in Arrest zu nehmen; erst auf dessen spätere genauere Eröffnung an Leßlie habe man den Plan zur Ermordung gefaßt. Schiller aber läßt an dessen Stelle die Nachrichten von einem Siege der Schweden bei Neustadt treten, die in echt dramatischer Weise zuerst Terzky, dann ausführlicher Illo bringt.**) Wir hören, daß Max geblieben, und die traurige Folge seines Falls für Thekla tritt uns sogleich in dem Hülferuf ihrer Hofdame entgegen. Die Wirkung der Nachricht auf Wallenstein, den sie im vollen Bewußtsein des Gelingens seiner Pläne trifft, sollte doch lebendiger als in der

*) Bernhard von Weimar, nicht der hier an seine Stelle gesetzte Rheingraf, kam, aber erst nach Wallensteins Ermordung, bis zu dem 7 Stunden von Eger entfernten Städtchen Weiden, in dessen Nähe Neustadt liegt. Schiller benutzte bei den Ortsangaben Merians Topographie und eine Karte. Vgl. S. 315***.

**) Tirschenreuth liegt 4 Stunden von Weiden zwischen Eger und Neustadt, Tachau südöstlich davon. In Tachau stand, was dem Dichter wohl unbekannt war, ein Hauptmann Buttler. Schiller schrieb Tirschenreit, wie er aus Joachimsthal das dreisilbige Jochimsthal machte. — Früher stand vor (statt nach) Sonnenuntergang. Daß das Treffen am Abend stattgefunden, hören wir sonst (A. III, 41. X, 17).

Ungeduld sich zeigen, den reitenden Boten zu sprechen; wie sehr der Tod von Max ihn betroffen hat, erfahren wir erst später. Das Gelingen der Verbindung mit den Schweden scheint um so weniger zu bezweifeln, als schon ein Bote derselben ungehindert die Siegesbotschaft zu bringen vermocht hat.

Sechster Auftritt. Der Sieg der Schweden drängt Buttler, da er mit seiner geringen Mannschaft Wallenstein nicht gegen Terzkys Regimenter und die heranrückenden Schweden festhalten kann, zum Entschlusse der Ermordung. Gordons ängstliche Bedenken weist er mit treffenden Schlagworten zurück.*) Als dieser es bitter bereut, daß er durch Oeffnung der Festung Wallensteins Ermordung in derselben herbeigeführt, zeigt er ihm die auch an ihn gerichtete kaiserliche Aechtung, ja er macht ihn für alle Folgen des Entkommens des Geächteten verantwortlich. Der Forderung Buttlers, auch Illo und Terzky müßten fallen**), widersetzt sich Gordon nicht, da er sie für Wallensteins Verführer hält***), was eigentlich nicht wohl zu seiner frühern Aeußerung stimmt, die übermäßige Gewalt sei dessen Fallstrick gewesen, wogegen hier neben ihrer unseligen Schürung seiner Begierde die Gewalt der Sterne genannt wird,

---

*) Ueber Buttlers Entgegnung: „Die Vollstreckung ist statt Urthels", vgl. oben S. 197. Erst Körner setzte hier und vorher Urtheil statt Urthel.

**) Nach Körner standen in einem „frühern Manuskripte" (das er von Schiller erhalten hatte) vor den Worten: „Auch dieser Illo" noch die Verse: „Von härterm Stoff ist meins, gestählt hat mich | In rauher Schule die Nothwendigkeit", die ein späterer Zusatz sein müssen.

***) Statt „in seine ruhige Brust . . . gestreut" hat die berliner Handschrift mit gangbarem Bilde „in seiner ruhigen Brust | Den Aufruhr böser Leidenschaft entzündet".

welche nur sein Schicksal bezeichnen soll, nicht seinen astrologischen Aberglauben. Vgl. oben S. 213. Früher, hören wir, habe man sie nachts beim Gastmahle nur gefangen nehmen wollen, jetzt sollen sie sterben.

Siebenter und achter Auftritt. Terzky und Illo, die rasch eintreten, jubeln über die Hülfe der Schweden*), die morgen ankommen und sie blutige Rache an ihren Feinden, den „schlechten Menschen, den Schändlichen“**), nehmen lassen werden. Illo kann sogar seine eifersüchtige Freude über den Fall von Max nicht unterdrücken, den Wallenstein mehr als sie alle geliebt habe.***) Als Terzky sich auf das heutige von Illos Regiment angebotene Bankett†) freut, läßt sich dieser zur Aeußerung hinreißen, sein Degen solle nicht ruhen, bis er sich in österreichischem Blute satt gebadet.††) Gordon entsetzt

*) Für zwölftausend sollte sechzehntausend stehn. Vgl. S. 283***. Ist die Abweichung durch das Versmaß oder durch Verwechslung mit den zwölf Regimentern veranlaßt?

**) Gerade wie Wallenstein von ihnen als Aufrührern gesprochen hatte (vgl. S. 323). In einem Briefe im ausführlichen Bericht (S. 284) steht ganz ähnlich von Wallensteins Gegnern meineidige Vögel.

***) Es ist stark, wenn man in Illos: „Gings allen so, die's übel mit uns meinen!“ eine Erinnerung an das Wort der homerischen Athene über den Tod des Orest gefunden hat: „So gehe jeder zu Grunde, der solches thut!“

†) Dies ergibt sich aus Terzkys Anrede an Illo. Dagegen ward nach V, 4, 4 f. das Bankett Terzky und Wallenstein, natürlich von Gordon, gegeben, ein unnöthiger Widerspruch. Nach der Geschichte lud Terzky die Offiziere zu Mittag, Gordon Illo, Terzky, Kinsky und Neumann auf den Abend ein. Das Bankett fand am Sonnabend vor Fastnacht statt. — Seit dem Theater las man den Druckfehler bei allen (statt vollen) Gläsern.

††) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 279) äußerte Neumann abends beim Bankett, weil der Kaiser die deutsche Freiheit also unterdrücken zu lassen

sich darüber, dagegen treibt Buttlers Einrede absichtlich Illo und Terzky, die Gewißheit ihres Sieges und des reichen Lohnes lebhaft auszusprechen, der aller Freunde Wallensteins warte. Illo möchte in überschwänglicher Freude die Stadt den Schweden zu Ehren beleuchten lassen, was Terzky, als Wallenstein nicht genehm, abwehrt. Von Gordon scheidet er aufs freundlichste für heute; Terzky aber spricht scheidend gegen Buttler die Erwartung aus, dieser werde beim Bankett nicht fehlen.

A. VIII verscheucht Gordon sein Mitleid, daß diese voll Siegestrunkenheit in ihr Verderben rennen, durch das Entsetzen über Illos grausame Drohung, die er zunächst auf den Kaiser bezieht. Aber als Buttler sich nun wegbegeben will, möchte der Alte ihn doch wieder von der blutigen That abhalten; dieser dagegen empfindet grimme Freude, daß das Leben der Verräther in seiner Gewalt ist, besonders daß Wallenstein, der sich nicht gescheut, mit anderer Ehre, Würde und gutem Ruf zu spielen, sich so sehr verrechnet hat.*) Seine schmähliche Kränkung von Wallensteins Seite verschweigt er. Umsonst erinnert ihn Gordon an alle großen und edlen Thaten des Helden. Buttler beruft sich auf seine Pflicht und auf das Schicksal, das diesen einmal dem Verderben geweiht. Damit entschuldigt er sich auch insgeheim vor sich selbst, als ob er

---

begehre, hoffe er für seinen Theil noch solche Revanche zu haben, daß er ehestens seine Hände im Blute der Herren von Oesterreich waschen wolle.

*) Wie jener dort in seinem Zirkel, Archimedes, der bei der Plünderung seiner Vaterstadt Syrakus von einem Soldaten niedergestoßen wurde, als er in seine mit dem Stocke am Boden gezeichneten mathematischen Figuren vertieft war. Plut. Marc. 19. Val. Max. VIII, 7 ext. 7. In seinem Zirkel, in den von ihm gezogenen Kreisen. In Prosa müßte die Mehrheit stehn.

nicht der Stimme seines Hasses folge. Die Andeutung, er denke wohl durch Wallensteins Sturz zu steigen*), weist er, mag er ja den Grund seines Hasses nicht gestehn**), mit der Berufung auf den Sieg der Schweden zurück, der ihn zur Ermordung des Reichsfeindes zwinge.***) Als Gordon auf seine Behauptung, er sei entehrt, wenn der Fürst entkomme, erwidern will, für die Rettung eines solchen Mannes dürfe man etwas wagen, fühlt sich Buttler beleidigt; mit kaltem Stolz erwidert er, neben niemand pflege er sich gering zu schätzen, und deshalb müsse Wallenstein sterben. Dabei spielt wieder mit der geheime Haß wegen der Verhöhnung seiner Ehre. Bei Gordons Worten: „O einen Felsen . . . Hand", schwebt die schöne Stelle der Ilias XVI, 33 f. vor, vielleicht mit Virgils Nachahmung (Aen. IV, 365 ff.). Ueber den hier, wo früher ein Akt endete, eingeschobenen Monolog Buttlers vgl. S. 109 f.

Neunter und zehnter Auftritt. Da Schiller, weil er uns einmal in Wallensteins Familienkreis eingeführt hatte, mit dem Sturze des ganzen Hauses enden wollte, mußte auch Theklas weiteres Schicksal ausgeführt werden und sie mit einer ihres Geliebten würdigen That sich als Wallensteins starkes Mädchen bewähren. Die Art, wie sie die Erlaubniß erhält, die Erzählung des schwedischen Hauptmanns allein zu ver-

*) Die Worte: „Es kann der Mord bisweilen den Königen, der Mörder nie gefallen", sind in den Bühnenbearbeitungen weggelassen.

**) Darauf deuten die Worte: „Ihr wißt nicht. Fragt nicht", deren Abgebrochenheit Gedankenstriche bezeichnen sollten. Nach Fragt nicht stände besser Ausrufungszeichen.

***) Vor den Worten „hört und wißt!" findet sich in den Theaterhandschriften die szenarische Bemerkung: „hastig ihn bei der Hand fassend".

nehmen, dessen musterhaft einfache und anschauliche Erzählung*), Theklas Aufnahme derselben, ihre Frage nach dem Orte der Beisetzung der Leiche, endlich die Entlassung des Berichterstatters mit einem Andenken: alles ist mit großer Feinheit und besonnener Kunst ausgeführt. Zwischen Wallensteins Gewährung und das Erscheinen des Hauptmanns tritt die Bitte der Gräfin an diesen, sie doch nicht an dem traurigen Orte allein zu lassen, woraus die lebhafte Ahnung des hier drohenden Unglücks spricht, da die sonst so beherzte Gräfin, selbst bei Wallensteins kühnem Muthe und der sichern Aussicht auf das Eintreffen der Schweden, sich nicht recht fassen kann.**)

---

*) Vgl. über sie oben S. 57 f. — 24. Verhack. Vgl. zu P. I, 7, 39. — Einen Rechen. Die vorgehaltenen Piken vergleicht der Dichter mit einem ununterbrochenen Gitterwerk. Gewöhnlich braucht man so Wall, auch Wald. Im Tell IV, 2 steht die Schar der Lanzen. — Der Sitten Freundlichkeit erinnert an das homerische Lob des Patroklus Ilias XVII, 670 ff. — Der Name des Obersten Seckendorf ist willkürlich gewählt. Diesem Namen war Schiller in seiner Geschichte häufig begegnet; ein Veit von Seckendorf hatte sich als Staatsmann und Geschichtschreiber ausgezeichnet. — Boxberger hat bemerkt, daß bei der Bestattung von Max die des Dichters und Helden Ewald Christian von Kleist vorschwebt, welcher die feindlichen Offiziere beiwohnten. Als der Sarg in dem von den Russen genommenen Frankfurt an der Oder zur Ruhestätte getragen werden sollte, fehlte ihm das Ehrenzeichen kriegerischen Ruhms, der Degen. Da warf der feindliche Offizier, der von Kleists Heldenmuthe gehört, auch Zeuge seiner tapfer bestandenen Leiden gewesen, seinen eigenen Degen auf den Sarg und rief: „Nein, ein solcher Krieger darf nicht ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werden!" Schiller war dieses wohl aus Fr. Nicolais „Ehrengedächtniß" auf Kleist, mittel- oder unmittelbar, bekannt.

**) Wallensteins Antwort: „Des Ortes böse Zeichen will ich ändern", soll heißen: Durch den Erfolg (daß ihr euch wohl befindet, daß er „euch bewahrt") will ich deine Ahnung Lügen strafen.

Elfter bis vierzehnter Auftritt. Thekla verkündet der Neubrunn ihren unerschütterlichen Entschluß, zum Sarge des gefallenen Geliebten zu eilen. Alle Bedenken, welche diese in ihrer Angst ihr entgegenhält*), weist sie geschickt zurück**); nur eines macht ihr in ihrem tiefen Leide noch Sorge, die Qual, welche sie ihrer einziggeliebten, schon so unglücklichen Mutter bereiten wird.***) Daß sie bei dem Geliebten enden werde, steht ihr fest, ohne daß sie das Wie ahnte oder auch nur wissen wollte. Ihre Ungeduld läßt sie überall Schatten sehn, wodurch sie ihre Hofdame so ängstigt, daß diese wegeilt, den befohlenen Stallmeister zu rufen. Es ist der Geist von Max, die Geister seiner Treuen, die vor ihr erscheinen, die sie rufen; auch sie muß ihm folgen, wie jene Getreuen. Daran schließt sich die freilich hiernach etwas abfallende Betrachtung, daß für sie das Leben ohne Liebe nichts sei.†) Nur Max hat ihr auf einen Augenblick den vollen Glanz des Lebens gebracht, sie aus der Kindheit, wo uns alles wie ein heiteres Märchen umfängt (vgl. P. III, 4, 108), zur glücklichen Wirklichkeit des Daseins erhoben; doch des Schicksals Hand hat ihrem Lieben

*) Vor „O halte mich nicht auf!" sind im Drucke die Worte der Neubrunn: „In diesem Ort des Todes, wo", und Theklas Erwiderung: „Es ist | Der einzge, wo noch Leben für mich wohnt", gestrichen.

**) Boxberger hat (Neue Jahrbücher a. a. O. 385) vermuthet, bei dieser Szene, wozu der Dichter doch am wenigsten eines Vorbildes bedurfte, habe ihm Fieldings Tom Jones vorgeschwebt, wo Sophia Western ihr Kammermädchen aufforbert, mit ihr in der Nacht zu fliehen.

***) Vor ihrer Rede „Ich kanns" steht in den Bühnenhandschriften: „nachdem sie kämpfend mit sich selbst auf- und abgegangen".

†) Vgl. Schillers Gedicht von 1802 „Thekla. Eine Geisterstimme" mit unsern Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 170 ff.

und Leben auf einmal ein schreckliches Ende bereitet. Vgl. III, 2, 56 f. Hiermit konnte der Aufzug sehr wohl schließen, vielleicht mit Ausfall von A. XI, 50 bis XII, 8. — Daß die beiden letzten Auftritte wegbleiben könnten, erkannte Schiller selbst, und Goethe bestätigte es auf überzeugende Weise. Vgl. oben S. 108. So strich sie denn Schiller für die Bühne.*)

Fünfter Aufzug.

Buttler trifft alle Anordnungen zu beiden Mordanschlägen. Wallenstein ist durch den Tod von Max tief erschüttert, aber gerade dieser Schlag hat seine Hoffnung auf das Gelingen seines kühnen Unternehmens so gehoben, daß alle ahnungsvollen Warnungen von ihm abprallen. Gordon versucht auch nach Illos und Terzkys Fall vergeblich, Buttler vom Morde Wallensteins abzuhalten. Der Trompetenstoß, welcher die Ankunft der Schweden vor Eger zu verkünden scheint, beschleunigt die blutige That. Oktavio, der mit den Kaiserlichen eingedrungen ist, kommt zu spät, um den Mord zu hindern, den er verdammen muß. Gräfin Terzky hat Gift genommen. Oktavio, dem sie sterbend die ganze Schuld ihres Unglücks zuschiebt, empfängt als Lohn seines Verrathes zu seinem eigenen Schrecken die Erhebung in den Fürstenstand, der ihn immerfort an die grause Schuld seines Treubruches mahnen wird.

*) Die Bemerkung, womit die Herzogin eintritt, „Er ist hinweg", soll wohl nicht auf die Verwunderung der Mutter deuten, den Hauptmann nicht mehr zu finden, sondern auf die ihr bekannte Thatsache seiner Entfernung. Aber wie konnte die Mutter sie nach dieser so lange allein lassen? Erst V, 3 verabschiedet sich der Hauptmann von Wallenstein.

Erster und zweiter Auftritt.*) Buttler gibt auf seinem Zimmer**) dem Major Geraldin die Anweisung, wie er mit zwölf Dragonern beim Bankett den Mord vollbringen solle. Nach dem ausführlichen Bericht (S. 276 ff.) wurde der Mord durch Buttlers Oberwachtmeister Geraldin und sechs tapfere Soldaten ausgeführt. Sie drangen durch die Thüre in der Nähe des Tisches mit dem Rufe Vivat Ferdinandus! in das Zimmer, worauf Buttler, Gordon und Leßley den Degen zogen.***) Schillers Buttler führt als Grund, weshalb kein weiterer Aufschub möglich sei, auch die Parteinahme des Rathes und der Bürger für Wallenstein an, von dem man nach seinen Aeußerungen gegen den Bürgermeister die größten Vortheile für die Stadt erwartet, so daß er hierbei seinen Zweck erreicht hatte. Geschichtlich ist dies nicht, vielmehr sagt auch der ausführliche Bericht (S. 276), Wallenstein habe befohlen, die Bürger den andern Tag auf dem Rathhause zu versammeln und sie durch Drohungen des Spießens, Hängens, Prügelns

*) In den Theaterbearbeitungen beginnen diese beiden Auftritte den vierten Akt und es folgen darauf IV, 9—14.

**) Wir wissen jetzt, daß Buttler zu Eger im Hause von Anton Meierhöfer wohnte.

***) Damit verband Schiller den Bericht von Murr (S. 333): zugleich sei aus der gegenüberliegenden Thüre Rittmeister Deveroux mit vierundzwanzig Dragonern gekommen, und habe, vor die Tafel tretend, gefragt: „Wer ist gut kaiserlich?" worauf die drei Verschworenen gerufen: Vivat Ferdinandus! und jeder ein Licht erhoben; während diese zur Seite getreten und kommandirt, hätten die Dragoner den Tisch umgeworfen (vgl. daselbst S. 323). Die Tafel fand nicht im großen „Kaiser- und Burggrafensaal", sondern im westlich anstoßenden Zimmer statt und bestand nur aus sieben Personen. Vgl. Prökl S. 91.

und dergleichen zu veranlassen, ihm zu schwören.*) Jetzt treten die beiden von Geraldin bestellten Hauptleute Deveroux und Macdonald ein, denen das kaiserliche Mandat bekannt ist, wie V. 24 zeigt.**) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 279) wurde bloß der irländische Capitän Deveroux mit sechs Hellebardieren zum Morde Wallensteins abgesandt. Schiller fand den Hauptmann Macdonald bei Murr S. 331, wo es heißt, Buttler habe zu seinem Unternehmen noch drei irländische Hauptleute, Daniel Macdonald, Eduard Borcke und Browe, genommen. Wir wissen von Schiller selbst, daß er erst später diese beiden Hauptleute einführte, um dem Aufzuge eine größere Ausdehnung zu geben, wobei ihm etwa die Szene des Macbeth von der Dingung der drei Mörder vorschwebte. Glücklich ist die Bereitwilligkeit der doch wohl etwas zu gemein gehaltenen Hauptleute ausgeführt.***) Bei der Bemerkung von Deveroux: „Wir sind Soldaten der Fortuna†): wer | Das Meiste bietet,

*) Schiller kannte nicht das von Grüner (Briefwechsel mit Goethe S. 33 f.) erwähnte Schreiben vom 26. Februar an die vier Bürgermeister und den Rath, worin diesen vorgeworfen wird, sie hätten Ihrer Majestät den schuldigen Gehorsam verweigert und die Bürgerschaft dazu verleiten wollen. Bei Prökl S. 93 findet sich dies nicht.

**) Die Worte: „So stehts im Brief", sind, wie das Punkt zeigt, nicht als Frage zu fassen. Nach „Tödten, sag' ich" (V. 41) findet sich in der Theaterhandschrift für Berlin noch die szenarische Bemerkung: „Sie scharf fixirend."

***) Auffallend ist es, wie Buttler nach Deveroux „Ja so!" und Macdonalds „Das ist was anders" blos erstern als Elenden anfährt, weil er so leicht des Kaisers Fahne verlasse. Es war dies eine unglückliche Aenderung; denn ursprünglich sprach Deveroux allein: „Ja so! Das ist was anders." Buttler wird betroffen durch die Verwunderung über seinen dem Wallenstein gespielten Betrug, wogegen er sich nur zu helfen weiß durch den schmähenden Vorwurf, daß sie dem Kaiser die Treue gebrochen.

†) Vgl. oben S. 222**.

hat uns", und Buttlers Erwiderung schwebt die Antwort vor, die nach dem ausführlichen Bericht (S. 275) Buttler, Gordon und Leßley Illo gaben: „daß sie zwar Soldaten von der Fortuna wären, und thäten dieselbe annehmen, woher sie auch käme, allein stünde ihnen gleichwohl noch im Wege ihr Juramentum, welches sie Ihrer Kay. May. geleistet hätten, und nicht so liederlich als ehrliche Leute hintan setzen könnten". Als Buttler nach Erwähnung der kaiserlichen Acht auf den zu erwartenden Lohn hinweist, will Deveroux von den kaiserlichen Belohnungen nicht viel halten; Wallenstein lohne reichlicher. Von Oesterreich erhalte man wohl „so eine guldne Gnadenkett etwa, Ein krummes Roß*), ein Pergament und so was". Schiller hat hier eine Aeußerung Illos gegen die drei Genannten im ausführlichen Bericht (S. 275) benutzt: „Was gestalt des Haus Oesterreichs Gebrauch wäre, ihre getreue Diener etwa mit einem vergulten Schlüssel, oder einem schönen Degen, etwa mit einem krummen Roß zu recompensiren, und sie im Fall da sie jemanden eine Herrschaft oder etwas mehrers geben u. s. w."**) Da sie an Buttlers Versicherung, daß es mit Wallenstein aus sei, nicht zweifeln können, sind sie gleich bereit, diesen zu verlassen, doch vor dem Auftrage, ihn zu tödten, schrecken sie zurück. Buttler meint, Deveroux habe schon seine

*) Ein prächtig gezäumtes Roß aus dem Marstall, das häufig genug hinkend oder späthig war. Krumm hielt Schiller für das später gebräuchliche steif bei. — Das folgende Pergament deutet auf eine Standeserhöhung.

**) Im Chaos perduellionis, das dem ausführlichen Bericht zu Grunde liegt, ist dies ausgeführt. Es heißt (S. 185): Clave aurea aut equo claudo compensare Principes Austriacos diuturna militum officia. Dominium si addant, signum esse mortis secuturae.

dreißig Seelen auf sich, was doch eine etwas sehr starke Belastung des unter ihm selbst dienenden Hauptmanns ist. Zunächst berufen sie sich darauf, daß sie an den Feldherrn, dem sie den Diensteid (Jurament) geleistet, nicht Hand legen dürfen.*) Im ausführlichen Bericht erwidert Illo auf die S. 335 angeführte Berufung auf ihr Juramentum, „daß Friedland ihr General sei, und weiln er sie von dem Jurament, welches sie anstehend machte, absolvir, als wären sie damit auch Ihrer Kay. May. weiter nicht mehr verbunden". Buttler erklärt dagegen hier einfach, er absolvire sie, als ob er der Papst wäre, was den kirchengläubigen Hauptleuten gegenüber nicht geschickt scheint. Doch erst als er einen andern damit beauftragen will (er nennt den Pestalutz, als ob dieser auch unter ihm diente)**), meinen sie, was ein anderer, könnten sie auch thun. Da Deveroux hört, noch diese Nacht müsse die That geschehn, muß ihm Buttler zuerst noch einmal ausdrücklich versichern, der Kaiser fordere wirklich Wallensteins Tod. Bei Buttlers weiterer Mittheilung, auch Illo und Terzky sollten fallen, und dazu seien Geraldin, Pestalutz und Leßley beordert***), kann

*) Wenn Buttler sagt, das Jurament sei „null mit seiner Treu'", so deutet Treue auf das dabei gegebene Gelöbniß derselben. — Gleich darauf stand ursprünglich: „Dem eignen Vater, wenns der Dienst".

**) Im ausführlichen Bericht (S. 277) wird erzählt, die Verschworenen hätten auch einen terzkyschen Hauptmann, „Pestalutzen genannt", auf ihre Seite gebracht.

***) Dies stimmt nicht zum ersten Auftritt, wo Geraldin sich zwölf Dragoner auswählen soll; denn Pestalutz können wir uns eben so wenig als einen gewöhnlichen Soldaten denken wie Leßley (vgl. S. 266). — Auf dem in Eger auf dem Rathhause befindlichen Gemälde des Mordbanketts, das Goethe ein Jahr nach Schillers Tode sah, waren als Mörder Leßley und Geraldin, auf dem von

sich Deveroux des Wunsches nicht enthalten, doch lieber dabei zu sein, als daß er Wallenstein tödte, dem er nicht werde ins Auge blicken können; wäre es ja eine Schandthat, den zu morden, der ihm noch vor kurzem Geld zu dem Rock, den er anhabe, geschenkt. Dies Bedenken dürfte eben so wenig glücklich erfunden sein wie dessen Beseitigung durch Buttler.*) Wenn Macdonald dagegen bemerkt, Wallenstein sei stich- und schußfest, gefroren**), so ward dies schon im Lager VI, 177 ff. erwähnt. Auch fand Schiller berichtet (Murr S. 335), die Mörder hätten dem Terzky lange nichts anhaben können, weil er einen Goller von Elendshaut getragen.***) Der gut katholische Macdonald weiß hiergegen ein kräftiges Mittel. Nachdem so jedes Bedenken beseitigt ist, fordert Buttler beide auf, sich zwanzig bis dreißig Dragoner zu ihrer Begleitung zu wählen; auch gibt er an, wie er sie ohne Schwierigkeit in Wallensteins Schlafgemach

---

Wallensteins Tod die Hauptleute Walther de Ebrox (Deveroux) und Dionysius Magdaniel (Macdonald) genannt. — Nach „Der Pestalutz, der Leßley sind dabei" fuhr Buttler früher noch fort: „Sobald die That geschehen ist —", worauf Deveroux etwas säumte, ehe er Buttler den Tausch vorschlug. — Im folgenden hatte Schiller nur für den englischen Uebersetzer statt nichts verschlagen das deutlichere gleich viel sein gesetzt.

*) Ursprünglich erwiderte Deveroux darauf noch: „Da hast du wieder recht. Das fiel mir nicht ein. | Ich will den Rock ausziehn, so ists gethan."

**) Die Worte „Er ist . . . behaftet" setzte Schiller erst später hinzu; der Vers schloß mit „Schuß und Hieb und Stich". — Buttlers vorhergehendes „Was wird er?" ist etwas auffallend; es wird wohl hinzugedacht „gegen einen tüchtigen Stoß der Pike vermögen". — Gefroren, gefeit, fest.

***) Dieser Aberglaube wird glücklich durch ein anderes von Schiller erfundenes Beispiel weiter ins Licht gesetzt. — Statt Ingolstadt war hier in der berliner Regisseurhandschrift Baierland genannt.

führen werde.*) Murr berichtet (S. 337 f.): „Buttler eilte mit dreißig Mann mit Hauptmann Deveroux dem Quartiere Wallensteins zu. Deveroux nahm noch 6 Hellebardierer zu sich.“ In das Haus wagte er selbst sich ebenso wenig wie Gordon, was freilich Schiller zu seinem Zwecke annehmen mußte. Da aber Deveroux und Macdonald noch immer eine gewisse Scheu vor der Ermordung ihres Feldherrn nicht verleugnen können, so verweist Buttler sie auf die ihrer wartende Ehre und den reichen Lohn, was indeß weniger wirkt als die sich Deveroux von selbst aufdrängende Betrachtung, daß ihr Feldherr, lieferten sie ihn lebendig nach Wien, ein viel unwürdigeres Ende unter der Hand des Henkers finden würde.**)

Dritter bis fünfter Auftritt.***) Hier beginnt mit der Veränderung der Szene der zweite Theil des Aufzugs. Wallenstein, durch den Tod von Max tief ergriffen, hat noch das vollste Vertrauen auf den Erfolg seines Unternehmens.

Den schwedischen Hauptmann entläßt er freundlich, kann er in seiner Trauer sich auch nicht recht ihres Sieges freuen. Er beruhigt die Gräfin Terzky, die den Bruder weniger heiter findet; erst von ihr vernimmt er, daß ihr Gemahl mit Illo an

*) In Wirklichkeit gingen sie nicht über den Hof auf einer Wendeltreppe, sondern sprengten mit Gewalt das Vorderthor und eilten die große Treppe links herauf. Von „Hartschiers und Garden“, welche im Hofe zum Schutze Wallensteins gewesen, weiß die Ueberlieferung nichts, sie gedenkt nur einer Schildwache. Die Bezeichnung der Hellebardiere als Hartschiere (aus archier, jetzt Hatschier) boten Schiller seine Quellen.

**) Das Schlußwort von Deveroux lautete früher, auf den vorigen Vers reimend (es war hier der einzige Reim): „Komm, Macdonald! Er soll nicht lange leiden.“

***) Die Theaterbearbeitungen eröffnen damit den fünften Aufzug.

einem Gastmahl Theil nimmt. Gern möchte er jetzt allein sein, doch die Schwester ist so ängstlich um ihn besorgt, daß sie ihn nicht verlassen kann. Als er ans Fenster geht, sieht er den Himmel dunkel bewölkt, wie bei einem Gewitter, die Wolken vom Sturme getrieben. Nach Murr (S. 336 f.) war in dieser Nacht ein erschreckliches Windbrausen von 8 Uhr bis um Mitternacht. Daß auch der Gewitterhimmel im Februar eine ungewöhnliche Erscheinung ist, sollte doch angedeutet sein. Wallenstein versinkt über den Verlust von Max in düsteres Sinnen. Die Gräfin versteht zunächst seine Aeußerungen nicht, da sie diese auf den zuletzt von Wallenstein genannten Jupiter bezieht. Als sie endlich seine sehnsüchtige Erinnerung an Max nicht mehr verkennen kann, will sie darauf eingehn; aber auf ihre Frage, was er von seinem Tode Näheres gehört, muß er bitten, ihm diese zu sehr angreifende Mittheilung zu erlassen. Seine Erwähnung der „trüglich wankenden Planeten" und der Gedanke, wer wisse, was ihnen die nächste noch dunkle Stunde bringe? scheint wenig der Ueberzeugung von seinem Erfolge zu entsprechen, die auch die Trauer um Max nicht trüben kann, und die empfindsame Klage, daß mit diesem die Blume aus seinem Leben verschwunden sei, dürfte, so rührend sie auch wirkt, kaum dem Augenblick und Wallensteins Charakter angemessen scheinen.*) Als er Tritte aus der Ferne vernimmt, geht er zur Thüre, wo er weit hinten Gordon kommen sieht, der zur Mitternacht die Festungsschlüssel bringt. Auch jetzt kann die Gräfin trotz seiner wiederholten Mahnung sich noch nicht entfernen; es

*) Die gewaltgen Stunden, die Zeit, die alles vermag. Von der Macht der Zeit sind die alten Tragiker voll.

drängt sie, ihm die bangen Träume, die sie erschreckt haben, mitzutheilen*): er aber erklärt diese auf ganz natürliche Weise und will von Warnungsstimmen in Träumen nichts wissen, wogegen er Vorahnungen des kommenden Unglücks zugibt**),

---

*) Deiner ersten Gemahlin, Lucrezia Nekyssowa von Landeck, einer schon ältern, sehr reichen Wittwe in Mähren, die 1614 starb. In der Kirche der von ihm erbauten Karthause zu Waltitz bei Gitschin liegt sie in der Gruft zur rechten Seite begraben. Seit 1636 ruhen hier auch Wallensteins Gebeine. Schiller fand dies bei Murr S. 306 f. 358. Wallenstein hatte Gitschin im Königgrätzer Kreise zur Residenz erhoben und hier 1630 einen prachtvollen Palast bauen lassen.

**) Die Stelle „Wie sich der Sonne Bild" stand anfangs I, 1. Vgl. oben S. 87*. — Die Nennung des Namens Ravaillac wirkt störend, das einfache „der Mörder" wäre passender. Daß Heinrich IV. seinen Tod ahnte, ist bekannt. Im zweiten Bande der von Schiller herausgegebenen allgemeinen Sammlung historischer Memoires (1790), auf den Vorberger verweist, wird (S. 36) seines Wortes an Sully gedacht, daß er sich über nichts mehr freuen könne, wie auch seiner häufigen Aeußerung, er werde es nicht lang mehr machen, wovon rechtschaffene Leute zu erzählen haben würden. Wenige Tage vor seiner Ermordung soll seine Gattin zwei ängstliche Träume gehabt haben (S. 203), die Schiller zu den Träumen der Terzky veranlaßt haben könnten. Gerade zur Zeit, wo man ihre Krone verfertigte, träumte ihr, alle großen Diamanten und andere Kleinodien, die man dazu verwenden wollte, hätten sich in Perlen (die bekanntlich Thränen bedeuten) verwandelt. Ein andermal erwachte sie mit solchem Schrecken aus einem Traume, daß der König in sie drang, ihm ihr Gesicht zu erzählen. Nach wiederholten Bitten sagte sie: „Es kam mir vor, als ob Ihnen jemand auf der kleinen Treppe einen Messerstich versetze." Weiter wird dort berichtet (S. 218), der König habe einem Freunde gestanden, daß er an den drei vorhergehenden Tagen dreimal eine ganz ungewöhnliche Bangigkeit empfunden. Auch soll ihn seine Gattin am Tage der Ermordung von der Fahrt zum Besuche des kranken Sully und zur Besichtigung der Vorbereitungen zu ihrer Krönung abzuhalten gesucht haben (S. 220). Schiller hat die überlieferten Züge ganz frei umgestaltet.

von denen er aber jetzt nichts fühlt. Die bestimmte Hindeutung der Gräfin auf das Gift, das sie bei sich führt, dürfte kaum passend sein.

Als Gordon Wallenstein die Schlüssel gebracht hat, läßt dieser sich vom Kammerdiener entkleiden, ohne irgend eine böse Ahnung zu fühlen; ja selbst darin, daß die Kette bricht, die der Kaiser, damals noch Erzherzog, im Sommer 1617 wegen des Krieges um die friaulischen Grenzmarken ihm geschenkt hat*), sieht er kein übles Anzeichen, beruhigt sich vielmehr dabei, daß jetzt ein neues Glück für ihn beginnen müsse. Vertraulich gedenkt er darauf der mit Gordon zu Burgau verlebten Jugendtage (daß Gordon ein Schotte ist, der als Soldat nach Deutschland gekommen, bleibt hier außer Acht), wodurch er, im Gegensatz zu seinen ängstlichen Mahnungen an die Gefährlichkeit der Hochgestellten und die Trüglichkeit des Glückes, volles Vertrauen auf dessen wieder auflebende Gunst äußert.**) Zuletzt erinnert er an die bei den Alten verbreitete Vorstellung vom Neide der Götter, auf welcher die von Schiller als Ballade behandelte Erzählung vom Ring des Polykrates beruht: durch den Verlust von Max scheint ihm des Schicksals Neid gesühnt.

---

*) Dies scheint freie Dichtung. Ferdinand ernannte ihn zum Lohne seiner bei Gradiska geleisteten Dienste zum Obersten der mährischen Miliz.

**) 57: „Zwar jetzo *schein'* ich tief herabgestürzt", hat die erste Ausgabe *schien*. Hölscher (S. 7) vertheidigt letzteres; aber daß Wallenstein den Zustand als noch dauernd betrachtet, zeigt das folgende, besonders *diese Ebbe*. Auch liest die berliner Theaterhandschrift *schein'*, und das muß auch in der Handschrift des ersten Uebersetzers, Melliſh, gestanden haben. In der Theaterhandschrift fanden sich nach *schwellend folgen* (59) noch die Verse: „Und meines Glückes Quell, der itzt, | Von einem bösen Stern gebunden, stockt, | Wird freudig bald aus allen Röhren springen."

Sogar die ängstlichen Mahnungen des in vollster Aufregung hereinstürzenden Seni*) können Wallenstein nicht rühren; er sieht in ihnen, da Seni die Schweden für falsche Freunde hält, nur dessen leidenschaftliche Abneigung gegen die Andersgläubigen. Seni war ein aus Genua stammender Katholik. Da glaubt Gordon noch den äußersten Versuch zu Wallensteins Rettung machen zu müssen; er fällt plötzlich vor diesem nieder, worin ihm Seni folgt, und bittet ihn, noch im letzten Augenblicke durch die Trennung von den Schweden seinen Fehler gut zu machen. Gordons Kühnheit verletzt diesen so schwer, daß er sie nur dem treuen und ihm warm ergebenen Jugendgenossen verzeihen kann. Mit der Aeußerung, der Kaiser könne ihm nimmer vergeben, weil Blut geflossen, ist nur gemeint, er sei schuld, daß Max sich in Verzweiflung auf die Schweden geworfen, und so sich und die Seinen zu Grunde gerichtet. Auch wäre es ihm unmöglich Verzeihung anzunehmen, und so zur Unbedeutendheit herabzusinken. Ja, hätte er es auch wollen können, jetzt sei es zu spät. Wenn er geahnt, fügt er in tiefster Bewegung hinzu, daß er den Freund in den Tod treiben werde**), wenn er die Schrecklichkeit dieses Verlustes so vorgefühlt, wie er ihn jetzt empfinde („hätte mir das Herz, wie jetzt, gesprochen"), vielleicht würde er dann zurückgetreten sein — doch er selbst kann an diese Möglichkeit kaum glauben. Jetzt, wo schon Blut, und so theures, geflossen, muß er alles wagen. In der Dar-

*) Nach Murr (S. 339) hatte Wallenstein mit Seni sich kurz vor dem Schlafengehn darüber gestritten, ob nach den Planeten die Gefahr vorüber sei, was Seni leugnete. Vgl. auch oben S. 151.

**) Früher stand: „Daß mir der liebste Freund | Als erstes Todesopfer (Todtenopfer) würde fallen."

stellung der Unmöglichkeit des Rücktritts herrscht der Schmerz über den Verlust von Max vor; daß er sein den Schweden gegebenes Wort nicht zurücknehmen dürfe, kommt gar nicht in Erwägung. Aber noch ehe er sich zur ersehnten Ruhe begiebt, fällt sein Kammerdiener in heftiger Bewegung vor ihm nieder; die schmerzliche Ahnung, daß sein Herr dem Verderben entgegengehe, macht ihn sprachlos. Wallenstein schreibt auch diese Ahnung einem ganz gewöhnlichen Umstande zu, und um den Pagen nicht unglücklich zu machen, will er ihn nicht länger in seinem Dienst festhalten. Die letzten Worte des seines Glückes sichern Helden machen auf den Zuschauer, welcher den über ihm schwebenden Tod voraussieht, einen tragischen Eindruck. Der Herzog geht durch die Galerie ab, auf die das Vorzimmer seines Schlafgemachs mündet.

Sechster und siebenter Auftritt. Gordon kämpft mit sich, während er Buttler schon draußen hört, ob er nicht Wallenstein durch Aufregung des Hauses retten solle, doch zu einer so folgenreichen That kann der schwache Mann sich nicht erheben, und so stellt er die Sache dem Himmel anheim. Die unabhängig von einander gesprochenen Reden Gordons und Buttlers, der zuerst im Hintergrund erscheint, darauf, näher tretend, eine Stimme vernimmt, die er dann als die Gordons erkennt, sind von großer Wirkung. Buttlers Kunde, daß Illo und Terzky bereits gefallen*), macht den Alten schaudern. Auf Buttlers die schreck-

*) Terzky focht (Murr S. 335) mit Geraldino und Deveroux, dessen Degen entzwei sprang, erlegte zwei Soldaten und verwundete tödtlich den Spanier Lebra. Andere erzählten dies von Illo, was Murr mit Recht für einen Irrthum erklärte. Aber Schiller schreibt es dem Illo zu, weil es zu dessen wildem Charakter besser paßt. Birlinger sieht darin irrig nachlässige Benutzung des Chaos.

liche Absicht verrathende Frage nach Wallenstein bittet er um Schonung; wolle ja der Himmel, der seine Hand habe verwunden lassen, seinen Arm nicht. Und als der Kammerdiener durch den Finger auf dem Munde um Stille bittet, mahnt er Buttler, doch ja nicht den heiligen Schlaf durch Mord zu entweihen.*) Mit immer neuen Mahnungen sucht er diesen zurückzuhalten; ja dieser scheint einen Augenblick zu schwanken, da er Gordons längere Rede ruhig anhört, dann aber faßt er sich und sein Stampfen ruft die beiden Hauptleute mit den Hellebardieren herbei. Gordon wirft sich zwischen ihn und die Bringer des Todes. Buttler stößt ihn zurück. Da die gedungenen Mörder die in der Ferne erschallenden Trompeten für das Anzeichen der Schweden halten, verweist Buttler Gordon auf seinen Posten als Festungskommandant. Der jetzt wieder hereintretende Kammerdiener schreit um Hülfe, nachdem er vergeblich Ruhe geboten. Auf Buttlers Geheiß stößt Deveroux ihn nieder**), und so dringen sie auf der Galerie durch die gesprengten Thüren ein.***) Die

*) Shakespeares Macbeth glaubt vor dem Morde die Mahnung zu vernehmen, nicht den unschuldigen Schlaf zu erstechen (II, 2), in Schillers später fallender Bearbeitung II, 4: „Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuldigen, | Den arglos heilgen Schlaf, den unbeschützten."

**) Nach Murr (S. 345) wurde ein mit einer goldenen Schale Bier kommender Page, der Lärm machen wollte, mit der Pike niedergestoßen.

***) Murr (S. 341): „Inzwischen näherte sich Deveroux mit seinen Mordgehülfen dem Vorzimmer, wo ihm der Kammerdiener Wallensteins, der bereits den Schlüssel des Schlafzimmers abgezogen hatte, mit dem Finger auf dem Munde zu verstehn gab, kein Geräusch zu machen, weil der Herzog schlafe. Er versetzte aber: ‚Freund, jetzt ist es Zeit zu lärmen.' Deveroux klopfte nun wüthend an die Thüre, wozu der Kammerdiener den Schlüssel zu haben leugnete, und welche auch inwendig der Herzog inzwischen verriegelt hatte. Der Mörder und einer seiner Gehülfen suchten mit Füßen die Thüre einzusprengen. Es gelang

wirkliche Ermordung wird erst durch die dumpfen Stimmen und das Waffengetöse aus der Ferne bezeichnet, das wir bei leerer Bühne vernehmen. Ergreifender wäre es gewesen, wenn die Gräfin Terzky, durch die Angst um Wallenstein getrieben, früher erschienen wäre und noch das Geräusch vernähme.

Achter bis zehnter Auftritt. Mit lebhaftester dramatischer Bewegung wird die erfolgte Ermordung vorgeführt und zugleich die Gräfin Terzky in die Schlußhandlung verflochten. Diese, welche Thekla nicht auf ihrem Zimmer gefunden, will zum Herzoge, damit man der Flüchtigen Boten nachschicke. Sie bangt vor dessen Zorn und zugleich ängstigt sie das Ausbleiben ihres Mannes; das Schrecklichste ahnt sie nicht. Stimmen und Tritte glaubt sie hier gehört zu haben; sie möchte nun zu Wallenstein, und ist im Begriffe nach dem Schlafzimmer oder vielmehr nach dem Vorzimmer zu eilen, wo sie an der Thüre horchen will, als sie eben hört, wie man die Treppe hinauf gelaufen kommt. Gordon ist es, der nach Buttler ruft; statt dessen aber trifft er zu seiner Bestürzung die Gräfin, deren Frage nach ihrem Manne ihn mit Entsetzen erfüllt. Dringend bittet er sie, auf ihr Zimmer zu gehn*); als sie ihn festhalten

ihnen beim fünften Versuche." Schillers Veränderungen sind sehr glücklich. — Das Schlafgemach Wallensteins liegt nicht unmittelbar an dem Saale, die Mörder müssen durch das Vorzimmer, und deshalb zwei Thüren sprengen, ehe sie zu Wallenstein gelangen.

*) Nach der Ueberlieferung (vgl. Murr S. 340 f.) wohnten Terzka und Kinsky mit ihren Frauen in der Nähe von Wallensteins Hause, so daß dieser, als er ans Fenster trat, das Heulen und Schreien der beiden Frauen über die Ermordung ihrer Männer hörte, die sie eben erfahren hatten. Terzka wohnte auf dem Marktplatze im Hause des Sebastian Löw (Nr. 506), Kinsky daselbst auf der Ecke der Judengasse im Hause des Wolfgang Vetterle (Nro. 484). Vgl. Prökl S. 77.

will, beschwört er sie, ihn zu lassen, weil alles an diesem Augenblicke hänge. Sein Ruf nach Buttler setzt die Gräfin in Erstaunen, da dieser mit ihrem Manne auf dem Schlosse ist. Endlich erscheint dieser, um zu erklären, die von Gordon gebrachte Kunde, die Kaiserlichen seien unter Oktavio eingedrungen*), komme zu spät. Das Wort, es sei zu spät, Gordons Verzweiflung und Oktavios Eindringen lassen sie das Schlimmste ahnen, was durch Seni in fürchterlichster Weise bestätigt wird, der auch den eben vernommenen Tod ihres Mannes in seiner Verzweiflung verrät. Der Hülferuf einer Kammerfrau erinnert etwas unnöthig an den fürchterlichen Eindruck der Schreckenskunde auf die Herzogin.**) Die Ankunft des Bürgermeisters, der von der Mordthat in seinem Hause gehört, und das Fortrennen der Bedienten, von denen einer für sein eigenes Leben fürchtet, der andere die Verwirrung zum Stehlen mißbraucht***),

---

*) In Wirklichkeit erschien nicht Piccolomini, sondern Gallas, und zwar erst am andern Tage, zuerst in Eger.

**) Hilf! Hilf kann hier nur als Hülfe gefaßt werden, wie auch sonst das einfache Hilf! steht, nicht als Imperativ, wie Hölscher S. 7 f. meint, da in diesem Falle die Mehrheit Helft stehn müßte. Auch möchten wir nicht mit ihm nach dem zweiten Hilf das Ausrufungszeichen vertheidigen, vielmehr scheint der Rhythmus besser, wenn wir Hilf' der Herzogin zusammenfassen, so daß das erste Hilf' wie eine Art Vorschlag erscheint. Der Schwabe Schiller sprach Hilfe, der Frankfurter Goethe Hülfe.

***) Nach Murr (S. 345) verkroch sich das Hausgesinde oder sprang von oben herab in den Hof, wobei es sich sehr verletzte, oder nahm auf andere Weise Reißaus, wobei manche des Raubs nicht vergaßen und in die benachbarten Marktstockhäuslein viel Silbergeschirr und andere Sachen brachten, um sie zu verkaufen. Schillers Bezeichnung, wonach ein Bedienter Silbergeschirr getragen, ist in dieser Fassung kaum verständlich. Die Gräfin sagt A. XII, 7 f., das Hofgesinde fliehe.

wäre wohl sehr entbehrlich.*) Die Anzeige der Ankunft Oktavios, des Verderbers ihres Bruders, setzt die Gräfin in entsetzlichste Aufregung; sie entfernt sich, festen Entschlusses, diese Erniedrigung nicht zu überleben.

Elfter und zwölfter Auftritt. Oktavio will die Schreckenskunde von Wallensteins Ermordung nicht glauben; aber Gordon weist auf den in einem rothen Zimmerteppich hinten über die Szene getragenen Leichnam hin.**) Deveroux bringt Buttler Wallensteins goldenes Vließ und Degen. Macdonald fragt ihn, ob man die Kanzlei schließen solle***), aber dieser verweist sie auf Oktavio. Wenn Buttler auf Oktavios Vorwurf behauptet, er habe nur des Kaisers Urtheil vollstreckt, so hat er nach der bisherigen Darstellung des Stückes durchaus recht, und Oktavios Verwünschung der raschen Vollziehung des Willens der Könige erscheint als leere Sophistik. Auch darf er gegen diesen behaupten, daß er nur das gethan, wozu er ihn getrieben. Sofort will er zum Kaiser nach Wien, von welchem

*) In der szenarischen Bemerkung zum zehnten Auftritt wird irrig der Bürgermeister vor dem Pagen und der Kammerfrau genannt. Auch daß Bediente schreckensvoll über die Szene rennen, ist hier nicht bezeichnend. Eigentlich sollten im Szenarium nur „Vorige. Seni" stehn, da die andern nicht schon am Anfange des Auftritts auf der Bühne sind. Die Theaterhandschriften haben noch die Bemerkung, daß der ganze Auftritt ohne Pausen gesprochen werden müsse.

**) Daß derselbe, in seinen rothen Fußteppich gehüllt, fortgetragen wurde, ist überliefert. Vgl. Murr S. 342 f. und oben A. III, 123 ff.

***) Dies thaten nach dem ausführlichen Bericht (S. 280) Buttler, Gordon und Leßley; auch ließen sie die Leiche in einem alten Wagen aufs Schloß bringen. Das Schwert Wallensteins und die Partisane, womit dieser durchstochen worden, zeigte man Goethe auf der Bibliothek des Rathhauses in Eger. Auch Schiller hatte die letztere gesehen.

er Belohnung für die stracke Vollziehung des allerhöchsten Befehls erwartet.*)

Noch schärfer trifft den verrätherischen Freund die jetzt wieder eintretende Gräfin Terzky, die den Untergang ihres ganzen Hauses verkündet, das mit ihr ende. Sie überhört Oktavios Schmerzensruf, den sie, da von ihrem Hause niemand mehr zu vernichten ist, nur bittet, Wallensteins Dienerschaft nicht auch zu mißhandeln. Als er darauf sie der Gnade der Kaiserin versichert, wozu er kaum berechtigt ist, erklärt sie, sie habe auf Erden nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten, nur für sich die Gnade des Himmels zu erflehn. Für ihren Bruder wünscht sie***), daß man ihn in seiner Grabstätte zu Gitschin ruhen lasse; sie selbst hat Gift genommen, da sie ein entehrtes Leben nicht zu ertragen vermag. Noch im Hause des Mordes empfängt Oktavio, der eben selbst seinen Schmerz über die Verwaisung seines Hauses ausgesprochen hat, durch einen Kourier†) die Kunde von der freilich etwas sehr verfrühten, aber drama-

*) Buttler reiste wirklich bald darauf mit Deveroux nach Wien; der Kaiser reichte ihm freundlich die Hand, ließ ihm eine goldene Gnadenkette durch den Erzbischof umhängen, erhob ihn zum Grafen und schenkte ihm mehrere Güter Terzkas. Vgl. Murr S. 325. 346.

**) Sie verkündet auch, daß die Herzogin mit dem Tode ringe. In Wirklichkeit war diese gar nicht in Eger. Bitter scharf ist ihr Wort, sie liefere die Schlüssel ihres Hauses ab, das durch ihn völlig vernichtet sei. In der Theaterhandschrift änderte Schiller V. 13 „todt und Ihre (statt todt, des Kaisers) Rache", was viel schärfer gegen Oktavio ist, aber der Kaiser durfte kaum übergangen werden.

***) Statt „Herrn —" sollte es heißen „Herrn. — (zu Oktavio)". Gar zu toll hat man vermuthet, die Frage: „Wo soll ... finden?" gehöre dem Oktavio.

†) Ursprünglich, und noch in der berliner Theaterhandschrift, bringt ein

tisch äußerst wirksamen Belohnung, der durch seinen Verrath des Jugendfreundes erworbenen Erhebung in den Fürstenstand*), die ihm Gordon mit dem von Oktavio tief empfundenen Ausdruck des Vorwurfes ankündigt.**) Die ungeheure Wirksamkeit dieses die ganze Schwere der auf Oktavio lastenden Schuld aussprechenden Schlusses hat Goethe (vgl. S. 109) bezeichnend hervorgehoben.

Offizier den Brief (nach letzterer „mit großem Siegel") und spricht: „Ein Eilbot bracht' es mit. Er kommt vom Kaiser."

*) Oktavio wurde erst spät vom Könige von Spanien wegen des Sieges bei Diedenhofen (1639) zum Herzog von Amalfi ernannt. Selbst die Herrschaft Nachod (vgl. Murr S. 348) erhielt er erst, nachdem er sich zurückgesetzt glaubte.

**) Die berliner Handschrift fügt in der szenarischen Bemerkung zu „Vorwurfs" hinzu „und einen Nachdruck auf den Ton (das gesperrt gedruckte Wort Fürsten) legend". Ursprünglich trat Gordon dem Offizier entgegen; der Vers „Was gibts? Das ist das kaiserliche Siegel" fehlte; Oktavio selbst las die Aufschrift „Dem Fürsten Piccolomini!", ließ den Brief auf den Tisch fallen und blickte dann, wie es noch jetzt heißt, schmerzvoll zum Himmel. In der Theaterbearbeitung steht „Oktavio schrickt zusammen und".

Druckfehler.

S. 103, 14 muß es Böhmen statt Ungarn heißen.

Inhaltsverzeichniß.

I. Entstehung 1
II. Stoff 129
III. Dramatische Gestaltung und Ausführung 190
IV. Erläuterung 210
Prolog 210
Wallensteins Lager 215
Die Piccolomini 236
Erster Aufzug 236
Zweiter Aufzug 245
Dritter Aufzug 256
Vierter Aufzug 261
Fünfter Aufzug 271
Wallensteins Tod 278
Erster Aufzug 278
Zweiter Aufzug 288
Dritter Aufzug 299
Vierter Aufzug 319
Fünfter Aufzug 332

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.

LG
S334
.Ydu

34535

Schiller, Friedrich von
Düntzer, Heinrich
Erläuterungen zu Schillers Werken. vol.17-18.
Wallenstein. 5 neu durchgesehene Aufl.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU